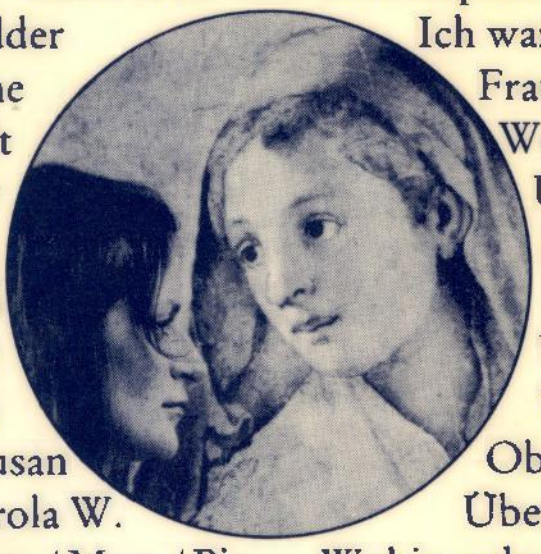
Kursbuch 47

Frauen

Marina Moeller-Gambaroff — Emanzipation macht Angst
Martina de Ridder — Ich war Animierdame
Anna / Christine — Frauen in Kneipen
Marlis Gerhardt — Wohin geht Nora
Beate Klöckner — Unter Männern
Karin Reschke — Power Frauen!
Gisela Wysocki — Frauen-Bilder
Ele Schöfthaler — Vor 400 Jahren
Barbara Duden — Vor 200 Jahren
Ulla / Birgit / Susan — Oberschülerinnen
Monika S. / Carola W. — Über Rockerbräute
Amanda / Helene / Mara / Pia — Wohin geht die Reise . . .?



Kursbuch/Rotbuch Verlag · 8 Mark

77-438
05
Kur
Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
ausgeschieden am:

Kursbuch
Herausgegeben von Karl Markus Michel und Harald Wieser
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

47 *Frauen* März 1977

Marina Moeller-Gambaroff, Emanzipation macht Angst 1
Beate Klöckner, Unter lauter Männern 27
Martina de Ridder, »Dat ist ja wat wert, dat Mädchen«. Ökonomie und Interaktion in einem Nachtlokal 45
Anna Petermann / Christine Darmstadt, Frauen in Kneipen 57
Karin Reschke, Frauenfest 71
Marlis Gerhardt, Wohin geht Nora? Auf der Suche nach der verlorenen Frau 77
Gisela von Wysocki, Frauen-Bilder im Aufbruch. Hinweise auf ihren Gebrauch 91
Ele Schöfthaler, Troubadora und Meisterin 115
Barbara Duden, Das schöne Eigentum. Zur Herausbildung des bürgerlichen Frauenbildes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert 125
Ulla / Birgit / Susan / Sabine / Barbara, »Ich möchte lernen, ich selbst zu sein«. Siebzehnjährige Oberschülerinnen schreiben über sich 143
Monika Savier / Carola Wildt, Rockerbräute, Treberinnen und Schulmädchen – zwischen Anpassung und Gegenwehr. Ein Beitrag über die Diskriminierung von Mädchen 161
Karin Reschke, Power Frauen! Eine Ansprache 175
Amanda / Helene / Mara / Pia / Ulla, Schwester wohin geht die Reise? Skizzen eines wundersamen Aufenthalts 185
Kursbuch-Aufsätze zum Thema »Frauen« 1970–1976 197

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 6, im Einzelverkauf DM 8. Anschrift der Redaktion: Kursbuch/Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Harald Wieser. © 1977 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.
Umschlagfoto: Liselotte Strelow, Hansastr. 20, 2000 Hamburg 13

Beilagen: Rotbuch Verlag, Autoren- und Verlagsgesellschaft Syndikat, Wohlthat'sche Buchhandlung

Marina Moeller-Gambaroff
Emanzipation macht Angst

Frauen, denen es im Gegensatz zu den meisten anderen gelungen ist, in einem befriedigenden Beruf zu arbeiten, finanziell unabhängig und von häuslichen Pflichten weitgehend entlastet zu sein, bilden noch immer eine privilegierte Minderheit. Zu dieser Gruppe rechne ich viele meiner Freundinnen, einige der Frauen, mit denen ich psychotherapeutisch arbeite, und auch mich selbst. Beim Beobachten eigener und fremder Emanzipationsversuche hat es mich immer wieder verblüfft, wie unsicher und ängstlich Frauen sein können, die, objektiv betrachtet, ein großes Stück Selbständigkeit verwirklicht haben. In der Position einer autonomen Person zu sein, mobilisiert bei Frauen offenbar besondere Konflikte, die nach meinen Erfahrungen fast immer dieselbe Quelle haben und deren Bearbeitung u. a. durch die Ideologie eines Teils der Frauenbewegung erschwert, wenn nicht sogar unmöglich gemacht wird.

Die meisten Frauen, an die ich hier denke, stehen der Frauenbewegung mit Sympathie gegenüber, wenn sie sich bisher auch nicht entschließen konnten, aktiv in die Bewegung einzutreten. Alle sind sie jedoch durch feministische Literatur emotional stark angesprochen und beeinflußt worden. Was hat sie bisher gehindert, aktiv zu werden? Ist es die Angst, gegenwärtige oder zukünftige Partnerbeziehungen aufs Spiel zu setzen, tief eingewurzelte Gefühle über das Verhältnis von Mann und Frau aufgeben zu müssen und damit orientierungslos zu werden? Ist es die Angst vor allzu großer homosexueller Nähe und damit zu großer homosexueller Verführung? Ist es also eine Flucht vor der eigenen latenten Homosexualität, weil diese einen dazu bringen könnte, Beziehungen zu Männern überhaupt in Frage zu stellen? Ich glaube, dies alles – und mehr – spielt eine Rolle.

Für mich gibt es jedoch noch einen anderen, sehr entscheidenden Gesichtspunkt: ich halte weite Teile der Frauenbewegung für prinzipiell männerfeindlich, obwohl nicht immer manifest. Damit verbunden ist der Mangel an konkreten Entwürfen – und seien sie zunächst auch utopisch – für eine emanzipierte Sexualität zwischen den Geschlechtern.

Über die existentielle Dringlichkeit der Forderungen nach Befreiung der Frau von patriarchalischen Strukturen besteht kein Zweifel. Es muß aber differenziert werden zwischen den herrschenden patriarchalischen Normen

und Praktiken und der Tatsache, daß Männer – wenn auch kaschierter und qualitativ anders – ebenfalls auf spezifische Weise in unserer Gesellschaft ausgebeutet werden. Wir begegnen dem Patriarchat im Hier und Heute in seiner untrennbaren Verflechtung mit dem kapitalistischen System und seiner bereits automatisierten Eigendynamik, die längst nicht mehr den Bedürfnissen der Männer entsprechen kann. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, daß Männer durch das Patriarchat, das in weiten Bereichen mit der zerschleißenden Leistungsgesellschaft identisch ist, ebenfalls geschädigt werden. »Frauen und Männer (sind) Opfer ihrer Rollen – aber Frauen sind noch die Opfer der Opfer« (A. Schwarzer, 1975). Im patriarchalischen System werden Frauen und Männer notwendigerweise zu feindlichen Gruppen. Mehr noch: es ist im Interesse dieses Systems, das sich durch einen Gegensatz der Geschlechter nur stabilisiert.

Solange das Feindbild Mann unreflektiert tradiert wird, arbeitet die Frauenbewegung selbst – wenn auch unbewußt – dem Patriarchat zu. Von daher ist es eminent wichtig, daß sie ihre Einstellung zum Mann immer wieder überdenkt. Bliebe sie nämlich primär männerfeindlich, dann würde sich einerseits die Kluft zwischen den Geschlechtern nur vertiefen und jeder Ansatz von Solidarisierung gegen das patriarchalische System würde noch weniger realisierbar sein, andererseits vermiede sie durch die permanente Orientierung an einem Außenfeind die Konfrontation mit spezifischen inneren Konflikten. Im Kampf gegen patriarchalische Prinzipien bietet der Mann natürlicher- und berechtigterweise ein klares Angriffsziel und schweißt zudem die eigene Gruppe enger zusammen. Sollte jedoch an diesem Feindbild noch ein anderer Mechanismus beteiligt sein, etwa eine Projektion oder eine Verschiebung, um einen latenten inneren Konflikt unsichtbar zu machen, dann würde ein ausschließlich nach außen gerichteter Kampf langfristig gesehen zum Bumerang werden, weil die volle Problembewältigung umgangen würde. Eine solche Abwehr hat natürlich auch eine nützliche Funktion. Sie kann für eine gewisse Zeit leistungssteigernd sein, weil sie Angst eindämmt. So ist die eindimensionale Sicht des Mannes sicher eine wichtige Antriebskraft der Frauenbewegung gewesen. Sie sollte jedoch überwunden werden, um eine entsprechend eindimensionale und damit repressive Sicht der Frau, zu der es notwendigerweise kommen müßte, zu verhindern.

Ein psychoanalytischer Grundsatz sagt, ein Konflikt lasse sich erst ganz lösen, wenn auch seine abgespaltenen, unbewußten Anteile bearbeitet werden. Offenbar schützen solche Abspaltungen, Projektionen, Externalisierungen und Verschiebungen davor, etwas Bedrohliches in sich selbst wahrzunehmen. Die Emanzipationsbewegung hat es bisher vermieden, sich mit einigen spezifischen weiblichen Ängsten bei der Identitätsfindung auseinanderzusetzen. Meine These ist, daß die allzu rigide Etablierung eines

männlichen Feindbildes der Abwehr dieser Ängste dient und damit eine Identitätsfindung verhindert.
Mir geht es keinesfalls darum, die von der Frauenbewegung aufgeworfenen, ganz realen Probleme wegzupsychologisieren und den gesellschaftlichen Zusammenhang zu verneinen. Aber erst eine Analyse der abgespaltenen Anteile kann die volle Auflösung des zugrundeliegenden Konfliktes erleichtern und damit der Emanzipationsbewegung nützlich sein. Es geht ja darum, patriarchalische Strukturen abzubauen und gleichzeitig ein neues weibliches Selbstbewußtsein, eine neue Identität zu entwickeln. Die neu zu gewinnende Identität bliebe eine lückenhafte, oberflächliche, solange eine Integration der abgewehrten Anteile nicht stattfände.
Der immer wieder beschworene feindliche Gegensatz zwischen Männern und Frauen ist einerseits eine Realität, andererseits in der heutigen spätkapitalistisch-patriarchalischen Gesellschaft auch ein unbewußter Widerstand gegen die Emanzipation selbst. Das Problem ist also besonders unzugänglich. Was als unbewußter Widerstand deutlich werden soll, hat eine sehr wesentliche reale Seite: Frauen werden ja in der Tat von Männern unterdrückt und ausgebeutet, so daß meine Argumentation zunächst nicht richtig erscheinen mag. Aber weil es sich beim Feindbild Mann um eine hochkomplexe Verflechtung von Realität und Phantasie handelt, die unentwirrbar zu sein scheint, findet der unbewußte Widerstand gerade hier einen besonders sicheren Schlupfwinkel. Versuche, diesen spezifischen eigenen (unbewußten) Widerstand der Frauen gegen ihre Emanzipation aufzuhellen, lassen sich zunächst durch reale Fakten über die Ausbeutung der Frau in einer männlichen Welt scheinbar widerlegen. Man muß sich an diesem Punkt der Unbequemlichkeit unterziehen, eine objektive Realität gleichzeitig auch als eine Phantasie anzusehen, ohne daß diese durch jene oder jene durch diese aufgehoben würde.
Die Männerfeindlichkeit soll hier einmal unter dem Aspekt ihres Symptomcharakters betrachtet werden. Ein Symptom ist psychoanalytisch gesehen eine Kompromißbildung aus Verdrängtem und Abwehr. Durch Abwehrarbeit (etwa Verschiebung oder Verdichtung) unkenntlich gemacht, kehrt das Verdrängte wieder im Symptom, das quasi ein symbolischer Ersatz für den konflikthaften unbewußten Vorgang, d. h. also auch für die Befriedigung unbewußter Wünsche ist. Es ist in dieser Form jedoch nicht mehr angstbesetzt.
Das wirft nun die Frage danach auf, welche Ängste das Symptom Männerfeindlichkeit mildert und wofür es symbolischer Ersatz ist. Meiner Meinung nach handelt es sich hier um auf den Mann verschobene Ängste aus der frühen Mutter–Kind-Beziehung. Um diesen mit der Mutter zusammenhängenden, sehr bedrohlichen Ängsten zu entgehen, hat eine Verschiebung eines großen Gefühlskomplexes von der Mutter auf den Mann stattgefun-

den. Die im Verhältnis zum Mann erlebte Feindseligkeit und Unterdrükkung ist offenbar wesentlich leichter zu ertragen als die direkte Konfrontation mit der frühen (symbiotischen, omnipotenten) Mutter. Der unbewußte Kompromiß besteht also darin, daß Feindseligkeit (bereits eine sekundäre Bildung) und Angst erhalten bleiben, aber eine andere Figur (Mann) bekämpft wird, während das wahre Zielobjekt (Mutter) unerkannt bleibt.
Es läßt sich vermuten, daß es die Frauenbewegung aus unbewußten, mit der Mutter–Kind-Beziehung verbundenen Ängsten heraus bisher vermieden hat, sich dieser Auseinandersetzung mit der Mutter zu stellen. Die Bearbeitung der Mutterproblematik ist aber für jede Frau eine wichtige Bedingung, wenn nicht sogar die conditio sine qua non, um sich zu emanzipieren und damit erst für den Kampf gegen das Patriarchat gerüstet zu sein. Pointiert formuliert hieße das: die individuelle Bewältigung des Matriarchats geht der kollektiven Bewältigung des Patriarchats voraus.
Mir geht es darum zu zeigen, wie essentiell die Auseinandersetzung mit der Mutter und die Emanzipation von dieser für die weibliche Entwicklung ist und wie sehr eine unbewältigte Bindung an die Mutter zu gravierenden Schwierigkeiten in der Autonomiebildung und damit verbundenen Identitätslücken führen kann. Um diese These nicht nur abstrakt zu behandeln, will ich zunächst vier Frauen vorstellen und ihre Situation näher betrachten. Karin, Nina, Greta und Ulla, wie ich sie nennen werde, sind keine realen Personen, sondern personae mixtae, die ich aufgrund meiner Erfahrungen mit anderen Frauen und mit mir selbst als fiktive Typen zu Wort kommen lasse. Ihre Ähnlichkeit besteht darin, daß bei allen eine Mutterproblematik vorliegt, ihre Unterschiedlichkeit darin, daß sich diese Problematik auf einer jeweils anderen psychosexuellen Entwicklungsstufe und in jeweils anderen Verarbeitungsformen manifestiert. Ich lasse sie sprechen, um Modelle für mögliche Lebenssituationen von Frauen anzubieten. Die Bewußtseinslage und die kurz skizzierten sozialen Verhältnisse dieser Frauen spiegeln die Zugehörigkeit zu einer privilegierten Gruppe wider. Aber da ich die Feministinnen ebenso wie die *Kursbuch*-Leserinnen und mich als Angehörige dieser Gruppe ansehe, will ich auch über sie schreiben.

Karin

ist 29. Sie ist Journalistin. Sie lebt seit einem Jahr mit einem Maler zusammen. Sie ist schwanger.

»Vor kurzem sagte mir eine Freundin, die mich schon lange kennt, ich hätte mich so schnell an Karls Lebensstil angeglichen. Und daß sie beobachtet hätte, wie ich durch alle meine Partner immer sehr beeinflußt worden sei. Die Konsequenz daraus, daß sie nämlich gar nicht genau weiß, wer ich überhaupt bin, hat uns beide ganz schön erschrocken. So insgeheim war mir das schon immer klar gewesen, neu war für mich, mit jemand anders so

deutlich und ohne Ausflüchte darüber zu sprechen. Sozusagen öffentlich dazu zu stehen, daß meine eigene Persönlichkeit irgendwann im Laufe meiner Geschichte auf der Strecke geblieben ist. Ich bin ein Anpassungsgenie. Das geht bei mir nicht übers Bewußtsein. Mehr osmotisch. So von Haut zu Haut. Seit ich mit Karl zusammen bin, weiß ich auf einmal gut über Malerei Bescheid. Ich kann nicht sagen woher, aber ich habe plötzlich einen guten Blick für Bilder – ich fürchte, es ist sein Blick. Mir ist es manchmal unheimlich, wie schnell und intensiv das so bei mir geht. Das passiert mir ständig, daß ich in der Welt der Männer, mit denen ich zusammen bin, aufgehe. Ich will das nicht nur negativ sehen, wenn ich da so eine Sensibilität entwickele. Das ist ja auch eine Begabung. Die kommt übrigens auch meinem Beruf zugute. Ich habe z. B. gerade eine Reportage über Kunstgalerien gemacht, die sehr gut ankam. Aber gleichzeitig fühle ich mich dabei unwohl. So wie eine Puppe, und der jeweilige Partner haucht ihr immer Leben ein, sein Leben. Puppe hat ja einen Doppelsinn. Ob ich mich mal entpuppen werde? Dazu fällt mir meine Schwangerschaft ein. Ich glaube, ich wollte das Kind, um endlich etwas Eigenes zu haben. Da kriecht dann endlich was raus aus der Puppe. Jetzt kriege ich aber ganz schön Angst. Das ist doch kein ausreichender Grund, um ein Kind zu machen. Komisch, im Beruf bin ich ganz gut. Ob ich Journalistin geworden bin, weil man da so ein Gespür für die Sachen entwickeln muß, die in der Luft hängen? Beruflich habe ich aus meiner Anpassungsnot jedenfalls eine Tugend gemacht. Da liege ich immer richtig.«

NINA

ist 27. Sie ist Lehrerin. Sie lebt seit 5 Jahren mit einem Germanisten zusammen. Sie hat keine Kinder.

»Seit ich mit Peter zusammen bin, hat sich in meinem Leben viel geändert. Ohne ihn hätte ich damals mein Studium sicher nicht abgeschlossen. Er hat mich immer dazu gedrängt. Er hat gefunden, ich sollte unbedingt einen eigenen Beruf haben. Das finde ich inzwischen natürlich auch, ganz klar. Aber manchmal habe ich das Gefühl, daß ich es eigentlich nur seinetwegen gemacht habe. Für ihn hatte ich plötzlich einen Beruf. Ich habe lange gebraucht, bis ich gemerkt habe, daß ich auch für mich mit dem Lehrerberuf was anfangen konnte. Das ärgert mich noch heute. Ich denke manchmal, ich müßte noch mal was anderes machen, ein neues Studium oder so, um von Anfang an das Gefühl zu haben, das ist mein Beruf, das habe ich meinetwegen gemacht und nicht Peter zu Gefallen. Wenn ich ganz ehrlich bin, ich erlebe meinen Beruf immer noch nicht als etwas total Eigenes, obwohl ich da ja, auch über die Gewerkschaftsarbeit, wirklich voll drinstecke. Aber ich weiß auch, daß Peter das imponiert, wenn ich so aktiv durch die Gegend sause. Und so linse ich immer mal zu ihm rüber, wie er

das wohl findet, was ich so mache. So, als könnte ich meine Aktivitäten einfach nicht voll für mich in Anspruch nehmen. Das macht mich manchmal unheimlich wütend auf Peter. Der ist dann immer ganz erstaunt und kapiert überhaupt nichts mehr. Der versteht das einfach nicht. Der denkt in seinem Männerkopf, was will die denn, die macht doch ihre eigene Sache. Er sieht es eben aus einer männlichen Welt heraus: was man tut, tut man aus eigener Motivation heraus, da gibt's doch keine Frage! Ich fühle mich einfach nicht so richtig selbständig, obwohl ich weiß, daß ich es objektiv bin. Das ist so ein innerer Widerspruch, der mich unheimlich verwirrt. Und wenn ich dann mal einen eigenen Einfall habe, sofort habe ich den Impuls, damit zu Peter zu laufen. Manchmal habe ich mich im Verdacht, daß ich, wo ich geh' und steh', seinen Segen brauche. Und dieses Gefühl der Abhängigkeit, das doch gar keine objektive Grundlage hat, macht mich oft so böse auf ihn. Und dann habe ich auch wieder ein schlechtes Gewissen, weil er doch für meine Angst vor der Selbständigkeit nichts kann. Zum Beispiel auf Gewerkschaftssitzungen, wenn ich mich gut finde, dann denke ich zwar, Mensch, jetzt warst du Klasse! Aber fühlen tue ich: das würde Peter begeistern. So, als könnte ich mich selbst nur durch ihn definieren. Mich macht das nicht nur wütend. Mich macht meine Musterschülerinnen-Mentalität richtig depressiv. Und schämen tue ich mich auch. Wenn die Leute sagen, ich sei so aktiv und erfolgreich im Beruf, weiß ich manchmal nicht, ob ich überhaupt gemeint bin. Dabei haben sie doch recht. Aber mir fehlt einfach der richtige Dreh, um das gefühlsmäßig voll und ganz als etwas Eigenes zu erleben und nicht als etwas, was ich nur für jemand anderes tue, um anerkannt zu werden.«

GRETA

ist 30. Sie ist Redakteurin beim Funk. Sie ist seit 3 Jahren mit einem Filmemacher verheiratet. Sie hat keine Kinder.

»Eigentlich ist das noch gar nicht so lange her, daß ich endlich aufgehört habe, mit jedem Mann, egal, ob er mir gefiel oder nicht, sofort auf Teufel-komm-raus zu flirten. Ich fühlte mich plötzlich viel freier, weil dieser Zwang weg war, aber ich bekam auch fürchterliche Angst, plötzlich ganz allein dazustehen, irgendwie fallengelassen zu werden. Ich muß wohl das Gefühl gehabt haben, um aktzeptiert zu werden, mußt du dich über den Flirt andienen. Ich traute mich einfach nicht, Männer, die ich nicht besonders mochte, einfach links liegen zu lassen. So, als dürfte ich überhaupt keine eigene Wahl treffen. Irgendwie war ich nur dazu da, zu gefallen. Ich glaube, mein großes Pech ist, daß ich ein hübsches Kind war. Also konnte meine Mutter auch für sich die meiste Anerkennung finden, wenn sie mich herausputzte. »Jetzt hübsch ich dich« hat sie immer gesagt. Heute würde ich sagen, sie hat meinen inneren Wert veräußertlicht. Übrigens bin ich bis

heute im Beruf ein Problem einfach nicht losgeworden: ich habe es ungeheuer schwer, wenn ich mit Kollegen ein Exposé oder ein Manuskript von mir besprechen soll. Da steckt was in mir drin, was mich richtig dazu zwingt, mich dafür zu entschuldigen, daß ich was zu Papier gebracht habe. Ich merke, wie ich oft kurz davor bin, in alte Verhaltensweisen zurückzufallen, schöne Augen zu machen, den leidigen Charme zu entwickeln, alle Register zu ziehen, damit es bloß nicht mehr um die Sache selbst geht. Als ob ich vertuschen müßte, daß ich etwas geleistet habe, was mit Schönheit, Charme, Sex nichts zu tun hat. Bloß runterspielen, daß es um eine Arbeit von mir geht. Ich werde innerlich manchmal fast panisch. Ich habe dann so das Gefühl, es wäre doch viel einfacher, mit einem von denen ins Bett zu steigen und darüber das blödsinnige Manuskript zu vergessen. Ich weiß genau, daß meine Kollegen so was gar nicht von mir erwarten. Mein Kopf hämmert mir dann ein, sei nicht blöd, sie schätzen deine Arbeit wirklich. Ein Glück, daß ich in solchen Situationen noch meinen Kopf habe. Ich weiß nicht, in wieviele Betten ich sonst schon gefallen wäre. Ich habe ja nichts gegen das Bett, aber was ist das für ein Fick, bei dem es nur ums Verheimlichen eines wichtigen Anteils meiner Person geht. Also, in solchen Situationen könnte ich mich vor Wut zerreißen. Dann wird mir so richtig verdammt klar, wie sehr ich noch in diesen anachronistischen Gefühlsstereotypien drinhänge. Am meisten regt mich auf, daß ich selbst es bin, die sich immer wieder diese Gefühle aufzwingt. Ich kann das den meisten Männern, mit denen ich vorwiegend zu tun habe, einfach nicht anhängen. Ich gehe, wenn man so will, patriarchalisch mit mir selber um. Manchmal kommt es mir so vor, als führte ich in mir drin gegen mich selber Krieg.«

ULLA

ist 32. Sie ist Soziologin an einem Forschungsinstitut. Sie lebt mit ihrer vierjährigen Tochter ohne Partner in einer Wohngemeinschaft.

»Hans und ich haben uns vor einem Jahr getrennt. Ich bin mit dem Kind in der alten Wohngemeinschaft geblieben. Der Haken in unserer Beziehung war wohl die Sexualität. Jedenfalls für Hans. Er hatte damals eine andere Frau kennengelernt, mit der er jetzt auch zusammenlebt. Ich war unheimlich fertig, als er mir von dieser Frau erzählte. Sie muß für ihn so eine Art sexueller Offenbarung gewesen sein. Mir hat er dann vorgeworfen, ich sei im Bett immer so auf ihn programmiert gewesen. Also, ich hätte immer alles mitgemacht und hätte ja auch meinen Spaß am Vögeln, aber trotzdem sei ich nie so richtig zu greifen gewesen. Er habe nie so richtig gewußt, was denn nun meine Bedürfnisse waren. Ob ich auch wirklich immer gewollt hätte, was wir taten, oder ob ich es nur ihm zuliebe getan hätte. Und das sei bei der anderen eben völlig anders. Da wüßte er immer, was mit ihr los sei. Und beim Vögeln eben erst recht. Das hat mich wahnsinnig geschockt. Ich

bin monatelang vollkommen erledigt gewesen. Vor allem auch deshalb, weil mir die Sexualität mit Hans so befriedigend erschienen war. Ich wollte gar nichts anderes haben. Ich hab, dann natürlich angefangen, über uns nachzudenken. Heute glaube ich nicht, daß es ausschließlich am Sexuellen lag, weswegen wir uns getrennt haben. Aber unser Problem hat sich am Sexuellen festgemacht und ist da besonders deutlich geworden. Ich war damals in einer Frauengruppe, in der ich mich sehr wohlgefühlt hatte. Aber als ich mit diesem sexuellen Problem ankam, hab ich irgendwie keine Hilfe gefunden. Ich wollte meine Sexualität mit meinem Partner entwickeln, ich wollte offener werden, krasser und aggressiver sinnlich sein. Aber ich konnte in der Frauengruppe einfach nicht mit meinem Problem landen. Mein Fehler war damals, daß ich die Veränderung nur wegen Hans wollte. Um ihn zu halten. Ich bin dann raus aus der Frauengruppe. Erst hinterher ist bei mir ein Bewußtseinsprozeß in Gang gekommen, in Gesprächen mit einer Freundin. Da habe ich so allmählich begriffen, wie wenig ich in der ganzen Zeit mit Hans an mich gedacht habe. Also, ich glaube, ich muß wohl klarstellen, daß ich im landläufigen Sinne keine sexuellen Probleme habe. Ich kann auch aktiv sein und die Initiative ergreifen und so. Darum habe ich zuerst überhaupt nicht kapiert, was Hans meinte. Ich dachte zuerst, ich muß irgendwie schärfer werden, noch öfter mit ihm schlafen. Das habe ich dann ja auch versucht. Bis ich gemerkt habe, ich bin sowas wie die ideale Geliebte, die immer gerade dann auch Lust hat, wenn der Mann will, die auch aktiv sein kann, wenn sie spürt, daß dafür der richtige Moment da ist, die alle Positionen und Praktiken gut findet und mitmacht und die immer schön zum Orgasmus kommt. No problem. Ich war nichts anderes als eine linke Haremsdame mit Hochschulabschluß, die ihrem Herrn und Gebieter alles von den Augen ablas. Ich hab' da auch nie einen Widerspruch zu mir selbst erlebt. Ich definierte meine Sexualität in totaler Abhängigkeit von Hans. Ich habe einfach nicht gemerkt, daß es seine Wünsche waren, die ich als meine eigenen erlebt habe. Ich habe einfach nicht gemerkt, daß ich keine eigenen Wünsche hatte. Ich habe alles mitgemacht in dem treuen Glauben, daß das genau auch meine Bedürfnisse seien. Wenn Hans irgendwas mit mir machen wollte, hatte ich das Gefühl, ja, genau das will ich auch. Ich war höchstens verwundert, wie gut er meine Wünsche erriet. Ich konnte einfach zwischen seinen und meinen Wünschen nicht unterscheiden, schon deswegen nicht, weil ich meine eigenen gar nicht kannte. Ich war nicht in der Lage, meine eigenen sexuellen Bedürfnisse zu fühlen, geschweige denn, sie auszudrücken. Ich finde, die herkömmliche ideale Geliebte ist ein ganz schön langweiliges Wesen, das ist mir inzwischen klargeworden. Ich bin seit einiger Zeit mit einem anderen Mann liiert. Da habe ich sozusagen ganz klein angefangen. Du kannst dir nicht vorstellen, was ich für Ängste und Unsicherheiten ausgestanden habe, wenn ich plötzlich merkte, daß ich im

Bett andere Wünsche hatte als er. Zuerst habe ich mich wieder angepaßt. Dann habe ich mir gesagt, wenn du gleich wieder so anfängst, dann ist bald dieselbe Scheiße da. Also habe ich mich überwunden, mal in mich reinzuhören und mich dann auch zu artikulieren. Ich hab' gezittert und gebebt, manchmal wußte ich nicht mehr, wo oben und unten ist. Es war so, als ob ich noch nicht laufen könnte. Meine sexuelle Identität war ja auch noch ganz klein und mickrig. Ich hatte einige Zeit überhaupt keinen Boden mehr unter den Füßen. Meine sexuellen Vorlieben und Wünsche zu entdecken, hat mich unheimlich ins Rotieren gebracht. Da hatte ich auf einmal ganz eigene Wünsche, die zunächst mit meinem Partner nichts zu tun hatten, weil sie zu mir gehörten. Und wie verdattert ich war, als ich ihm diese Wünsche zeigen konnte, ohne daß die Welt aus den Fugen ging. Ich lebte plötzlich meine Sexualität, und die tat dem Vögeln überhaupt keinen Abbruch. Im Gegenteil. Ich habe jetzt nicht nur Spaß, weil er Spaß hat, sondern auch, weil ich meinen eigenen Spaß habe. Und er hat mehr Spaß, weil er meinen Spaß auch spürt. Ich habe mir oft Gedanken gemacht, warum ich in der Sexualität so eine Unperson gewesen bin.«

Karin, Nina, Greta und Ulla führen nach objektiven Kriterien ein selbständiges, aktives Leben. Auf der subjektiven Ebene jedoch tun sich die vier mit der Autonomie schwer. Wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß, haben sie doch das Gefühl, sich nur bruchstückhaft als Personen mit spezifischen Eigenarten, Wünschen, Fähigkeiten definieren zu können. Sie gehen sich selbst immer wieder verloren und empfinden sich ohne wirklich greifbare Konturen. Von ihren Partnern fühlen sie sich abhängig und sind teilweise unfähig, sich in ihre Beziehungen als autonome, vom anderen abgegrenzte Personen einzubringen.

Am deutlichsten wird dies bei Karin, die das Gefühl hat, keine eigene Persönlichkeit zu haben, und dies mit überaus sensibler Anpassung an ihren Partner kompensiert. Sie stellt sich auf »osmotischem Wege«, »von Haut zu Haut« vollkommen auf ihn ein. Im Grunde beschreibt Karin exakt die Austauschprozesse, die in der Dualunion von Mutter und Kind in der präverbalen Zeit stattfinden. Sie strukturiert also ihre Partnerbeziehung genau nach dem Modell der symbiotischen Mutter-Kind-Dyade, in der das Kind vollkommen abhängig von der Mutter ist, von dieser quasi »Leben eingehaucht« bekommt. Im Grunde übernehmen Karins Partner das Erbe der Mutter. Auf einem unbewußten Niveau ist Karl für Karin nicht so sehr er selbst als vielmehr eine frühe symbiotische Mutter. In einer solchen Beziehung verhindert die osmotische Durchdringung eine klare Abgrenzung und Individuation. Letztlich weiß Karin gar nicht genau, wo sie aufhört und der andere (besser: die andere) beginnt.

Obwohl Karins große Durchlässigkeit im Kontakt und im Erfassen fremder Schwingungen sicher auch eine große Begabung ist, leidet sie unter dem ständigen Bedürfnis nach Identitäts-Transfusion. Da sie keine eigene Struktur hat, findet sie keine Balance zwischen passivem Aufnehmen und aktivem Einbringen. Sie zerrinnt sich selbst zwischen den Fingern. Ihr Einfall zu ihrer Schwangerschaft, mit dem Kind endlich etwas Eigenes zu haben, zeigt, daß sie danach sucht, auch im subjektiven Erleben eine eigene Person zu werden. Ihr plötzlicher Schreck nach diesem Einfall zeigt darüber hinaus, daß ihre Schwangerschaft für sie unbewußt ein Protest gegen die omnipotente Mutter und das Kind ein Instrument der Ablösung von dieser ist. Auf der bewußten Ebene wird ihr klar, daß sie ihr Kind überfordernd zum Handlanger ihrer eigenen Individuation machen will.

Nina hat ein etwas anders gelagertes Problem. Ihre Schwierigkeit besteht darin, daß sie ihren Beruf und ihre sonstigen Aktivitäten nicht als etwas Eigenes erlebt. Sie hat das Gefühl, sämtliche diesbezügliche Entscheidungen nicht selbst getroffen, sondern Peter überlassen zu haben. Nur seinetwegen habe sie das Lehrerstudium abgeschlossen, nur seinetwegen sei sie in der Gewerkschaftsarbeit aktiv. Dies alles nur, um von ihm anerkannt und geliebt zu werden.
Sie ist dauernd bestrebt, ein Ideal zu erfüllen, von dem sie glaubt, daß Peter es von ihr habe. Daß es sich möglicherweise auch um ihr eigenes Ideal handeln könnte, nimmt sie nicht wahr. Sie entzieht sich jeder Eigenverantwortung für ihre selbständigen Aktivitäten, indem sie alle Entscheidungen darüber (Studienfach, Abschluß etc.) an Peter delegiert. Offenbar steht Nina unter sehr starken Schuldgefühlen, was ihre eigenen Wünsche betrifft, so daß sie diese vor sich selbst und anderen verleugnen muß. Diese Problematik macht sich vorwiegend fest am Berufsfeld, das sich natürlich wegen seiner hohen Autonomievalenz besonders gut anbietet. Ihre Schuldgefühle machen es Nina unmöglich, autonome Interessen und Wünsche bei sich zu erkennen und, in einem weiteren Schritt, auch zu deklarieren, sozusagen öffentlich dazu zu stehen. Sie entlastet sich unbewußt, indem sie Peter als den Verantwortlichen erlebt, nimmt aber gleichzeitig auf der bewußten Ebene dafür in Kauf, unter ihrer »Musterschülerinnen-Mentalität« zu leiden.
Welche Wurzeln haben nun diese Schuldgefühle, die Nina als solche weitgehend unbewußt sind, die sich aber bei ihr in dem bewußten Gefühl großer Abhängigkeit und damit verbundener Trauer und Wut sowie starker Angst vor Selbständigkeit äußern? Auffällig ist bei Nina, daß sie auf Schritt und Tritt Peters »Segen« braucht und sich ständig seines Lobes versichern muß. So, als wollte sie immer wieder beweisen, was für ein braves Kind sie ist. Dahinter dürfte jedoch die unbewußte Phantasie stehen, etwas sehr

Böses angerichtet zu haben. Dieses »Böse« scheint bei Nina die bereits vollzogene Ablösung aus der frühen Mutter-Kind-Beziehung zu sein. Diese Abgrenzung wird von Nina in einer sehr tiefen Schicht als eine aggressive Zerstörung der Mutter erlebt, was in sehr heftigen Schuldgefühlen resultiert und dringend vor ihr selbst und anderen verleugnet werden muß. Ihr überbraves Verhalten Peter gegenüber, der hier stellvertretend für die Mutter steht, ist ein Aspekt dieser Verleugnungsstrategie zur Abwehr von Schuld- und Strafängsten.
Nina hat also als Reaktion auf ihr Heraustreten aus der Mutter-Kind-Dyade eine sekundäre Pseudosymbiose mit Peter aufgebaut, von dessen Lob und Tadel sie sich fortan lenken läßt und dessen Wünsche ihr zum Befehl werden. Auf dieser Ebene spielt Peter für Nina die Rolle der Mutter, vor der sie ihre bereits mindestens in Ansätzen vorhandene Autonomie verheimlichen muß.

Bei Greta liegen die Dinge insofern anders, als sie durchaus in der Lage ist, ihre objektiven Leistungen auch subjektiv als etwas Eigenes, zu-ihr-Gehöriges zu erleben. Aber sie fühlt den Zwang, sich für jede autonome Leistung entschuldigen oder diese sogar »vertuschen« zu müssen. Sie spürt in sich den Druck, dort, wo es um die Verheimlichung ihrer Selbständigkeit geht, auf sexuelle Verführungskünste zurückzugreifen. So würde zumindest bei solchen Gelegenheiten der sexuelle Kontakt einer Vermeidung partnerschaftlicher Begegnung dienen. Der Sinn der sexuellen Verschmelzung wäre es, vorzugaukeln, daß Greta in Wirklichkeit keine Eigenständigkeit besitze. Bei Greta handelt es sich offenbar um den Versuch, mittels Sexualität wieder eine symbiotische Einheit herzustellen, in der autonome Leistungen keinen Platz haben.
Gretas frühere, überstarke Angewiesenheit auf Anerkennung von außen macht deutlich, daß sie ein autonomes Selbstwertgefühl nur unzureichend entwickeln konnte. Auch bei Greta haben die Männer z. T. das Erbe der Mutter angetreten. Denn ihr Gefühl, »fallengelassen zu werden«, »plötzlich ganz allein dazustehen«, nachdem sie sich von ihren ständigen Flirtereien und Verführungstechniken befreit hatte, zeigt die Angst, von einer mütterlichen Figur verlassen zu werden. Von der Mutter glaubte sie nur dann akzeptiert zu werden, wenn sie hübsch brav wie eine Puppe war – ohne eigenes Innenleben. Sowie sie in sich etwas Eigenes spürte, was mit Äußerlichkeiten nichts zu tun hatte, handelte sie der Rollenvorschrift ihrer Mutter zuwider, die möglicherweise die hübsche Tochter zur eigenen narzißtischen Regulation brauchte.
Bei Greta zeigt sich, wie genitale Sexualität eingesetzt werden kann, um ein Stück Mutter-Kind-Symbiose wieder herzustellen und damit Autonomieängsten aus dem Wege zu gehen.

Daß es sich bei Greta psychodynamisch gesehen eventuell auch um eine ödipale Problematik mit starken Sexualisierungstendenzen handeln könnte, möchte ich nicht weiter beachten. Es geht hier vor allem um eine Betonung der präödipalen Wurzeln der Mutter-Tochter-Beziehung, die ja auch die ödipale Situation entscheidend mitbestimmen.

Wenn ich die vier Frauen vergleiche, hat es Ulla – nach meinen Wertvorstellungen – am weitesten gebracht. Durch die Trennung von Hans war sie sehr heftig mit einem inneren Problem konfrontiert worden: ihrer Unfähigkeit, autonome sexuelle Bedürfnisse bei sich wahrzunehmen, geschweige denn, sie in die erotische Beziehung aktiv einzubringen. Bemerkenswert ist, daß Ulla vor diesem Problem nicht den Rückzug angetreten, sondern sich den Ängsten gestellt hat, die sie bis dahin zu einer »Unperson« im Sexuellen gemacht hatten und die bei einer Erforschung der eigenen sexuellen Wünsche erneut anfluteten. So kam sie zunächst ihrem Gefühl nach »unheimlich ins Rotieren«, verlor »den Boden unter den Füßen«. Sie beschreibt das Ausmaß ihrer Selbstherausforderung sehr genau, wenn sie ihren emotionalen Zustand mit der Unsicherheit eines Kleinkindes, das Laufen lernt, gleichsetzt. Bis zur Krise mit Hans hat Ulla offenbar unter dem strengen Gebot gestanden, eine autonome Sexualität mit den aktiven und passiven prägenitalen und genitalen Bedürfnissen, die diese beinhaltet, zu unterdrükken. Ulla ist es gelungen, sich diesem Gebot zu entziehen, indem sie es gewagt hat, ihre sexuelle Identität trotz der damit verbundenen Ängste zu entwickeln und zu definieren.
Bei Ulla dürfte es sich um eine geglückte Auflösung der ödipalen Konstellation handeln, was ja auch die Bewältigung der frühen Mutter-Kind-Beziehung ganz wesentlich mitumfaßt. Sie ist auf dem besten Wege, sich von einer angepaßten, wohlfunktionierenden, nur durch die Wünsche des Partners sich konturierenden sexuellen »Unperson« zu einer Frau mit einer klaren erotischen Identität zu entwickeln. Die eigenständige Artikulation ihrer Sexualität bedeutet das Wagnis, die Rolle der Tochter ganz zu verlassen und selbst eine weibliche Position einzunehmen, d. h. vor einer im übertragenen Sinne präsenten Mutter die eigene sexuelle Autonomie nicht verbergen zu müssen, sondern leben zu können.

Karin, Nina, Greta und Ulla sind für mich modellhaft für viele Frauen. Obwohl ihre Lage jeweils besonders pointiert dargestellt ist, dürfte sie dennoch nicht außergewöhnlich und somit einfühlbar sein. Es sind Frauen, die den Schritt in die Selbständigkeit gemacht haben, diese aber nicht voll leben können oder konnten. Sie haben diese Schwierigkeiten nicht mehr aus äußeren, objektiven Behinderungen heraus, sondern primär aufgrund einer inneren Barriere, die mit der jeweiligen Beziehung zu ihren Müttern

zusammenhängt. Bei allen vieren handelt es sich also um die mehr oder weniger gelungene bzw. mißlungene Bewältigung einer Mutterproblematik, die es ihnen schwer macht, ihre objektive Situation auch subjektiv als eine eigenständige, eigenverantwortliche zu erleben. Ich will diese vier Frauenbilder nicht durch weitere Analysen über Gebühr strapazieren. Sie sollten mir ja nur dazu dienen, vier mögliche Varianten von Frauenleben darzustellen und hierbei wiederum besonders auf die unaufgelöste oder komplizierte Beziehung zur Mutter einzugehen.

Auch innerhalb der Psychoanalyse hat sich die Beachtung der Mutter-Kind-Beziehung sehr verstärkt. Wenn in den ersten Jahrzehnten der Psychoanalyse der sog. Ödipus-Komplex als »Kern der Neurosen« zum Prüfstein für eine erfolgreiche Lebensbewältigung angesehen wurde, so hat sich heute eine deutliche Verschiebung der Betrachtung zugunsten früher, präödipaler Konstellationen in der Mutter-Kind-Dyade ergeben. Dieser Wandel verbindet sich mit den Namen etwa von Balint, Winnicott, Mahler, Spitz, Bowlby u. v. a. m. und klingt hinsichtlich der weiblichen Entwicklung sogar schon in einer der späteren Arbeiten Freuds zu diesem Thema an (Freud, 1931). Auf dem Hintergrund der neueren Erkenntnisse über die große Relevanz der frühen dyadischen Beziehung von Mutter und Kind erscheint die klassische Lesart der psychosexuellen Entwicklung beider Geschlechter, für die der Primat des Phallus charakteristisch ist, als eine Abwehr eben dieser frühen Mutter-Kind-Interaktion (vgl. Chasseguet-Smirgel, 1976).
Freud und in seinem Gefolge auch Frauen wie Jeanne Lampl de Groot, Helene Deutsch, Marie Bonaparte u. a. setzen, verkürzt dargestellt, die frühe Triebentwicklung des kleinen Mädchens gleich mit der des kleinen Jungen. Es habe die gleichen erogenen Zonen, die Klitoris sei nichts anderes als ein unzureichender Penis, eine libidinöse Besetzung der Vagina gebe es nicht, weil diese bis zur Pubertät nicht existent sei. In der sog. phallischen Phase sei das Mädchen gezwungen, seine Kastration und die damit verbundene Minderwertigkeit zu akzeptieren. Es entwickele einen Kastrationskomplex und den daran gekoppelten Penisneid. Es gebe sehr häufig die Masturbation auf, da seine klitoridale Minderwertigkeit eine zu große narzißtische Kränkung sei. Für seine Penislosigkeit mache es die Mutter verantwortlich und wende sich auch aus diesem Grunde von der Mutter ab und dem Vater zu. Seine bis dahin aktive klitoridale Phallizität wandele sich in rezeptive Passivität, die in dem Wunsch gipfele, vom Vater einen symbolischen Penis in Form eines Kindes zu erhalten. Es gebe keinen originären Wunsch nach einem Kind, hinter diesem verberge sich der Wunsch nach einem Penis.
Janine Chasseguet-Smirgel (1976) versucht eine kritische Hinterfragung des

»phallischen Monismus« in der Freudschen Theorie auf dem Boden der Psychoanalyse. Ihre Hypothese ist es, daß dieser phallische Monismus eine narzißtische Wunde auslöschen soll, die die gesamte Menschheit kennt und die aus der Hilflosigkeit der frühen Kindheit stammt, einer Hilflosigkeit, die das Kind total abhängig von der Mutter macht. Diese totale Abhängigkeit bewirkt auch die Ausbildung einer omnipotenten Mutter-Imago, d. h. einer psychischen Repräsentanz eines allmächtigen Mutterbildes. Eine weitere narzißtisch schmerzende Realität ist die Wahrnehmung des Generationsunterschiedes innerhalb der inzestuös-libidinösen Konstellation, also der eigenen Kleinheit und Unzulänglichkeit im Vergleich mit dem inzestuös geliebten Elternteil. Chasseguet-Smirgel betont dabei, daß die Frau, so wie sie von Freud beschrieben wird, nämlich als eine passiv-abhängige, genau das Gegenteil von dem ist, was die frühe omnipotente Mutter-Imago darstellt. Sie deutet also den phallischen Monismus als eine Abwehrform gegen eine allzu bedrohliche, weil allzu mächtige Mutterfigur.
Eine mehr soziologisch orientierte Interpretation versuchte Karen Horney schon 1926, als sie darauf hinwies, daß das Freudsche Konzept der Weiblichkeit nicht unbeeinflußt ist durch eine männliche Gesellschaft. Wie stark die Theorie Freuds durch die Viktorianische Ära, deren Bürger er war, geprägt wird, zeigen die Arbeiten von Schülein (1975) und Glaser (1976).

»Indem Freud die zeitspezifischen Ausprägungen der Viktorianischen Epoche – die Tatsache weitverbreiteter weiblicher Frigidität, der Hysterie, der männlichen Impotenz (›Preis‹ für die heuchlerische doppelte Moral der Geschlechter, vor allem der herrschenden Klasse) – vorwiegend als kulturelles und nicht als gesellschaftliches Phänomen begriff, erwies er selbst seine zeit- wie klassenspezifische Befangenheit . . . Da das Tabu, mit dem man die weibliche Sexualität belegte, besonders stark, und die aus solcher Verdrängung entstehende aggressive Trieb-Neugierde entsprechend intensiv war, ist die Frau ein besonderer Mittelpunkt der sexuellen Obsession [der Zeit] gewesen. Man wird von solchen, tief in dem sexuellen Sündenbock-Denken der christlich-abendländischen Kultur verwurzelten Vorurteilen auch Freud nicht gänzlich freisprechen können.« (Glaser, S. 70)

Freuds Konservatismus zeigt sich ganz klar in seinen Ansichten über die Frau. Er wiederholt Vorurteile, die einer autoritären Kultur und Persönlichkeit entsprechen (Glaser). Freud hielt Frauen letztlich für infantil, narzißtisch, zu keiner echten Sublimierung und aufgrund ihrer Über-Ich-Schwäche zu keinen wertvollen Kulturleistungen fähig und sprach ihnen ab 30 Jahren im Vergleich zu einem gleichaltrigen Mann jede weitere Entwicklungsmöglichkeit ab. Juliet Mitchell (1976) kann jedoch zeigen, daß Freud in bezug auf Frauen viel sehen und deuten konnte, was seiner Zeit adäquat war, und daß er damit in gewisser Weise eine genaue Beschreibung der Frau in einer patriarchalischen Kultur gab (vgl. auch Windhoff-Héritier, 1976). Problematisch daran ist, daß Freud überzeugt war, den Ausdruck kollektiver Seelenstruktur schlechthin zu beschreiben, was sicher auch zu einer Behinderung der Diskussion über die weibliche Sexualität innerhalb der

Psychoanalytischen Vereinigung in den 20er und 30er Jahren geführt hat. Josine Müller, Karen Horney, Melanie Klein und Ernest Jones haben in dieser Zeit bereits darauf hingewiesen, daß die Betonung der klitoridalen Sexualität eine Verleugnung der Existenz der Vagina sei, weil durch diese sowohl beim Mann wie bei der Frau spezifische Ängste hervorgerufen würden. Diese Psychoanalytiker haben sich darum verdient gemacht, innerhalb der psychoanalytischen Theorie die primäre Weiblichkeit der Frau verteidigt zu haben.
Interessant ist in unserem Zusammenhang, daß Karen Horney in ihrer Arbeit »Die Angst vor der Frau« (1932) verschiedene Mythen und Legenden über Sirenen und Hexen erwähnt, die Angst und Abscheu vor der Frau ausdrücken. Viele Tabus sind also zum Schutz vor der Frau als bedrohlicher Mutter-Imago aufgerichtet worden. Das hieße darüber hinaus, daß die psychologische Wurzel für die Errichtung patriarchalischer Strukturen in der Angst vor Überwältigung durch die archaische Mutter zu suchen sein dürfte. Ich wage eine solche psychologisierende Hypothese, weil es bis heute keine ausreichende Theorie über die historischen Gründe der Errichtung von Männerherrschaft gibt. Die sozialistische Theorie, die diese mit der Entstehung des Privateigentums koppelt (Engels; Borneman, 1974; u. a.), ist zunächst sehr plausibel und trifft vielleicht auch auf den von Borneman beschriebenen geographischen Raum zu, läßt sich letztlich aber nicht generell halten, wie Marielouise Janssen-Jurreit (1976) zeigen konnte, die anthropologisches Material über Primitivkulturen zitiert, in denen das Privateigentum noch nicht, aber die Unterdrückung der Frau durch den Mann sehr wohl bekannt ist.

Zumindest im Psychischen besteht ein Matriarchat vor dem Patriarchat. Die Abwehr dieses Matriarchates geht durch Unterdrückung und Entwertung der Frau und Usurpierung ihrer Potenzen vor sich, wie es auch in der klassischen psychoanalytischen Theorie über die weibliche Entwicklung geschieht. Die Mutter-Kind-Dyade ist natürlich für beide Geschlechter lebensgeschichtlich höchst bedeutsam. Hier will ich jedoch primär auf die frühe Beziehung von Mutter und Tochter eingehen. Wenn im folgenden vom Kind die Rede ist, sei zunächst an das kleine Mädchen gedacht. Denn es soll ja vor allem gezeigt werden, welche spezifischen weiblichen Ängste bei der Auflösung der Mutter-Tochter-Symbiose und der damit verbundenen Autonomiefindung entstehen und auf welche Weise sie u. a. abgewehrt werden können.
Nach einem Zustand der Vollkommenheit im Uterus und auch noch für kurze Zeit nach der Geburt (Grunberger, 1976) beginnt das Kind, sich als äußerst hilflos und völlig auf die Mutter angewiesen zu erleben, die dadurch zu einer omnipotenten Figur wird. Das Kind erfährt in der symbiotischen

Verschmelzung mit der Mutter, die in einem präverbalen Einverständnis mit ihm für seine volle Bedürfnisbefriedigung sorgt, Geborgenheit und Zufriedenheit. Diese frühe Beziehung zur Mutter kann aber auch Angst und Schrecken induzieren, vor allem dann, wenn die Mutter selbst diese Symbiose nicht angemessen leben kann. Hier haben die psychosozialen Bedingungen, denen die Mutter ausgesetzt ist, ganz zentralen Einfluß: die ökonomische Lage; die Interaktion mit dem Vater; die eigene Kindheit und hier wiederum ganz besonders die Beziehung zur eigenen Mutter; das daraus entstehende Mutterrollenstereotyp. Diese und andere Faktoren, die ja alle auch eine Wechselwirkung haben, steuern das Verhalten der Mutter in der Dyade mindestens ebenso, wie es die Bedürfnisse des Kindes tun. Solange sie ihre »Omnipotenz« in den Dienst des Kindes stellt, wird diese zuträglich sein. Bedrohlich wird die Allmacht der Mutter erst dann, wenn sie an der Hilflosigkeit und Verfügbarkeit des Kindes interessiert ist. Eine durch ihre Lebensbedingungen beeinträchtigte oder sogar unterdrückte Mutter wird ihre omnipotente Rolle in der Dyade eher ausnutzen, um das Herrschaftsgefälle auf Kosten des Kindes zu erhalten. In einer so gearteten Symbiose entstehen wahrscheinlich besonders häufig feindselige Impulse gegen die Mutter, die aber nicht gelebt werden dürfen, da sie ja gerade diese Symbiose, und damit das Kind selbst, bedrohen würden. Die unbewußte Erinnerung an diesen Zustand hilflosen Ausgeliefertseins an die omnipotente Mutter bleibt erhalten. Sie kann, zumal wenn eine Auflösung der Dual-Union nicht recht gelungen ist, immer wieder mobilisiert werden, was entsprechende Abwehrstrategien zur Folge hat.

Ebenso wie die Hilflosigkeit der oralen Zeit trägt auch die sog. anale Phase, wenn auch qualitativ anders, zum Erleben der mütterlichen Macht bei. Hier gerät durch das Sauberkeitstraining das Körperinnere unter die Kontrolle der Mutter. Die Mutter der analen Zeit hat einen deutlich eindringenden Charakter. Das Kind empfindet, daß sie sich sogar seines Körperinneren, all der Kostbarkeiten, die es in sich trägt, bemächtigen kann. Ein symbolischer Ausdruck dafür ist die Phantasie vieler Kinder, die Mutter könne Gedanken lesen, es könnten ihr also selbst geheimste innere Regungen zugänglich sein. Ein weiteres Beispiel für die unzureichende Abgrenzung von der Mutter ist der Geständniszwang, unter dem selbst Erwachsene häufig noch stehen. Die Bemächtigung durch die »anale« Mutter weckt im Kind unausgesprochene Aggressionen gegen sie. Maria Torok (1974) schreibt:

»Das Kind muß die von der Mutter ausgeübte Herrschaft als Manifestation ihres Interesses an dem Besitz der Exkremente interpretieren, und zwar bereits während sich diese noch im Körperinneren befinden. Konsequenz: das Körperinnere gerät seinerseits unter die mütterliche Kontrolle. Wie soll man sich von einer solchen Herrschaft freimachen, wenn nicht durch eine Umkehrung der Beziehung? So entstehen die mörderischen Phantasien vom Bauchaufschlitzen, das Körperinnere der Mutter herauszureißen, Ort und Funktion ihrer Herrschaft zu zerstören.« (S. 200/201)

Zum einen bedeutet die Kontrolle der Mutter über das Körperinnere für das Kind das implizite Verbot, sich seines Körpers selbst zu bemächtigen, seinen Körper als etwas Eigenes, von der Mutter Losgelöstes zu erfahren, also sich selbst zu besitzen. Zum anderen entstehen Aggressionen gegen die einschränkende, possessive Mutter. Daß sich diese gegen das Körperinnere der Mutter richten, entspricht den primitiven Mechanismen des Talions-Prinzips und der Projektion dieser frühen Entwicklungsstufe.
Über die anale Stufe hinaus kann sich die Kontrolle durch die Mutter auch auf das Genitale des Kindes erstrecken. Da das Kind die autonome In-Besitz-Nahme des eigenen Körpers als verboten, ja sogar als aggressiven Akt gegen die Mutter erleben kann, wird die Masturbation zu einem Akt der Auflehnung gegen die Mutter und somit auch für das Kind potentiell bedrohlich. Die Masturbation ist für das Kind ein Weg, sich aus der Abhängigkeitsbeziehung zur Mutter zu lösen: »Da ich es mir selbst machen kann, habe ich diejenigen überwunden, die mir die Lust bisher nach ihrem Gutdünken gewährt oder verboten haben« (Torok, S. 205). In diesem Zusammenhang sollte nicht vergessen werden, daß die Mutter, etwa durch Körperpflege, tatsächlich stimuliert. Sie kann also in der frühen Kindheit über Gewährung oder Vorenthaltung von Lust bestimmen.
Das freie kindliche Sexualspiel bestimmt das Selbstgefühl des kleinen Mädchens.

»Was entdeckt man auf dem Wege zum Orgasmus? Die Fähigkeit, sich eine Identität mit den Eltern vorzustellen, seine eigene Person in allen Positionen der Urszene zu sehen, und zwar auf sämtlichen Organisationsstufen der Urszene . . . Es ist verständlich, daß jede Hemmung einer solchen Begegnung mit sich selbst statt einer Identifizierung eine Lücke hinterläßt« (Torok, S. 204).

Die notwendige Autonomisierung des Mädchens mit Hilfe der Masturbation kann natürlich empfindlich gestört und eingeschränkt werden, wenn die Mutter real nur schwer oder gar nicht in der Lage ist, sich mit der Verselbständigung ihres Kindes abzufinden.

»Wie sollte sie sich mit sich selbst begnügen, wenn ihr allein die Herrschaft über das Kind Befriedigung verschafft? Muß sie nicht eifersüchtig und argwöhnisch reagieren, wenn sie merkt, daß das Kind sich mit zunehmender Reifung von ihr löst? Die Wirkung des Masturbationsverbotes liegt genau darin, das Kind an den Körper der Mutter zu ketten und seinen eigenen vitalen Plänen Fesseln anzulegen.« (Torok, S. 205)

Hier geht es also um Mütter, die durch ihre Kinder die eigene subjektiv erlebte Unvollkommenheit ausgleichen müssen und von daher natürlich an einer autonomen Selbstentfaltung ihres Kindes nicht interessiert sind, sondern, im Gegenteil, sogar in Panik versetzt werden.
Da Mütter in unserer patriarchalischen Gesellschaft im allgemeinen eben solche unselbständigen, sich unvollkommen und abhängig fühlenden Personen sind, dürfte es ein generelles, gesellschaftlich vermitteltes, mütterliches

Charakteristikum sein, daß sie – ihre Unterdrückung weitergebend – die Autonomisierungstendenzen ihrer Kinder zu knebeln versuchen. In gewisser Weise schafft also das Patriarchat ein besonders starres Matriarchat innerhalb der Mutter-Kind-Beziehung. Melitta Mitscherlich (1975) weist darauf hin, daß die Frau die Unterdrückung ihrer Kinder erst dann aufgeben kann, wenn sie sich ihre eigene Unterdrückung bewußt macht, also diese nicht mehr unreflektiert agierend weiterzugeben braucht. Das heißt aber auch, daß die Frau sich mit ihrem Leiden konfrontiert. »Denn das Leiden zugeben, heißt die Schöpfung von Freiheit beginnen« (Robin Morgan, zit. n. Janssen-Jurreit). Damit erhält die Frau eine zentrale gesellschaftliche Bedeutung. »Sie erscheint als diejenige, die in der Lage ist, einen ausweglosen Zirkel durchbrechen zu können, weil sie ihm direkt ausgesetzt ist und seine zerstörerische Kraft am eigenen Leib erfährt« (Melitta Mitscherlich, S. 24).

Ohne Zweifel läßt sich, vor allem auch nach den Ausführungen von M. Torok, formulieren, die Masturbation sei ein emanzipatorischer Akt, und zwar vor allem für das Mädchen. Es erfährt ja dadurch sein Genitale als etwas Eigenes, Lustspendendes, das es der Kontrolle der Mutter entziehen und selbst in Besitz nehmen kann. Das Mädchen dürfte es schwerer als der Junge haben, die Symbiose mit der Mutter aufzulösen. Denn der Junge ist, zumindest durch seinen Körper, bereits von Anfang an als ein Anderer definiert. Sein Geschlecht gibt ihm gewissermaßen mehr Möglichkeit, sich von der Mutter abzugrenzen. Das Mädchen dagegen ist der Mutter ähnlich und muß trotz dieser Ähnlichkeit sein Anderssein manifestieren. Es muß auf andere Weise einen Weg finden, sich in seinem Erleben als von der Mutter unterschieden zu empfinden. Aus diesem Grunde interpretiert J. Chasseguet-Smirgel (1974; 1976) den sog. Penisneid als Ausdruck des Wunsches, der omnipotenten Mutter zu entkommen und mit etwas, das diese nicht besitzt, über sie zu triumphieren, wie es der kleine Junge scheinbar kann. M. Torok (1974) meint, die Idealisierung des Penis und der damit verbundene Penisneid seien eine Abwehrinteraktion zwischen Mutter und Tochter, die sozusagen die Garantie für die Mutter enthält, daß das Mädchen sich nicht mit etwas kostbarem Eigenen, nämlich dem eigenen Körper, beschäftigt und damit seinen Wunsch nach Abgrenzung von der Mutter und nach Selbstverwirklichung verkündet, sondern daß es höchst intensiv nach einer »Sache« (Penis) verlangt, die mit dem Mädchen selbst und seinem Körper eindeutig nichts zu tun hat.

Dies alles besagt im wesentlichen nur, wie entscheidend für die weibliche Entwicklung die Distanzierung von der frühen Mutter ist und wieviel Angstbewältigung dies beinhaltet. Je kontrollierender eine Mutter ist, je mehr sie sich durch die Autonomisierung ihrer Tochter bedroht fühlt, desto schärfer wird ihr explizites oder implizites Masturbationsverbot sein. Dies

wiederum kann dazu führen, daß es der Tochter besonders schwer oder sogar unmöglich wird, die Masturbation als einen wesentlichen emanzipativen Schritt bei der Ablösung von der Mutter einzusetzen, da sie die Rache der omnipotenten Mutter-Imago befürchtet. Ich glaube, hierin ist der Grund zu sehen, weshalb auch heute noch die Masturbation bei Mädchen weniger häufig auftritt als bei Jungen, nämlich 68% zu 97% (Carnap, 1976). Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, daß die Prognose bei frigiden Frauen ungünstiger ist, wenn sie als Kinder oder Jugendliche nicht onaniert, also nicht den Versuch unternommen haben, durch die Besetzung ihres Genitales sich selbst als weiblich zu definieren und gleichzeitig als von der Mutter unterschieden.

Ich glaube, daß die körperlichen Selbstuntersuchungen in Frauengruppen sehr viel zu tun haben mit dieser spezifischen Auseinandersetzung zwischen Mutter und Tochter. In der Geborgenheit der Schwesternhorde ist die verbotene Beschäftigung mit dem eigenen Genitale nicht so gefährlich. Die Frauen beschützen sich gegenseitig bei den Selbstuntersuchungen vor der »bösen« und »verbietenden« Mutter. Dadurch wird ein quasi masturbatorischer und damit auch emanzipatorischer Akt möglich. Die Selbstuntersuchung bedeutet den Versuch, Kontrolle über den eigenen Körper zu gewinnen und der Mutter die Kontrolle darüber zu entziehen. Gleichzeitig ist es eine, latent auch feindselige, Annäherung an die Mutter, an deren Körperinneres, wenn man den Uterus psychosomatisch als den »Sitz der introjizierten Mutter« (Frank, mündl. Mittlg.) ansieht. Es ist aber auch eine Annäherung an die eigene Mütterlichkeit. In einem Bericht über Selbstuntersuchung heißt es im *Frauenjahrbuch 1976* (S. 145): »Nach der Untersuchung fühlten wir uns stark und entspannt«. Ich bin sicher, daß das gehäufte Auftreten von Selbstuntersuchung in Frauengruppen der kollektive Versuch ist, das Tabu der Masturbation zu brechen, das eben mehr als nur Selbstbefriedigung bedeutet, das nämlich die Aneignung des eigenen Körpers durch sich selbst, die beginnende Definition der körperlichen wie psychischen Autonomie und damit die Auseinandersetzung mit der omnipotenten Mutter-Imago umfaßt. Darüber hinaus besagt dies auch – und das ist eminent wichtig –, daß durch die Auseinandersetzung mit dem omnipotenten Mutterbild und der zunehmenden Autonomiegewinnung ein qualitativer Umschlag stattfindet hinsichtlich der Mutter-Imago selbst: diese wird ebenfalls autonom. »Durch die eigene Unabhängigkeit ist auch die mütterliche Imago autonom geworden, d. h., auch sie könnte ihre Lust bei jemand anderem suchen« (Torok, S. 205). Es handelt sich bei der Entwicklung zur Selbständigkeit um einen dialektischen Prozeß, in dem das Mädchen sich einerseits von der Übermacht der Mutter befreien muß, andererseits auch seine eigenen Ansprüche auf die Mutter aufgeben, dieser also

ebenfalls Freiheit einräumen muß. Das Mädchen gibt damit den Wunsch auf, die Mutter ganz für sich haben zu wollen, was impliziert, daß die Tochter die Hinwendung der Mutter zum Vater zu akzeptieren beginnt. Dies wird wiederum durch das reale Ausmaß der mütterlichen Autonomie erleichtert oder erschwert. Das Ziel einer geglückten Emanzipation von der Mutter ist die angstfreie Besetzung der eigenen Sexualität, die verbunden ist mit der Bereitschaft, auch der Mutter eine autonome Sexualität zuzubilligen. Dies sind die unmittelbaren Voraussetzungen für die Entfaltung eines autonomen Selbstes bei der Frau. Denn was beim Kind noch ein psychophysiologischer Vorgang ist, verwandelt sich im Laufe der Entwicklung durch seinen Symbolcharakter in eine allgemeine psychische Einstellung zu sich selbst und Empfindung von sich selbst.
Ich hoffe, daß ich deutlich machen konnte, wie beschwerlich die Auflösung der Mutter-Tochter-Beziehung ist und welche archaischen Ängste dadurch mobilisiert werden. Eine der möglichen Abwehrmaßnahmen gegen diese Ängste ist die Ausbildung einer feindseligen Haltung gegen den Mann. Die Feindseligkeit gegen die Mutter, die aus der eigenen Hilflosigkeit entsteht, wird zunächst auf sie projiziert: dadurch erscheint sie bedrohlich. Dann wird dieser gesamte Gefühlskomplex auf den Mann verschoben. Die psychische Entlastung besteht darin, daß die Frau sich nicht mehr von der Mutter verfolgt fühlen muß. Im Gegenteil, sie hat einen bösen Außenfeind, den sie aufs heftigste bekämpfen kann, womit sogar z. T. auch ihre aggressiven Impulse (gegen die Mutter) befriedigt werden können. Die manifeste Männerfeindlichkeit unterdrückt also die latente, äußerst bedrohliche Mutter-Imago. Das Ausmaß des Männerhasses ist somit proportional der eigenen Hilflosigkeit und dem daraus entstehenden Haß auf die Mutter und der Angst vor dieser. Solange dieser Aspekt der Männerfeindlichkeit unbearbeitet bleibt, erhält sich latent eine tiefe Abhängigkeit von der Mutter, durch die eine Emanzipation in Richtung auf ein autonomes Selbst und, damit verbunden, eine gesellschaftliche Neudefinierung der weiblichen Rolle blockiert werden.

Die Psychoanalyse hat lange Zeit, von falschen biologischen Voraussetzungen und gesellschaftlichen Vorurteilen ausgehend, die Vorstellung einer autonomen weiblichen Sexualität und damit eines wesentlichen Bereiches der Emanzipation eher verhindert. Wie repressiv die psychoanalytische Theorie sein konnte, sei durch einige Textstellen (alle zitiert nach Chasseguet, 1974) belegt.

Jeanne Lampl de Groot: »Zuerst halten wir uns noch einmal vor Augen, daß in der rein weiblichen Liebeseinstellung der Frau zum Mann für die Aktivität kein Platz ist. Die weibliche Frau liebt nicht, sondern sie läßt sich lieben. Frauen, die Männer aktiv lieben, sind männlich. Die Liebe, die sie in der Mutterrolle entfalten, ist aktiv und somit mit Männlichkeit verknüpft.«

Helene Deutsch: »Der Orgasmus ist männlich. Die ›weibliche‹ Frau kennt keinen orgastischen Höhepunkt.«

Marie Bonaparte: »Die Frau verfügt über quantitativ weniger Libido als der Mann. Der Mann muß gegen die passive und masochistische Haltung im allgemeinen protestieren, da sie ihm biologisch nicht vorgeschrieben ist; die Frau dagegen muß sie akzeptieren.«

Daß Frauen über die weibliche Sexualität zu solchen Aussagen kommen können, läßt die Frage auftauchen, ob nicht ein destruktives Mutterbild es ihnen verbietet, weibliche Sexualität als etwas originär Weibliches und damit als etwas, das zu ihnen gehört, zu erleben. Aber nicht nur die zitierten Psychoanalytikerinnen propagieren eine repressive sexuelle Norm für die Frau, die ja mit Entfremdung vom eigenen Körper einhergeht. Dies geschieht auch innerhalb der Frauenbewegung. Man kann bei einflußreichen (Mutter-)Figuren wie etwa Simone de Beauvoir und ganz besonders Shulamith Firestone deutliche Hinweise finden auf eine mehr oder weniger latente feindselige Haltung dem eigenen, weiblichen Körper gegenüber. Gefährlich dabei ist, daß diese Entfremdung weniger reflektiert als ideologisiert wird.
Auch bei Verena Stefan und Alice Schwarzer sehe ich die Schwierigkeit, sich mit der eigenen Sexualität radikal auseinanderzusetzen. Dabei bleibt Verena Stefans Ideologie in *Häutungen* eher implizit, während Alice Schwarzer ihre Thesen im *Kleinen Unterschied* explizit formuliert.

»Der eine küßte leidenschaftlich und wild, so daß ich zähne spürte, nichts als zähne – Und ich küßte leidenschaftlich und wild. Der andere küßte sanft und fand alles andere unreif und unerwachsen – Und ich küßte sanft und erwachsen. Der eine mochte die beine geschlossen, der andere offen und flach, der nächste offen und um seinen rücken – Und ich hielt die beine geschlossen oder offen und flach oder offen und um seinen rücken. Der eine wollte die ganze nacht durchmachen, der andere konnte nur einmal – Und ich machte die ganze nacht durch oder konnte nur einmal. Der eine wollte sich immer genital vereinigen, der andere fand es nicht so wichtig – Und ich vereinigte mich immer genital oder fand es nicht so wichtig. Der eine konnte nur in seinem bett einschlafen, der andere mußte sich wegdrehen, der nächste wollte dicht beisammen liegen – Und ich schlief nur in meinem bett ein oder drehte mich weg oder blieb dicht beisammen liegen.« (Verena Stefan, S. 42)

Verena Stefan war, ähnlich wie Ulla, im Sexuellen »anpassungsfähig bis zur Vernichtung« (S. 20). Ihre Konsequenz ist – anders als bei Ulla – der Rückzug aus der angepaßten Heterosexualität ins Alleinsein und später in eine ohne Zweifel sehr befriedigende homosexuelle Beziehung gewesen. Sie wagt es nicht, ihre eigenen Wünsche in der Sexualität mit Männern kennenzulernen und aktiv auszudrücken. Im Zusammenhang mit ihrer Überangepaßtheit, also der Unfähigkeit, sich als autonome Sexualpartnerin einzubringen, erscheint Verena Stefans Lösung weniger progressiv als Ullas Versuch, ihre Überanpassung aufzugeben, ihre sexuellen Wünsche klar zu definieren und damit in Gefahr zu geraten, die »Rache« der Mutter zu provozieren. Verena Stefan vermeidet diese Ängste durch die harmonisie-

rende Verschmelzung mit einer anderen Frau. Damit soll nicht gesagt sein, daß die homosexuelle Beziehung zweier Frauen letztlich immer nur der Abwehr einer Mutterproblematik dient. Ich glaube jedoch, daß eine solche Beziehung um so freier ist, je weniger sie ihre Entstehung unbewußter Abwehr verdankt.

Alice Schwarzers Thesen sind allerdings wesentlich rückschrittlicher. Wenn sie im *Kleinen Unterschied* (S. 203) schreibt: »Der die Frau zur Passivität verdammende Koitus ist für Männer die unkomplizierteste und bequemste Sexualpraktik: sie müssen sich nicht mit der Frau auseinandersetzen, müssen sie weder seelisch noch körperlich stimulieren – passives Hingeben genügt«, dann kann man beide Beteiligten dieses armseligen Unternehmens wirklich nur zutiefst bedauern! Weiter heißt es bei Alice Schwarzer (S. 204): »Wenn Frauen Sexualität ihren natürlichen Bedürfnissen entsprechend leben könnten: die Penetration der Heterosexualität wäre dann keine Liebespraktik mehr, sondern der Zeugung vorbehalten.« Das Bild der Heterosexualität, das Alice Schwarzer zeichnet und das sie auch überzeugend durch ihre Frauenprotokolle belegen kann, ist von einer trostlosen Öde und Brutalität. Ihre Konsequenz ist jedoch regressiv und letztlich repressiv, da sie den Frauen nicht dazu verhilft, eine autonome Sexualität, die auch ein lustvoll erlebtes Eindringen des Phallus umfaßt, zu entwickeln. Im Gegenteil, ich fühle mich durch Alice Schwarzer in Zeiten der Psychoanalyse versetzt, als die Existenz der Vagina geleugnet wurde. Bei einer solchen Ideologie entsteht der Verdacht, daß hier eine Identifikation mit der Aggressorin (frühe Mutter) stattgefunden hat. Die verbietende Mutter hätte damit ihr Ziel erreicht: die Frau entfernt sich vom eigenen Körper.

Seit Masters und Johnson ist auch wissenschaftlich erwiesen, daß die Klitoris das Leitorgan sexueller Lust ist und daß sich die Hypothese vom Übergang von der klitoridalen zur »reiferen« vaginalen Sexualität nicht aufrechterhalten läßt. Aber wir wissen auch von Masters und Johnson, daß jeder Orgasmus von vaginalen Kontraktionen begleitet wird, die unmittelbare Körperempfindungen beinhalten. Das subjektive Orgasmus-Erleben einer Frau ist in jedem Fall mehr ein psychischer als ein physiologischer Vorgang. Wo sie das Zentrum des Orgasmus lokalisiert, hängt also eher vom jeweiligen seelischen Befinden der Frau ab. Barbara Seaman beschreibt in ihrem Buch *Free and Female* sehr eindrucksvoll, wie unterschiedlich Frauen Orgasmen erfahren, obwohl physiologisch gesehen dasselbe abläuft. Je weniger autonom eine Frau ihr ganzes Genitale (Klitoris, Labien, Vagina, Cervix, Uterus) besetzen kann, desto mehr muß sie sich durch die Penetration bedroht fühlen, die sie dann nur als eine passive Auslieferung erleben kann. Chasseguet-Smirgel (1974) und Staewen-Haas (1970) machen deutlich, daß es beim Vollzug der Penetration im Erlebnis der Frau auch um ein aktiv aufnehmendes und festhaltendes Geschehen geht.

Gerade im Bereich der Sexualität, in dem bei den meisten von uns sehr leicht Ängste und Unsicherheiten entstehen, kann Repression besonders wirkungsvoll ansetzen. Was am feministischen Konzept von Alice Schwarzer u. a. so verärgert, ist die programmatische Einengung der Sexualität. Mir geht es hier nicht darum, die Penetration als die einzig angemessene, »reife« Form des Geschlechtsverkehrs anzupreisen, sondern darum, die ideologische Behauptung Alice Schwarzers zu entkräften, *keine* Penetration sei das natürliche Bedürfnis der Frau. Das lustvolle Erleben der Penetration sollte genauso zum vollen sexuellen Repertoire zwischen Mann und Frau gehören wie andere sexuelle Praktiken. Ob sie vollzogen wird oder nicht, ist dann immer noch eine Frage der jeweiligen aktuellen Bedürfnisse.
Was ich den genannten Feministinnen vorwerfe, ist, daß sie es bisher versäumt haben, Vorstellungen über eine nicht-repressive Sexualität zwischen Frau und Mann zu formulieren. Eine autonome Sexualität definiert sich meiner Ansicht nach durch die Fähigkeit beider Partner, im Vollzug wie im Erleben aktive und passive Positionen einzunehmen. Vielleicht ließe sich die Dialektik der Geschlechter besser definieren als eine Dialektik von (Sexual-)Subjekt und (Sexual-)Objekt, wobei die Rollen von Subjekt und Objekt nicht fixiert, sondern immer wieder austauschbar und jeweils in sich lustvoll sind. Im Grunde heißt dies, ein Spezialistentum aufgeben, das durch die rigide Rollentrennung zementiert worden ist. Peter Schneider dürfte auf einer anderen Ebene etwas Ähnliches meinen, wenn er schreibt (*Kursbuch 35*, S. 126):

»Kann es nicht sein, daß dasselbe Rollenverhalten, das die Männer dazu bringt, sich auf die aggressive, technische, Emotionen aussparende Seite der Sexualität zu spezialisieren, die Frauen dazu nötigt, sich auf die emotionale, zärtliche, bindende Seite der Sexualität zu verlegen? Daß die Frauen eine ebenso große Angst vor der Sexualität haben, wie Männer vor den entsprechenden Emotionen?«

Die Autonomisierung der Sexualität, d. h. die radikale Erforschung der eigenen Bedürfnisse und der damit verbundenen Ängste – bei der Frau eher der aktiven, beim Mann eher der passiven – hat gesellschaftliche Sprengkraft. Daß dies auf elementare gesellschaftliche Widerstände stoßen muß, ist klar. Daß es sich bei beiden Geschlechtern nicht nur um äußere, sondern auch um innere Widerstände handelt, habe ich von Seiten der Frau unter dem Aspekt ihrer inneren, wenn auch z. T. gesellschaftlich vermittelten Ängste vor der Emanzipation zu klären versucht. Wieso der Mann auch vom Innerpsychischen her zum universellen Komplizen des Abhängigkeitszustandes der Frau wird, versucht Maria Torok folgendermaßen zu beschreiben (S. 231):

»Das Penis-Emblem verrät sich als ein Mittel, sich als beneidenswert darzustellen, und zwar, logischerweise, um nicht selbst im Neid zu leben. Solange der Mann es nötig hat, die Lücken seiner Vollständigkeit, die er zu vertuschen sucht, durch einen Fetisch zu objektivieren, kann

er auch nicht beneidenswert sein. Trotzdem wird er mit Hilfe dieses Unterschlupfs seinen beängstigenden Wunsch, den Platz der Mutter in der analen Urszene einzunehmen, weiterhin ignorieren. Die neidische und mit Schuldgefühlen beladene Frau ist geradezu bestimmt, ihn bei der Projektion dieses Wunsches zu unterstützen; sie wird den ›femininen‹ Teil übernehmen, den der Mann nicht bewältigt hat und den er mit allen Mitteln kontrollieren und beherrschen muß. Deshalb ist der Mann darauf beschränkt, eine verstümmelte, abhängige, neidische Frau einer reifen und kreativen Partnerin vorzuziehen«

– und bleibt dadurch selbst ein verstümmeltes Wesen! Christian David (1974) meint, daß durch die Bisexualität erst eine wirkliche intersubjektive sexuelle Realität entstehen kann. Hier zeigt sich, daß das psychoanalytische Konzept der Bisexualität subversiv werden kann, da es unmittelbar mit der Egalität der Geschlechter, also der Aufhebung rigider Rollenvorschriften, verkoppelt ist. Denn erst die Emanzipation der sexuellen Beziehung von Mann und Frau überwindet den Status von »Halbmenschen« (Richter, 1974) und ermöglicht eine Solidarität der Geschlechter. Diese erst kann zu einer Unterminierung des Patriarchats führen. Durch die herrschenden Rollenstereotype ist unsere Gesellschaft in »Halbmenschen« aufgeteilt. Sie erfüllen die Forderungen des Kapitals nach perfekt auf Hochtouren laufenden menschlichen Maschinen weitaus besser, sie sind in ihrer Eindimensionalität manipulierbarer, leichter zufriedenzustellen, ausbeutbarer. Wenn Männer und Frauen diesen Status – zunächst einmal »nur« im sexuellen Bereich – transzendierten und als Subjekt wie Objekt sämtliche Positionen der Urszene, also die aktiven wie die passiven prägenitalen und genitalen homosexuellen und heterosexuellen Strebungen und die entsprechenden psychischen Modalitäten realisierten, dann entstünde eine Ebenbürtigkeit der Geschlechter, die erst eine Neudefinierung der Rollen von Mann und Frau ermöglichte.

Literatur

S. de Beauvoir, Interview, in: *Spiegel*, Nr 15, 1976

M. Bonaparte, *Female Sexuality*, New York 1953

E. Bornemann, *Das Patriarchat*, Frankfurt/M 1975

G. von Carnap, »Onanie – oder die Sehnsucht nach dem Partner«, in: *Psychologie heute*, Nr. 11, 1976, S. 36

J. Chasseguet-Smirgel, »Die weiblichen Schuldgefühle«, in: Chasseguet-Smirgel (Hg), *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität*, Frankfurt/M 1974

dies., »Freud and Female Sexuality«, in: *Int. J. Psycho-Anal.*, Nr. 57, 1976, S. 275

Ch. David, »Zu einer männlichen Mythologie über die Weiblichkeit«, in: Chasseguet-Smirgel (Hg), *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität*, Frankfurt/M, 1974

H. Deutsch, *Die Psychologie des Weibes in den Funktionen der Fortpflanzung*, zit. n. Chasseguet-Smirgel, 1974

dies., »Der feminine Masochismus und seine Beziehung zur Frigidität«, in: *Int. Ztschr. Psychoan.*, 1930, S. 16

F. Engels, *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates*, Berlin 1964
Sh. Firestone, *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution*, Frankfurt/M 1975
Frauenzentrum München (Hg), *Frauenjahrbuch*, München 1976
S. Freud, *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, GW, Band V, 1905
ders., *Der Untergang des Ödipuskomplexes*, GW, Band XIII, 1924
ders., *Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes*, GS, Bd. XIV, 1925
ders., Über die weibliche Sexualität, GW, Bd XIV, 1931
ders., »Die Weiblichkeit«, in: *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, GW, Band XIV, 1933
H. Glaser, *Sigmund Freuds Zwanzigstes Jahrhundert*, München/Wien 1976
B. Grunberger, *Vom Narzißmus zum Objekt*, Frankfurt/M 1976
K. Horney, »Flucht aus der Weiblichkeit«, in: *Int. Ztschr. Psychoan.*, Nr. 12, 1926, S. 360
dies., »Die Angst vor der Frau«, in: *Int. Ztschr. Psychoan.*, Nr. 18, 1932, S. 5
dies., »Die Verleugnung der Vagina«, in: *Int. Ztschr. Psychoan.*, Nr. 19, 1933, S. 372
M. *Janssen-Jurreit, Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage*, München/Wien 1976
E. Jones, »Die phallische Phase«, in: *Int. Ztschr. Psychoan.*, Nr. 19, 1933, S. 322
ders., »Über die Frühstadien der weiblichen Sexualentwicklung«, in: *Int. Ztschr. Psychoan.* Nr. 21, 1935, S. 331
M. Klein, *Die Psychoanalyse des Kindes*, Inter. Psychoanalyt. Verlag, Wien 1932; Neuauflage: Underground Press, Berlin 1968
J. Lampl de Groot, »Zur Entwicklungsgeschichte des Ödipuskomplexes der Frau«, in: *Int. Ztschr. Psychoan.*, Nr. 13, 1927, S. 269
dies., »Problems of Feminity«, in: *Psychoanal. Quart*, 1953
W. H. Masters & V. E. Johnson, *Die sexuelle Reaktion*, Reinbek 1970
J. Mitchell, *Psychoanalyse und Feminismus*, Frankfurt/M 1976
Mel. Mitscherlich & S. Gomez y Hamacher, *Weibliche Sexualität und Psychoanalyse*, im Druck
J. Müller, »Ein Beitrag zur Frage der Libidoentwicklung des Mädchens in der genitalen Phase«, veröff. 1931, in: *Int. Ztschr. Psychan.* Nr. 17, S. 256
H. E. Richter, *Lernziel Solidarität*, Reinbek 1974
P. Schneider, »Die Sache mit der ›Männlichkeit‹. Gibt es eine Emanzipation der Männer?«, in: *Kursbuch 35*, 1974, S. 103
J. A. Schülein, *Das Gesellschaftsbild der Freudschen Theorie*, Frankfurt/New York 1975
A. Schwarzer, *Der »kleine Unterschied« und seine großen Folgen*, Frankfurt/M 1975
B. Seaman, *Free and Female*, Greenwich, Conn. 1972
R. Staewen-Haas, »Identifizierung und weibliche Kastrationsangst«, in: *Psyche*, Nr. 24, 1970, S. 23
V. Stefan, *Häutungen*, München 1975
M. Torok, »Die Bedeutung des ›Penisneides‹ bei der Frau«, in: Chasseguet-Smirgel (Hg), *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität*, Frankfurt/M. 1974
A. Windhoff-Heritier, *Sind Frauen so, wie Freud sie sah*, Reinbek 1976

Frauen
in unserer Gesellschaft

Shulamith Firestone
Frauenbefreiung und sexuelle Revolution
Band 1488 / DM 6,80

Jutta Menschik
Gleichberechtigung oder Emanzipation?
Die Frau im Erwerbsleben der Bundesrepublik
Band 6507 / DM 4,80

Evelyn Leopold / Jutta Menschik
Gretchens rote Schwestern
Originalausgabe
Frauen in der DDR
Band 1394 / DM 5,80

Germaine Greer
Der weiblich Eunuch
Aufruf zur Befreiung der Frau
Band 1450 / DM 6,80

Liebe Kollegin
Texte zur Emanzipation der Frau in der BRD
Hg.: Werkkreis Literatur der Arbeitswelt
Band 1379 / DM 3,80

Margot Schroeder
Ich stehe meine Frau
Roman, Hg.: Werkkreis Literatur der Arbeitswelt
Band 1617 / DM 4,80

Elaine Morgan
Der Mythos vom schwachen Geschlecht
Wie die Frauen wurden, was sie sind
Band 1604 / DM 6,80

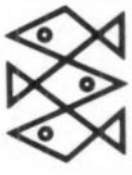
Mary Kathleen Benét
Die Sekretärinnen
Frauen im goldenen Käfig
Band 1633 / DM 5,80

Hedi Wyss
Das rosarote Mädchenbuch
Ermutigung zu einem neuen Bewußtsein
Band 1763 / DM 5,80

Ursula Scheu
Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht
Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft
Originalausgabe
Band 1857 / DM 4,80

Alice Schwarzer
Der „kleine" Unterschied und seine großen Folgen
Frauen über sich – Beginn einer Befreiung
Erweiterte und aktualisierte Auflage
Band 1805 / DM 5,80

FISCHER
TASCHENBÜCHER



Beate Klöckner
Unter lauter Männern

Um 16 Uhr habe ich ein Hauptseminar über Heinrich Mann. Obwohl ich keine Lust habe hinzugehen, stehe ich um 16 Uhr vor dem Seminarraum. Er ist total überfüllt. Ich setze mich auf den letzten freien Stuhl und fange sofort an zu rauchen. Mein Nachbar zur Linken macht mich darauf aufmerksam, daß das unheimlich egoistisch sei, wenn so viele Leute im Raum sind, auch noch zu rauchen. Wo er sowieso schon keine Luft mehr bekomme. Ich merke, ich brauche jetzt die Zigarette. Ich fühle mich schlecht. Mir fallen keine Argumente ein. Ich habe das Gefühl, ohne Zigarette müßte ich ersticken. Wir schauen uns an. Ich denke, wenn ich mich jetzt gut fühlen würde, hätte er es überhaupt nicht gewagt, mich anzumachen. Ich zerdrücke die Zigarette. Ich ärgere mich bereits, daß ich hierher gekommen bin. Jemand beginnt einen Vortrag über die Frage zu halten: *Ist der Untertan eine Satire oder nicht.* Ausgerechnet dieses Thema. Letzte Woche habe ich zufällig einen Aufsatz darüber gelesen. Ich sitze da und ärgere mich unheimlich über den Typ, wie selbstverständlich der seinen Vortrag hält. Er klopft zur Bekräftigung die ganze Zeit mit seinem Kuli auf den Tisch. Ich überlege mir, was könnte ich jetzt sagen, wie könnte ich meine Gedanken formulieren. Der Typ sieht aus wie ein Drittsemester. Ein junges Bürschchen, ein bißchen zu glatt für Erstsemester. Ich will wieder eine Zigarette rauchen, habe aber Angst vor dem Konflikt. Wenn jemand sagt, ich bitte das Rauchen einzustellen, und alle schauen dann auf mich, ob ich das auch mache. Wenigstens einen Zug. Ich habe Angst.
Ich fange an, mir meine Gedanken vorzuformulieren. Ich kann gar nicht mehr zuhören vor Aufregung. Also, es wird doch immer noch darüber gestritten, ob *Der Untertan* eine Satire ist oder nicht. Tucholsky zum Beispiel hat mal an der und der Stelle gesagt, es wäre keine, er hat auch den Grund gesagt, der mir einleuchtete. Und außerdem, wenn etwas 60 Jahre zurückliegt, wie kann man dann überhaupt beurteilen, ob es einfach nur eindringlich beschrieben oder ob es eine Satire ist. Wie soll das ohne Kenntnisse über die Zeit so einfach eingeschätzt werden, das kann doch nicht allein an Sprache festgemacht werden. Wieso kann jemand daherkommen und sagen, das ist eine Satire? Mir fällt noch mehr dazu ein. Ich will das jetzt alles sagen. Ich erinnere mich an den Aufsatz, den ich gelesen habe.

Nun ja, es war ein Zufall, nicht etwa das Ergebnis lang andauernder Arbeit, aber darauf kommt es ja jetzt nicht an. Oder?
Ich merke, wie mir immer heißer wird. Ich bekomme Herzklopfen. Ein Typ meldet sich und sagt etwas dazu, was ich nicht verstehe. Ich denke, so, jetzt, jetzt, jetzt. Ich sage es nicht. Jetzt – ich kann es nicht sagen. Warum kann ich nichts sagen? Das ist doch wirklich läppisch, über diese Frage haben sich doch noch ganz andere Leute gestritten. Warum kann ich das nicht einfach sagen. Ich ärgere mich. Noch ist es nicht zu spät. Ein Typ sagt etwas in die Richtung, man müßte den Briefwechsel zwischen Thomas und Heinrich Mann heranziehen, um die Frage zu klären. Daß dieser Einwurf nur dazu dient, die Seminarteilnehmer zu beeindrucken (der Prof nickt auch schon ganz glücklich), merken alle. Ein paar Leute stöhnen heimlich, und nun will ich auch noch mit meinem Tucholsky ankommen! Es kommt mir vor, als würde ich mich mit dem letzten Beitrag auf eine Stufe stellen. Jetzt kann ich nichts mehr sagen. Ich blicke herum und sehe die verhangenen Augen. Es interessiert nun wirklich niemand, was da gesagt wird. 60 Leute schauen vor sich hin. Einer spielt mit seinem Hund.
In der letzten Reihe raucht jemand. Ich greife zu den Zigaretten und schaue demonstrativ zu meinem Nebenmann. Er sagt kein Wort. Er schreibt alles mit, was da gesagt wird. Jetzt, jetzt könnte ich was sagen. Der Prof insistiert noch einmal auf dem Begriff Satire. Er schaut mich dauernd an, vielleicht weil ich ihm vor 15 Minuten einen Kugelschreiber geliehen habe. Erwartet er, daß ich dafür auch noch etwas sage? Ich gehöre doch nicht zu seinen Fans, zu den Wichsern. Was soll's. Das Blatt mit meinen Gedanken von vorhin liegt noch vor mir. Ich fange an, Tannenbäume zu zeichnen – bis eine Reihe voll ist.
Ich ärgere mich. Ich will mich in den Griff kriegen. Mein Gott, ich bin doch kein blutiger Anfänger. Ich möchte wissen, was sie über mich denken, so wie ich hier herumsitze. Ob die mich für doof halten. Mir fallen Situationen ein, in denen ich mitgearbeitet habe. Situationen in kleineren Arbeitsgruppen, in denen ich teilweise sogar dominiert habe. Da ist mir eine Idee gekommen und ich habe sie gesagt, ganz impulsiv.
Vielleicht habe ich das Referat nicht verstanden, denke ich noch, und wenn ich jetzt was sage, stöhnen alle und ihre Blicke sagen mir, das hat der doch in seinem Vortrag schon erklärt. Ich überlege hin und her. Kann ich das überhaupt vertreten? Da gibt's ja 1000 Gegenargumente. Mir wird immer heißer. Mein Herz klopft zum Hals heraus. Je mehr ich mich unter Druck fühle, etwas zu sagen, desto weniger kann ich es sagen.
Mit allem, was ich neu anfange, fangen auch meine Schwierigkeiten immer wieder neu an. Ich habe kein Vertrauen zu Dingen, die ich gehört oder gelesen habe, und kann mich deshalb nicht einfach dazu äußern. Erst muß ich mich hinsetzen und darüber arbeiten, oder aber ich muß sie selbst

erfahren haben. Ich muß ein paar Thesen haben, hinter denen ich auch stehe, bei denen ich auch erklären kann, wie ich dazu gekommen bin. Ich setze mich selbst unter Druck. Aber an was messe ich mich? Hängt das damit zusammen, daß ich mir nichts zutraue? Ich denke, was mir spontan dazu einfällt, was ich darüber denke, was ich darüber weiß, das bringt's nicht. Das ist nicht gut. Das habe ich mir nur ausgedacht. Darüber gibts nicht genügend Material. Ich zünde mir schon die zweite Zigarette an. Ich bin total aufgeregt. Richtig aufgeregt. Schlimmer noch, als wenn ich etwas ganz Wichtiges vorhabe. Es fehlt nur noch, daß ich hektische rote Flecken ins Gesicht bekomme. Dann kann ich sowieso nichts mehr sagen.
Ich ringe immer noch mit mir.
Wenn ich mir nur ganz sicher wäre. Ach, was soll's. Jetzt reden ziemlich viele Typen. Ich habe das Gefühl, das ist alles richtig aufgesetzt. Manche schmunzeln schon die ganze Zeit vor sich hin. Ich schmunzle ja selbst.
Jetzt kann ich erst recht nichts mehr sagen. Wenn ich jetzt was sage, dann schmunzeln die vielleicht auch über mich, wer weiß. Jetzt exponiert die sich auch noch. Das kommt mir alles so absurd vor.
Da sagt einer: wofür Heinrich Mann war, das kann man nicht erkennen. Der Nächste: das ist die Schwierigkeit, die eine zumindest. Der Nächste: das ist für das Seminar sehr relevant. – So etwas könnte ich nie sagen. Der Nächste: jetzt sollten wir das ganze noch einmal zusammenfassen. Auf die Idee käme ich gar nicht: Jetzt sollten wir das ganze noch einmal zusammenfassen. Was soll's.
Ich habe das Gefühl, ich gebe mich ständig auf. Ach, was soll's. Ist doch nicht so wichtig, was ich dazu zu sagen habe. Ich nehme mich unwichtig, was soll's. Das Belächeln, fällt mir ein, das mache ich auch manchmal. Einer sagt was, ich finde es doof und grins mir einen ab. Aber vielleicht ist das genau die Reaktion, die man als Legitimation dafür braucht. Daß man selbst in einer solchen Situation nichts sagt, was nicht hieb- und stichfest ist. Das gehört irgendwie zusammen. Aber die Leute, über die man lächelt, die sagen doch gar nichts Spontanes, das sind immer ziemlich konstruierte Sachen, hochgestochen. Meine Schwierigkeit liegt darin, daß ich nicht wage, etwas zu sagen, worauf eine Frage kommen könnte, auf die ich keine Antwort weiß. Es kann gut gehen, es kann schlecht gehen. Russisches Roulette. Ich habe Angst vor einer Situation, in der ich nicht mehr weiter weiß. Warum kann ich nicht sagen: Ich habe das und das gelesen, und das hat mir sehr eingeleuchtet. Ja aber einleuchten, was ist denn das für ein Begriff im Zusammenhang mit germanistischer Forschung. Einleuchten! Darauf kommt es doch nun wirklich nicht an. Man kann doch nicht einfach sagen, das leuchtet mir ein. Aber muß denn immer was Fertiges geliefert werden? Das leuchtet mir nun ganz und gar nicht ein. Aber darum geht es nicht. Und wenn ich mich verhaspele? Wenn ich das jetzt ganz unbeholfen

ausdrücke in der Aufregung, anders, als ich meine Gedanken sonst ausdrücken würde? Davor habe ich auch Angst. Die denken dann vielleicht, ich könnte noch nicht mal deutsch reden. Ich schreibe mir vorher richtig auf, was ich sagen will, und bin mir dann trotzdem noch nicht sicher. Vielleicht verliere ich den Faden, und wenn ich so oft aufs Papier schaue, fällt das auch auf; kann die denn nicht reden, ohne abzulesen? Umgekehrt ist mir das schon öfter aufgefallen; wenn jemand versucht, etwas zu formulieren, und das ist unbeholfen oder so, ist es mir peinlich. Ich denke dann immer, wie *ich* mich in der Situation fühlen würde, und wenn ich dann wirklich mal was sagen will, denke ich sofort an solche Situationen, wo andere sich nicht ausdrücken konnten. Mir könnte das genauso passieren. Schlimme Empfindungen. Ich will vermeiden, mich so schlecht zu fühlen. Ich habe Angst davor, was die anderen dann von mir denken. Aber ebensogut könnte ich es doch auch mal versuchen. Es ist doch wirklich gut, daß es Leute gibt, die es versuchen. Aber es sind immer so zwei Beine: Das eine geht über den Kopf und das andere ist ein Gefühl. Das Gefühl ist stark.

Geht es den anderen nicht auch so, so ähnlich zumindest? Manchmal denke ich, es geht nur mir so. Die meisten Leute sagen nichts, an denen messe ich mich nicht. Ich messe mich immer an den Leuten, die das Seminar schmeißen, die eine Diskussion in Gang halten, denn wenn du mitdiskutieren willst, mußt du dich an dem messen, was da abläuft. Ich messe mich immer an einer Sache, die ein Stück vor mir liegt, die ich erst noch erreichen will.

Dieser Anspruch, der an mich gestellt wird oder den ich mir selbst stelle, das ist eine der wichtigsten Erfahrungen, die wohl jeder an der Uni macht. Mir ist es neulich mal so gegangen; da war ich auf einer Veranstaltung bei einem Prof, bei dem ich mal ein Tutorium hatte. Nun war aber ein Thema dran, über das ich nichts wußte. Ich habe gemerkt, der Mann hat mich oft so erwartungsvoll angeguckt. Es ist mir immer schwerer gefallen, da hinzugehen, ich konnte es nicht ertragen, daß der Mann aufgrund meiner Arbeit erwartet hat, daß ich was sage. Das ist jede Stunde schlimmer geworden. Irgendwann habe ich mich dann hingesetzt und habe angefangen zu lesen. Aber ich habe das Wissen nie aufgeholt. Da bin ich weggeblieben. Also selbst in einer Situation, wo ich sagen kann, der Prof kennt mich, ich habe eine gute Arbeit bei dem geschrieben, also irgendwie habe ich das Gefühl, der akzeptiert meine Leistungen, und selbst da kann ich mir nicht eingestehen, über das Thema weiß ich eigentlich nichts. Das heißt, ich kann mein Wissen über meine Situation: ich weiß es nicht, nicht veröffentlichen. Ich dachte, ich könnte es aushalten, wenn ich ihm zu verstehen gebe, darüber kann ich nichts sagen, da habe ich mich noch zu wenig informiert.

Ich muß mich ständig wieder neu beweisen.

Ich möchte wissen, ob es da einen Unterschied zwischen Männern und Frauen gibt, wie Männer solche Situationen empfinden, ob sie sie empfinden. Reagieren sie anders in den gleichen Situationen, oder wie verarbeiten sie diese Konflikte? Macht es denen denn nichts aus? Frauen brechen häufiger ab, Frauen sagen seltener etwas, aber wie soll ich rauskriegen, ob es Typen auch so geht? Wie es mir scheint, wie ich es erlebe, meine ich, daß Typen das vielleicht doch besser aushalten können. Ich denke immer, die haben ein ganz anderes Bewußtsein von ihrer Leistung, und die können es deshalb auch viel besser aushalten, wenn sie mal nichts wissen.
Was auf mich wirkt, das ist das, was ich wahrnehme, wie ich Dinge oder Personen, die mich umgeben, unmittelbar aufnehme. Und ich empfinde, daß Männer, auch wenn sie zugeben müßten, wenn sie es überlegen würden, daß sie in einem Bereich nichts wissen, daß die halt trotzdem immer was sagen, irgendetwas, es kann noch so blöd sein. Etwas zusammenfassen, der hat jetzt das gesagt, der hat das gesagt, aber da ist doch ein Widerspruch. Die sich dann einfach darüber selbst bestätigen, daß sie irgendetwas sagen, nicht unbedingt was zur Sache. Auf die Idee käme ich gar nicht. Ich kann wirklich nur etwas sagen, wenn ich das Gefühl habe, das gehört jetzt zur Sache, ist hieb- und stichfest. Eigentlich ist das ein unheimlicher Anspruch, den ich da an mich stelle. Hängt vielleicht die Tatsache, daß ich so selten etwas sage, mit diesen Ansprüchen zusammen? Wenn man ein hohes Selbstbewußtsein hat, stellt man das, was man sagt, nicht so schnell in Frage; dann kann man eher auch mal was sagen.
Die Typen kommen gar nicht auf die Idee zu denken, was sie jetzt sagen, das könnte eventuell schlecht sein, und das hänge damit zusammen, daß sie es nicht bringen. Also, wenn Männer was Banales sagen, kämen sie nie auf die Idee, das könnte was mit ihnen zu tun haben. Die Identifikation mit dem, was man sagt. Wenn ich was Blödes sage, dann stelle ich mich sofort total infrage. Dann denke ich wirklich, also ich brings nicht. Was soll ich überhaupt hier. Das kann bei Männern anders sein. Daß die das einfach nicht mit sich in Zusammenhang bringen. Wenn sie sagen, da ist jetzt ein Widerspruch, den muß man zusammenfassen und klären, dann ist das eine Sache, die nichts mit denen zu tun hat.
Identifiziere ich mich nicht überhaupt mehr mit allem, was ich tue, sage, plane, als das zum Beispiel Typen machen? Das fängt bei ganz banalen Sachen an. Die Kleidung, was ich anziehe. Ich ziehe immer die Kleider an, die ausdrücken, wie ich mich fühle. Wenn jemand zu mir sagt, was ziehst du für blöde Sachen an, denke ich gleich, das hat was mit mir zu tun. Ich könnte nie mit einem grauen Wollkostüm, nur mal zum Beispiel, oder einfach mit Sachen, die mir nicht gefallen, zur Uni gehen. Ich will damit sagen, daß ich mich mit Sachen, die ich trage, die ich sage, die ich gut finde, die ich ablehne, viel mehr identifiziere. Ich stelle auch fest, wie andere damit

Goethe Institut e.V. Bibliothek

umgehen, und kann das oft nicht verstehen. Ich sehe, daß ich da, verglichen mit Männern, viel mehr Schwierigkeiten habe. Ist das ein Problem von mir, oder von Frauen, oder von Männern und Frauen? Typen ziehen auch nicht gerne Sachen an, die sie doof finden, die würden aber auch nicht im Sommermantel im Dezember spazieren gehen, nur weil sie ihn gerade an dem Tag schön finden. Ihnen wäre es nicht egal, ob sie ein oder zwei Stunden dafür frieren. Der Mantel ist für sie nur praktisch, er hat die Funktion, vor der Kälte zu schützen, er hat nichts mit denen zu tun. Wogegen ich mich in meinem dünnen Stoffmäntelchen fühle.
Ich will nicht, daß die anderen denken, ich wäre nicht die, die ich bin. Kann man das verallgemeinern? Das würde ja bedeuten, daß Frauen sich viel mehr mit dem, was sie tun oder ausdrücken, identifizieren. Daß sie deshalb auch weniger in der Lage sind, eine Auseinandersetzung hart zu führen, weil sie da immer ein Stück von sich in Frage gestellt sehen, nicht nur ein Gegenargument zu einem Argument. Ich weiß nicht, ob das immer zutrifft, aber so nehme ich es wahr, damit werde ich permanent konfrontiert. Die Erscheinungsebene ist ja aber auch genau die Ebene, auf der ich die Seminare ablaufen sehe. Du hast das Gefühl, der sagt das jetzt ganz locker, dem macht das keine Schwierigkeiten, und ich sitze hier und bin nicht mal in der Lage zu sagen, was ich denke, obwohl ich weiß, daß es zumindest diskutabel ist, wahrscheinlich richtig ist. Und da sitzen dann die kleinen, dünnen, blassen, verschreckten Jungs im ersten Semester oder auch später und ich merke, denen geht es eigentlich genau wie dir, die leiden genau wie du und kommen wahrscheinlich auch morgens vor Angst, was ihnen heute noch alles so blühen wird, nicht aus dem Bett. Und ein, zwei Jahre später, per Zufall oder auch nicht, da triffst du alle diese Typen wieder, und gerade will dich das Mitleid überwältigen und du siehst wieder dein eigenes Leid vor den Augen, da stellst du fest, Moment mal, das ist doch nicht der gleiche. Im Gegensatz zu dir waren sie in der Lage, den von oben erhaltenen Druck aufzunehmen und weiterzugeben.
Er sagte:
Wer jedoch an einer theoretischen Bestimmung von Klassenzugehörigkeit festhalten will, sieht sich im Falle der Angestellten damit konfrontiert, daß Kriterien auseinanderfallen, die in der Klassenanalyse der Arbeiter, zumal der industriellen, in der Regel zusammengehen und daher keine Probleme darstellen: lohnabhängiger Status, produktive Arbeit im Sinne der Mehrwertproduktion und Subsumtion der Arbeit unters Kapital fallen für die Angestellten generell, oder jedenfalls für manche Angestelltengruppen, auseinander, so daß sich die Frage der entscheidenden Kriterien von Klassenzugehörigkeit verschärft stellt.
Er meinte:
Ich weiß nicht so recht, nach welchen Kriterien ich Leute einer bestimmten

Klasse zurechnen soll, und bei den Angestellten weiß ich's noch weniger als sonst.
Denke ich das weiter, dann hat das viel zu tun mit Dingen, die ich mache und die wenig mit mir zu tun haben. Jemand kann sich hinstellen und über irgend etwas ein Referat halten. Ich, wenn ich mich mit etwas beschäftige, überlege, was ich denn damit anfangen könnte, was ich davon haben könnte. Ich verarbeite das dann auch ganz anders. Wenn es 30 Referatsvorschläge gibt, dann überlege ich so lange, welches Thema ich wählen soll, bis ich eines gefunden habe, daß mich interessiert. Da gibt es Typen, die brüllen einfach eine Nummer, ohne zu wissen, was das für ein Thema ist, und bekommen dann »Der Einfluß von Lohengrin auf Der Untertan« und machen das dann auch ganz cool. Allein die Angst, daß ich darüber nichts finden könnte, würde mich schon abschrecken. Ich gucke erst, hast du schon mal was ähnliches gemacht, was interessiert dich.
Ich habe mich mal mit jemand unterhalten, der Wirtschaft studiert und jetzt Examen macht. Er hat über irgendein Thema geschrieben, das hätte auch sonst ein Thema sein können, ihn interessiert das sowieso alles nicht. Ich meine, der hätte ja durchaus was nehmen können, was ihn vielleicht mehr interessiert. Wir kamen dann darauf, woran ich so arbeite, und haben das dann verglichen. Da hat er gesagt, wie kannst du denn auch über ein Thema schreiben, das dich so berührt, wo du was über dich rauskriegen willst!
Wenn ich arbeite, gehe ich nicht so vor, daß ich mir überlege, was sind da jetzt die Hauptmerkmale, wie ist das alles einzuordnen, und, und, und; sondern ich gucke auch, was läuft da bei mir ab. Das hat alles viel mit mir zu tun, so daß das, was ich lese, einfach direkt mit mir im Zusammenhang steht. Da hat der Typ gesagt, das könne er nie, so etwas als Examensthema nehmen, das ganze wäre eh schon aufgesetzt, und dann noch was schreiben, was mit ihm persönlich zu tun hat! Da kommt dann der Anspruch dazu, nicht einfach was abzuliefern, sondern sich dauernd über etwas klar zu werden, und dann noch der Anspruch, die Arbeit soll halt so und so werden, ich will was davon haben. Er meint, ich mach es mir dadurch doppelt schwer. Irgendwo stimmt das auch, aber ich wäre überhaupt nicht in der Lage, über ein beliebiges Thema zu schreiben. Wenn ich es dann schaffe, habe ich zwar mehr davon, aber wenn ich es nicht schaffe, weil es ja die doppelte Anforderung ist, dann führe ich es auf mich zurück. Ich sage dann nicht, ich wollte das Doppelte bringen, also es kann sein, daß das nicht geht, sondern ich stelle mich total in Frage. Dazu kommt, daß ja auch niemand mitkriegt, was ich vorhabe, außer einer Freundin vielleicht. Das kriegt der Prof nicht mit, das kriegen die anderen nicht mit. Das ist überhaupt so ein Punkt, daß niemand nichts mitkriegt.
So eine Anonymität. Es ist egal, ob du hingehst, wann du hingehst, es ist egal, ob du vier Wochen nicht hingehst. Es nimmt niemand zur Kenntnis, es

nimmt dich niemand wahr. Du bist überglücklich, wenn du mal jemand auf dem Campus triffst, dem du zulächeln kannst. Warum gehen die Studenten denn alle in die Mensa, die schlimmer aussieht als ein Gefängnis? Weil sie jemandem zulächeln wollen, einfach um zu sehen, ob sie jemand treffen, den sie kennen. Das heißt, sie brauchen ihn nicht mal zu kennen. Es genügt mir schon manchmal, wenn ich jemand sehe, den ich von einer Veranstaltung im Kopf behalten habe. Einfach vertraute Gesichter.
Auch ob du arbeitest, ob das gut ist oder schlecht oder einfach wie es weitergeht, es interessiert niemand. Es erscheint dann so sinnlos, daß man das ganze überhaupt macht.
Ich denke, Männer haben schon auch ein Bedürfnis, zu vermitteln, was sie machen, und wollen auch etwas dazu hören, aber die Bestätigung oder dieses Wahrgenommenwerdenwollen, daß sich einer sorgt oder kümmert um einen, da sind die nicht so drauf angewiesen. In Beziehungen kann man das ja auch feststellen.
Wir identifizieren uns einfach stärker mit dem, was wir machen, und dann wollen wir auch eine Reaktion spüren. Du willst entweder Zuwendung oder Ablehnung durch bestimmte Sachen, mit denen du dich identifizierst, du willst Bescheid wissen. *Die* können viel besser ohne ständige Zuwendung leben. Gerade Typen werden ja viel eher drauf getrimmt, jemanden darzustellen, egal, ob sie nun geliebt werden oder nicht.
Ich werde ja von vornherein als Person, ohne daß ich was mache oder bringe, nicht bestätigt. Da bin ich eine Null oder aber die Freundin von dem tollen Typ. Der Mann wird von vornherein erst mal akzeptiert, und ich muß erst mal ständig was dafür tun, daß ich jemand bin, und wenn das dann nicht wahrgenommen wird, ist das doppelt schlimm, denn dann krieg ich gar nichts.
Mich wundert es überhaupt nicht, daß so viele Frauen abbrechen oder nur noch eingeschrieben sind wegen dem BAFöG. Im ersten Semester bin ich in sieben Seminare gegangen, im zweiten in fünf und im dritten in zwei. Weil ohnehin niemand zur Kenntnis nimmt, was ich mache und was mich interessiert. Das ist allen stinkegal. Wenn ich nun in fünf Seminare gehe und mich das interessiert, dann werde ich in der Wohnung sogar noch ausgelacht, mein Gott ist die naiv, das wird sich noch legen und so. Das hat sich sehr schnell gelegt.

Zwei Szenen aus einem Tag
a) ein Mann hält ein Referat
b) eine Frau hält ein Referat
a) PROF.: Herr Grundmann, Sie sind heute an der Reihe mit ihrem interessanten Thema.

. . .

Das war sehr wichtig für das Seminar. Sie haben zwar einen kleinen Aspekt vergessen, aber, mein Freund, das ganze war sehr aufschlußreich. Das Referat werden wir abziehen und das nächste Mal verteilen. Vielen Dank für Ihre Mühe. (Na mein Junge, das war doch schon ganz gut, mach weiter so!)
b) PROF.: Wie war noch Ihr Name? Ach ja, richtig, Fräulein Linden. Worüber wollten sie ihren Vortrag halten? Richtig, dann schießen Sie mal los, aber laut und deutlich.

. . .

Naja, naja, da kommt ja was. Über die Form, da sage ich später noch etwas. Sie dürfen nicht vergessen, meine Damen und Herren, wir sind hier in einem Hauptseminar. Das muß natürlich einfließen ins Referat. Also zurück zu Ihnen, den letzten Teil, den habe ich nicht ganz verstanden. Erzählen Sie das noch mal.

. . .

Na, keine Fragen? Fragen Sie, fragen Sie, meine Herrschaften!

»Vor dem Gehirn sind x Filter, die haben die Aufgabe, falsche Sachen, die man nicht empfinden dürfte, abzuschirmen, und das funktioniert bei mir irgendwie nicht; d. h. ich muß operiert werden. Bei mir ist im Oberstübchen etwas nicht in Ordnung.« (Studentin der Frankfurter Universität)

Ich bin nur noch vier Stunden in der Woche als Studentin an der Uni. Das ist wirklich so, als würdest du ab und zu mal zum Zahnarzt gehen. Gleich unangenehm.
Ich möchte wissen, ob das den Typen was ausmacht. Ich glaube, daß Typen davon nicht so abhängig sind, ob das, was sie machen, wahrgenommen wird. Denen ist das praktisch egal, die haben das instrumentalisiert, daß sie Studenten sind. Sie haben die Funktion, Student zu sein. Die machen heut ein Seminar über Heinrich Mann, morgen übers Mittelalter und einen Tag später über frühgriechische Chorlyrik. Die würden es wahrscheinlich auch gut finden, wenn sie da wahrgenommen würden, aber wenn nicht, ziehen sie nicht die Konsequenz daraus, das jetzt abzubrechen.
Das heißt nicht, daß Typen überhaupt keine Schwierigkeiten haben. Für die ist das schon auch ein Problem, das Leben, so lieblos, wie alles abläuft, aber ihr Selbstbewußtsein ist nicht so total abhängig davon, was andere von ihnen denken. Natürlich gehts denen bei der ganzen Sache nicht gut, aber auch wenn es ihnen dreckig geht, rennen die weiter auf 1000 Termine, die arbeiten und kriegen vielleicht auch Bestätigung darüber, selbst wenn das nicht ausgesprochen wird. Auch ohne daß denen jemand sagt, daß das, was sie machen, gut ist, bestätigen sie sich einfach, indem sie sich aktiv verhalten. Sicher brauchen die auch jemand, der sie explizit liebt. Aber ich habe

das Gefühl, wenn die niemand haben, der sie liebt, dann wird zwar ihr Leben liebloser, härter, aber letzten Endes können die damit auch leben. Ihnen fehlt dann die weiche Seite, die Seite, wo sie sich ausruhen können; denen geht zwar die Liebe verloren, aber basta. Es tut ihnen zwar leid, daß das alles verlorengeht, aber irgendwie gehts weiter. Bei mir würde dann alles zusammenbrechen. Ich sehe dann kein Land mehr.

Das reicht alles noch nicht aus für eine Erklärung der Schwierigkeiten, denn diese Schwierigkeiten spielen sich ja auf so vielen Ebenen ab, nicht nur auf der inhaltlichen Ebene. Da gibt es noch das Problem, *wie* man's bringt, daß man nicht stottern darf, daß die Form stimmt; und vor allem: wie man sich in dem Seminar fühlt. Da spielen auch so Dinge mit, ob man nun gerade fettige Haare hat. Wie fühle ich mich heute, wenn mich alle angucken, neugierig anstarren, ah, die sagt auch mal was, die hat ja noch nie was gesagt, was hat die denn dazu noch zu sagen. Kann ich mir das heute überhaupt leisten, mich so zu exponieren? Was habe ich denn heute überhaupt an?

Das muß aber nicht unbedingt mit Kleidern oder Haaren zusammenhängen; ich habe manchmal das Gefühl, ich sehe schlecht aus, ich fühle mich dreckig. Ich habe mich vielleicht morgens geduscht und fühle mich trotzdem dreckig, leer, wie ein blasses Hühnchen. Ein subjektives Gefühl von mir: Ich sehe fürchterlich aus. Wenn ich mich innerlich müde fühle, kaputt. Jedenfalls spielen so Stimmungen bei mir eine große Rolle. Wieviel Dinge da eine Rolle spielen! Nur bei mir? Bei *Frauen*? Welche Rolle spielt die Form, wie man sich fühlt, bei Frauen?

Das ist dann auch genau wieder die Ebene, wo du mit dir selbst in Konflikt gerätst. Wo du dich eigentlich distanzieren willst von deiner Rolle als Frau: nur was zu sagen, wenn du keine fettigen Haare hast und dich wirklich gut fühlst. Alles schon 100mal und öfter durchgekaut. Aber das läuft nur über den Kopf. In der Situation selbst hast du dann einfach nur Angst, abgelehnt zu werden. Über den Kopf ist alles klar: was hast du denn groß von der Anerkennung der Deppen, die über deine duftig fallenden Locken läuft, deine großen strahlenden Augen. Zumal du eh dauernd an deinen Liebsten denkst. Nichts zu machen, der Kopf ist total ausgeschaltet. Wenn du gut aussiehst, dann hast du das Gefühl, was du sagst, wird leichter wieder vergessen. Wird schon noch werden mit ein bißchen Anstrengung. Im Gegensatz dazu: Schuster bleib bei deinen Leisten. So nimmst du das wahr, Monate um Monate, Jahr um Jahr. Indem ich mich distanziere, habe ich aber noch keine andere Ebene gefunden, auf der ich mich stark fühlen kann, auf die ich mich beziehen kann. Es bietet dir keine Stärke, wenn du dir irgend etwas erarbeitet hast oder was gelesen hast, weil du keine Möglichkeiten hast, dich darauf zu beziehen; sondern immer wieder nur darauf, nett zu sein, gut auszusehen.

Obwohl, ich habe da immer Schwierigkeiten, wenn ich darüber rede, was Identität bedeutet. Da wird angenommen, daß Männer im Gegensatz zu Frauen so etwas haben wie eine Identität, einen inneren Ruhepol, ein Zentrum, wo sie eine Kraft, ein Selbstbewußtsein herbeziehen, worauf sie sich zurückziehen können, wenn es ihnen mal nicht so gut geht. Die haben das ja auch nicht. Das ist sicher nicht nur ein Problem von Frauen. Aber ich denke manchmal, die brauchen das gar nicht, die vermissen das nicht, sie drücken das jedenfalls nicht aus. Ich kenne Männer, die seit zwei Jahren unter Leistungsdruck stehen, der eigentlich nichts mit ihnen zu tun hat, außer der Tatsache, daß sie ihn durchstehen müssen, um ihren Beruf zu erreichen. Die sagen nie, mir geht es schlecht. Alles was ich höre, ist, ich habe viel zu tun. Nie habe ich gemerkt, daß die so etwas brauchen wie eine Identität, wie eine innere Ruhe, eine Kraft. Irgendwo muß da ein Unterschied sein.
Ich denke doch, daß es einen Unterschied gibt, Realität oder einfach Leben zu bewältigen, der an bestimmten Fähigkeiten festgemacht werden kann, die irgendwann erworben werden oder auch nicht. Männer werden erst mal drauf getrimmt, sich durchzusetzen, ihren Mann zu stehen, etwas zu leisten, einen Beruf zu haben; das steht an oberster Stelle. Erst wenn sie das erreicht haben, kommen so Dinge wie eine Familie gründen, Kinder großziehen. Bei Frauen sieht das ganz anders aus. Ich habe nie etwas gehört von wegen mich durchsetzen, was leisten, das kam nie vor. So sagt sich jeder Mann, es ist notwendig, daß ich arbeite, daß ich an die Uni gehe, und deshalb schaffe ich es auch; aber uns hat das bestimmt keiner gesagt. *Du heiratest ja doch.* Das ist der Kernsatz, an den ich mich erinnern kann. *Ja Kind, wenn du nicht so gut in Mathematik bist, das ist nicht so schlimm, aber warum hast du in Betragen nur eine Zwei?*

»Ich möchte weg von der Uni, da habe ich immer das Gefühl, ich habe es mit Wahnsinnigen zu tun, da wird mir mein eigener Wahnsinn noch stärker bewußt, da merke ich erst, wie unnormal ich bin.«
(Studentin an der Frankfurter Universität)

Es ist 1 Uhr. Ich gehe ins Studentenhaus und stehe vor dem überfüllten Raum; ich habe Angst, bis zur Kaffeemaschine vorzugehen. Vielleicht knicke ich plötzlich um, mitten im Raum. Wie gewollt und nicht gekonnt, mit Eisen unter den Stiefeln. Dabei kann ich mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal umgeknickt bin. Lange her. Die Leute sitzen herum und sehen zu, wer ein- und ausgeht, ich bleibe an der Tür stehen. Ich möchte mich irgendwo festhalten. Lange kann ich hier auch nicht mehr rumstehen, ohne aufzufallen. Ich schaue herum. Ich möchte mich verkriechen und weiß nicht wohin. Musik und Gelächter machen mich hilflos. Ich schaue auf die

Uhr, obwohl ich längst weiß, wie spät es ist. Meine Verabredung. Ich habe gar keine. Langsam taste ich mich vor. Den Blick abwechselnd auf die Uhr und rundherum, erschließe ich mir die Möglichkeit, mich durchzuschleichen.
Am Fenster sitzt Hans. Neben ihm sitzen mehrere Frauen. Ich setze mich dazu. Die Frauen unterhalten sich über ihren Studentenausweis, weil sie darin nicht vorkommen.
Der Studierende ist verpflichtet, diesen Ausweis stets bei sich zu tragen. Der Verlust des Ausweises ist unverzüglich dem Universitäts-Sekretariat anzuzeigen. Gebühr für Zweitschrift DM 6,–. Jede Wohnungsänderung hat der Studierende innerhalb von drei Tagen dem Universitätssekretariat zu melden.
Die Studierende existiert einfach nicht. Hans und ich müssen plötzlich lachen. Mir wäre das nie aufgefallen. Immer die leidigen Diskussionen über die Formen, das Reduzieren auf die sprachliche Kritik. Hans sagt, das sind gerade die Frauen, die sich darüber aufregen, wenn ich *einer* statt *eine* sage, und die ihr Leben immer weiterführen wie gewohnt und sich untereinander bis aufs Messer bekämpfen; die sonst bei sich nichts ändern. Mir fällt auch ein Beispiel dazu ein. Man muß das ganze mit Inhalten füllen, sagt er.
Mir wird ganz komisch. Mir fallen wieder keine Argumente ein. Wer ist man? frage ich. Und er: Fängst du auch schon so an? Kann ich mit dir jetzt auch nicht mehr so reden, wie es mir einfällt? Wenn ich mich jetzt schon bei dir kontrollieren muß, das geht ja schön los. Ich habe sowieso immer Angst, was Frauenfeindliches zu sagen. – Ich ja auch, sage ich.
Ein Jahr lang hab ich beim Studentenkino mitgearbeitet; dort kannte ich eine Frau, die immer sagte: Du hast schon wieder man gesagt, das ist total frauenfeindlich. Besser: was frau tut. Der Mann, zu dem sie das immer gesagt hat, der war nun wirklich nicht einer von den ganz harten. Richtig lieb, und hat sich verdammt viel Mühe gegeben. Aber das kam immer wieder vor. So fünfmal pro Abend. Und ich saß dabei und habe immer überlegt, Mensch, was sagst du jetzt und versuchst ja, man zu vermeiden. Da konnte ich das Reden gleich lassen. Ich habe mich nur noch damit herumgeschlagen. Wir konnten auch nicht darüber reden. Die Frau war schon seit Jahren in einer Frauengruppe und ich noch nie. Da habe ich mich eh von vornherein minderwertig gefühlt. Was kannst du denn schon dazu sagen, gar nicht richtig als Frau habe ich mich gefühlt. Also die kritisierten Männer habe ich gut verstanden, die hatte ich gerne, obwohl sie so frauenfeindlich waren, und die Frau, die habe ich gehaßt, obwohl sie »frauenfreundlich« war. Ich habe mich gefühlt wie zwischen zwei Stühlen, wie ein Neutrum – nicht wie eine richtige Frau und schon gar nicht wie ein Mann – zwitterähnlich. Den Typen konnte ich als Frau nicht immer recht geben. Selbst wenn ich es gut fand, was sie taten und sagten, habe ich

gedacht, das denkst du nur, weil du bißchen dumm bist, weil du sie nicht durchschaust. Ich habe gehört: die haben doch nur so viel begriffen, daß es gerade reicht, uns nicht vor den Kopf zu treten, uns nicht als Objekte zu verlieren. Das Maß deiner Unterdrückung bestimmt ihre Einsicht.
Das ganze war einfach wieder eine Glaubenssache. Früher habe ich an Gott geglaubt und jetzt glaubte ich an die Frau, zwar nicht so wie an Gott, aber immerhin. In der Struktur war das ganz ähnlich. Es hat gereicht, mich so zu verunsichern, daß ich mich nicht mehr erkannt habe. Ich habe diese Frau gehaßt, das durfte ich auch nicht. Eine Frau haßt eine andere Frau nicht. Wir Frauen verstehen uns, haben uns alle gern, wir haben alle die gleichen Erfahrungen gemacht, werden alle gleich unterdrückt. Schließlich habe ich es nicht mehr ausgehalten. Ich bin aus der Kino-Gruppe fortgeblieben wie aus einem Seminar. Hans sagte: Mensch Beate, du hast ja gar keinen Frauenstandpunkt. Auch das mußte ich mir noch sagen lassen.
Später überlegte ich mir dann, wie sähe so eine Kritik aus, wenn sie auf andere Bereiche übertragen würde. Ich habe mir meine Sprache nicht ausgesucht. Was soll ich machen, wenn sie mich 20 Jahre getäuscht hat? Kann ich mir denn so ohne weiteres eine neue beschaffen, so ganz ohne Schwierigkeiten? Ich habe mir auch nicht ausgesucht, was ich am Körper trage und wie ich esse. Nehmen wir das Essen: vielleicht hat ja überhaupt der Mann Messer und Gabel erfunden und die Frau den Löffel, so schön rund und gar nicht aggressiv. Im Gegensatz dazu der Phallus Messer und die Gabel zum Aufspießen. Dann könnten wir uns ja gleich nur noch von Sahne und Griesbrei ernähren.
Wie kann ich mich kritisch beobachten und gleichzeitig nicht mich aufgeben?
Gerade die Sprache repräsentiert ja genau das, was im Kopf ist. In ihr äußert sich meine Erfahrung, was sich doch auch in dem Gebrauch des Wortes *man* ausdrückt. Ist es nicht so, daß gerade die nicht unter Kontrolle stehende Sprache auch Unterdrückung ausdrückt? Ich will Widerstand leisten; das will ich mir erschließen, im Sprechen und Schreiben. Ich versuche mich als etwas Wesentliches zu begreifen; kann ich das mit der vorgefundenen Sprache ausdrücken? Von Frauen werde ich vordefiniert, wie ich mich zu verhalten habe, werde ich in eine Rolle gedrängt, die nichts mit mir zu tun hat. Das trifft mich hart.
Die vorgefundenen Möglichkeiten, zu leben, zu sprechen und zu schreiben, erschweren mir mein Leben. Aber sind diese Schwierigkeiten auf andere Frauen zu übertragen, Frauen mit anderen Fähigkeiten und Geschichten? Gibt es das: *Wir Frauen?*
Manchmal gehe ich Donnerstags zum Frauenplenum. Heute erzält Thea von ihren Erfahrungen im Büro. Sie will keine engen Jeans mehr tragen, weil sie sich dann selbst zum Sexualobjekt macht. Alle Frauen hier in engen

Jeans können sich nicht mehr in die Augen sehen. Ich spüre, wie mir die eigene Hose in den Bauch schneidet. Jetzt könnte ich einhaken und sagen, daß ich nie so rumlaufen könnte wie sie heute abend. Das gefällt mir einfach nicht, wenn alles so am Körper herumschlappert. Sofort kriege ich ein schlechtes Gewissen. Bin wohl auch ganz schön dem Schönheitsbild aufgesessen, was? Warum finde ich das nicht schön, daß sie sich das Frauenzeichen auf beide Kniee und den Arsch appliziert hat? Bin ich verrückt oder nur dumm? Ich habe kein Vertrauen zu meinen Wahrnehmungen. Entschuldigt bitte, daß ich lebe. Ich fürchte meinen eigenen Zorn. Hier wird dauernd der Anspruch gestellt, daß wir uns alle lieben. Ich, die ich sowieso schon gelernt habe, meinen Zorn und meinen Ärger zurückzuhalten – ich bin nie beleidigt, ich könnte ja im Unrecht sein –, sitze zusammen mit Frauen und entspreche wiederum diesem Bild. Nur, diesmal darf ich es nicht als Defizit begreifen, sondern positiv, als herausgebildete Fähigkeit. Warum sagen die anderen nichts?

Für mich ist die Situation schlimmer als im Seminar. Im Kopf immer Assoziationen an die Uni. Vergleiche stellen sich her. Aber im Seminar, da weiß ich schließlich, daß ich es mit Männern zu tun habe; die sind halt so, und überhaupt, im Hinterkopf ist ja auch noch der Gedanke: das hat nichts mit mir zu tun. Hier bin ich so unsäglich verletzt und hoffnungslos. Hier werde ich getroffen in meiner Perspektive. Ich bin zornig, aber nicht in der Lage, auch hier nicht, mich auszudrücken. *Ich bin frauenfeindlich.*

Die Frau ist ausgeglichen, friedlich, verständnisvoll gerade gegenüber Frauen. Warum gerade gegenüber Frauen? Es gibt hier Frauen, mit denen ich nichts gemeinsam habe. Wie sie denken und fühlen, das ist mir fremd. Es gibt hier Frauen, mit denen ich mich nicht anfreunden würde und sie sicher auch nicht mit mir. Warum aber hängen wir uns dann den Anspruch vor die Tür, daß wir uns alle lieben, und sind dann so verbiestert, wenn wir feststellen: so ist eine Veränderung nicht möglich?

Ich frage mich, wo setzt die eigene Veränderung ein? Mit dem Austreten aus der Welt der Männer? Ich überlege: Habe ich mich verändert, obwohl ich die Welt der Männer nicht verlassen habe? Hätte ich mich schneller, grundlegender verändert, wenn ich abgehauen wäre?

Darauf weiß ich keine Antwort. Ich wohne seit fast zwei Jahren mit vier Männern zusammen, an sich heute ein Unding, sagt *man/frau*. Ich sage: Ich habe mich noch nie zuvor in einer Wohnung so gut gefühlt.

Das Zimmer, in dem ich wohne, stand lange leer. Die Typen überlegten sich, ob sie auseinanderziehen sollten, weil sie schon zu lange zusammenlebten, die Verkehrsformen waren eingefahren, jede Macke bekannt, viele schienen nicht mehr veränderbar. Jetzt wollten sie einen neuen Versuch machen, zusammen mit einer Frau.

Als ich einzog, dachte ich, das ist eine gute Sache. Sicher lag darin auch eine

starke Protesthaltung gegenüber den Frauen, die das völlig unmöglich fanden. Ich wollte mich abgrenzen, erst mal rein äußerlich, ansonsten war ich mir nicht so klar, was es bedeutete.
Die Typen haben das natürlich gleich mitgekriegt. Ich war von Anfang an nicht eine von »denen«, aber auch sie waren nicht gerade die »harten« Männer. Sie dominierten z. B. nicht in ihren jeweiligen Beziehungen, setzten ihre Interessen nicht oder nicht um jeden Preis durch.
Von vornherein war klar, ich war auf ihrer Seite, von mir hat keine Gefahr gedroht. Ich habe mich auch so gefühlt. Ich wollte niemanden bedrohen, schon gar nicht die Wohnung. Ausgewirkt hat sich das dann so:
Zu dieser Zeit studierte ich regelmäßig und intensiv an der Uni, ich mußte auch dafür arbeiten gehen. Ich stellte mich viermal pro Tag auf andere Gedanken, Umgebungen, Menschen und Dinge ein. Dazu kam die Wohnung. Was tat ich? Ich lächelte. Ich lächelte von morgens bis abends, mir war nichts zuviel, ich war nie schlecht gelaunt, immer einen Scherz auf den Lippen, immer freundlich.
Und was dazu kam – der Anspruch an mich als Frau, die Wohnung zu ändern, die Beziehungen zu verändern. Das Wissen um die Voraussetzungen, unter denen ich eingezogen bin, setzte mich ständig unter Druck. Ich fühlte mich immerzu in einer Bewährungsprobe. Wenn irgend jemand in der Wohnung davon sprach, nun vielleicht doch auszuziehen, führte ich das auf mich zurück. Ich hatte die unausgesprochene Erwartung, daß ich die Wohnung ändern könnte, auch nicht schlecht gefunden und mir das zugetraut; heute weiß ich, daß die Hoffnungen, die sich mit meinem Einzug verbanden, für alle belastend waren, weil sie nicht überprüft wurden, nicht darüber gesprochen wurde, was die Wohnung für Monate lähmte.
Dies hatte auch zur Folge, daß ich Konflikten auswich. Ich wollte nicht den Eindruck verderben, daß ich eine tolle Frau bin, und hielt mich raus. Wenn mir was nicht gefiel, zog ich mich zurück, wartete ab, bis es vorüber war. Auseinandersetzungen jeweils nur zwischen zwei Personen – spärlich.
Denn in Diskussionen war ich mir nie sicher. Immer denke ich, wahrscheinlich hast du doch unrecht, die anderen sind klüger. Zehn Minuten nachdem ich etwas gesagt habe, kann ich es völlig dumm und unmöglich finden, nur weil jemand anderes, den ich für klüger halte, mir das Gegenteil zu beweisen versucht. Das jagt mir Angst ein, denn damit ist jedes Mal für mich verbunden, daß ich mich total in Frage stelle. Nicht etwa, daß ich hingehe und sage, so, jetzt hast du was Falsches gesagt, es kann sein, daß der andere recht hat; ich gehe hin und sage, du bist ja unmöglich, wie konntest du nur so was denken, du bist völlig unmöglich. So brachte mich jede Diskussion, jeder Konflikt in einen Identitätskonflikt. Mehr und mehr zog ich mich zurück. Auch in der Wohnung hatte ich – wie an der Uni – oft das Gefühl, nicht wahrgenommen zu werden. Ich bekam schlechte Launen,

Macken, Probleme. Heute weiß ich, daß sie dem Bedürfnis entwuchsen, wahrgenommen zu werden. Wenn jemand in der Wohnung schlecht gelaunt war, dann begannen die anderen darüber zu reden, ihn/sie auch zu fragen und Anteil zu nehmen. Trotzdem hat es lange gedauert, bis ich den Satz *ich bin schlecht gelaunt* überhaupt aussprechen konnte. Erst als ich merkte, daß ich auch einen Anspruch darauf habe, schlecht gelaunt zu sein und mit Rücksicht behandelt zu werden, konnte ich das ewige keep smiling, das unnatürliche Verhalten auch bekämpfen.
Heute bin ich in der Lage zu sagen, daß ich Angst vor einem Konflikt habe und warum.
Ich bin überhaupt besser in der Lage zu erkennen, was für mich schwierig ist und woher das kommen könnte. Also, Angst zu haben, mal was Blödes zu sagen, weil ich denke, die lehnen mich dann ab.
Ich glaube, daß Männer das nicht wissen, was in mir vorgeht, wenn ich den Mund öffne oder geschlossen halte, denn die haben ja meistens davor keine Angst oder einfach andere Ängste, die sich aus anderen Umständen ergeben. Von meinen Konflikten haben sie erst mal keine Ahnung – das will ich ändern. Ich will das Wissen von meinen Schwierigkeiten veröffentlichen. Ich sehe darin einen größeren Schritt, mich zu verändern, als wenn ich jetzt in einer Frauenwohnung säße. Mit Frauen zusammenwohnen, das hat einfach andere Qualitäten. Ich merke, die Typen können sich nicht vorstellen, was in mir vorgeht, und ich will rauskriegen, ob sie das Wissen von meinen Problemen verändert. Und umgekehrt.
Manchmal denke ich, wie wäre es, wenn hier noch eine Frau wohnen würde, eine, die ich gerne habe. Sicher würde sie mich verstehen, ohne daß ich viel zu erklären brauchte; aber verändern würde sie die Situation nicht direkt. Das sind nicht nur Erfahrungen, die du in bezug auf Wohnungen machen kannst. Das gleiche gilt auch für Liebesbeziehungen. Manchmal hast du das Gefühl: im Grunde hat der überhaupt noch nichts von dir verstanden. Deshalb kann er sich gar nicht anders verhalten. Ich denke, daß ich hier ansetzen will zu definieren, wer ich bin und was ich will, und darüber Konflikte angehen. Aber warum sollte das nicht mit Männern gehen? So ein Verständnis hängt doch eigentlich nicht so sehr vom Geschlecht ab, vielmehr von den Bedingungen, unter denen wir leben. Ich kann meine Hoffnungen und Phantasien, die sich auf Männer richten, nicht zerstören oder einfach auf Frauen umlenken. Da habe ich andere Phantasien und Wünsche.

Das sogenannte Unmenschliche im Menschen: eine Analyse des Sadomasochismus

Sadismus als soziales und kriminelles Handeln. Zur Psychodynamik sexueller Tötungen.

Sadismus ist nicht allein das Problem einiger weniger »Perverser« und »Kranker«, vielmehr ein Phänomen, das in einer schwer zu fassenden Weise gegenwärtig und in einem unheimlichen Sinne vertraut ist. Eine versteckte Tendenz zum Sadismus, eine Bereitschaft, unter gegebenen Umständen sadistisch zu reagieren, ist bei einer großen Gruppe in der Gesellschaft vorhanden. Je unverstellter, direkter und offener Herrschaft – Unterworfensein, Allmacht – Ohnmacht, Repression – Submission die bestimmenden Kategorien sind, desto unverhohlener tritt Sadismus in Erscheinung und wird zu etwas Alltäglichem. – Vor diesem sozialpsychologischen Hintergrund untersuchen die Autoren anhand ausführlicher Fallstudien das an sich seltene Phänomen des Sexualmordes.

DM 19,80

Marielouise Janssen-Jurreit
Sexismus/Über die Abtreibung der Frauenfrage

SEXIS MUS

»Der Titel ›Sexismus‹ bezeichnet den Gegenstand, dessen Dokumentation und Analyse das Buch gewidmet ist: Die gesellschaftliche Mißachtung und Unterdrückung von Frauen aufgrund ihres Geschlechts.

Nach meiner Kenntnis ist ›Sexismus‹ von Marielouise Janssen-Jurreit die erste feministische Publikation einer deutschen Autorin, die ernst genommen werden muß. Sie erreicht einen hohen Argumentationsstandard, ist übersichtlich aufgebaut und prägnant formuliert...
Das Buch verdient die Aufmerksamkeit von Frauen und der Gebildeten unter ihren Verächtern.«
Helge Pross in
»Bild der Wissenschaft«

756 Seiten. Leinen DM 39.80
Carl Hanser Verlag

Die „Weiblichkeit" der Frau: Anatomie? Ökonomie? Ideologie?

Diese Untersuchung eröffnet ein neues Verständnis der Entwicklung der weiblichen Psyche. Die typischen Verhaltensmerkmale erscheinen nicht durch die Konstitution bedingt, sondern durch gesellschaftliche Aspekte. Damit werden sie veränderbar. DM 18,50

»Wahnsinn« als Flucht und Protest

Phyllis Cheslers Buch mit seinen erschütternden Fallstudien ist eine massive Anklage gegen die von männlichen Vorurteilen bestimmte, mit zweierlei Maß messende Psychologie und Psychotherapie. An der Machtlosigkeit der Frau als psychiatrischer Patientin macht Phyllis Chesler verdeckte Machtstrukturen unserer Gesellschaft bewußt. 7063/DM 7.80.

Rowohlt

Martina de Ridder
»Dat ist ja wat wert, dat Mädchen«
Ökonomie und Interaktion in einem Nachtlokal

Ich war Animierfrau in einem Nachtclub. Sieben Monate lang dreimal in der Woche. Die andere Zeit war ich Studentin.
Ich fing den Job in dem Bewußtsein an, es eigentlich nicht nötig zu haben, mir auf diese Art und Weise mein Geld zu verdienen. Ich fühlte mich als etwas Besseres, und die Erfahrung, daß ich in diesem Betrieb erfolgreich funktionierte, ohne je mit einem Gast zu schlafen, machte mich geradezu stolz und verstärkte mein Gefühl der Überlegenheit: ich baute eine Distanz zu mir auf, die meine Abgrenzungsversuche (gegenüber »der« Animierfrau) mir selbst und anderen glaubwürdig machte, und je bornierter meine Beziehung zu dem, was ich tat, wurde, desto besser und perfekter funktionierte dieser Selbstbetrug. Ich erkannte und fühlte nicht, daß es grundsätzlich egal ist, ob ich mich als Körperfrau oder als Geistfrau verkaufe. Zudem wurde ich sowohl von meinen Kolleginnen als auch von Freunden und Bekannten in dieser Illusion bestärkt. Die Tatsache, daß meine Unterhaltung der Gäste nicht in einer Befriedigung ihrer Bedürfnisse nach Sexualität bestand, sondern daß ich dieser Nachfrage mein Warenangebot »Geist« entgegensetzte und die Gäste dazu brachte, es anzunehmen, befreite mich vor mir selbst und vor anderen von der Zuschreibung des Objekt-Seins.
Dieses Selbstverständnis konnte ich nicht mehr aufrechterhalten, als ich mir über die Strukturen und Regeln, auf die ich mich eingelassen hatte, Klarheit zu verschaffen begann, d. h. mir konkret die Fragen stellte:
– Wie funktioniert dieser Betrieb ökonomisch?
– Wie sehen die Interaktionsstrukturen zwischen Gast und Animierfrau aus, die diese Funktionsfähigkeit garantieren?

I.

Ausgegangen bin ich von der Frage, mit welchen Mitteln es dem Verkäufer (Ladenbesitzer) gelingt, seinen Alkohol – gemessen am normalen Marktwert – zu weit überhöhten Preisen zu verkaufen:
Der Verkäufer bietet in seinem Laden die Ware Alkohol an. Er weiß, daß dieses Warenangebot nicht dem tatsächlichen bzw. primären Kaufinteresse

des Käufers (also des Gastes) entspricht. Dieser will vielmehr Lustgewinn durch die Dienstleistungen einer Frau käuflich erwerben. Diesen Widerspruch zwischen der Nachfrage des Käufers und dem Angebot des Verkäufers löst letzterer nun dahingehend auf, daß er das tatsächliche Kaufinteresse des Käufers (die Frau) funktional – und d. h. hier als Verpackung – für den Verkauf *seiner* Ware Alkohol einsetzt.
Diese Beziehung läßt sich auch als umkehrbare Zweck-Mittel-Relation formulieren: Der Verkäufer verfolgt den Zweck, die Ware Alkohol zu verkaufen. Hierzu dient ihm die Frau als Mittel. Der Käufer verfolgt den Zweck, Lustgewinn durch Dienstleistungen einer Frau zu erwerben. Hierzu dient ihm der Kauf der Ware Alkohol als Mittel. Wie läuft nun dieser Verkauf in seinen einzelnen Stufen ab?

Der Gast, der einen Nachtclub betritt, kann im Rahmen des in solchen Clubs herrschenden Preisniveaus relativ günstig ein Getränk erwerben. Aber schon mit diesen 20,– DM, die ein Biergedeck durchschnittlich kostet, zahlt er 90% für die Verpackung: das Programm. Dasselbe oder ein qualitativ vergleichbares Getränk wird unter Beigabe einer Animierfrau in die Preisklasse 2 gehoben und kostet dann mindestens 40,– DM (also Umsatzverdoppelung). Spätestens hier spielt der *Zeitfaktor* eine weitere umsatzfördernde Rolle: Die Animierfrau ist angewiesen, das Getränk in 15-20 Minuten zu verzehren und den Gast zum Kauf von weiteren Getränken zu animieren. Durch die nächste Verpackungsform, das Separee, wird die dritte Preisklasse erreicht. Die Tatsache, daß dieser Ortswechsel für den Gast die grundsätzliche Möglichkeit bedeutet, die Frau »ganz« zu kaufen, wird vom Verkäufer dahingehend ausgenutzt, daß er den Käufer auf den Kauf eines *bestimmten* Getränks (gewöhnlich Champagner) verpflichtet, dessen Preis sich – verglichen mit den Preisen im Revier oder an der Bar – wiederum verdoppelt (250,– DM). Eine nochmalige Preiserhöhung (um 100,– DM) bedeutet den Verzehr des Getränks im Badeseparee. Es lassen sich also die folgenden Preisklassen unterscheiden:

Preisklasse	Mindestpreise	Ware	Verpackungsformen
1	20,– DM	Getränk X	+ Programm
2	40,– DM	Getränk X	+ Programm + Animierfrau
3	250,– DM	Getränk Y	+ Programm + Animierfrau + Separee
4	350,– DM	Getränk Y	+ Programm + Animierfrau + Separee + Bad

Die unterschiedlichen Verpackungsformen sind die Investitionen des Verkäufers, die den Verkauf seiner Ware Alkohol garantieren sollen. Wichtigste Investition ist zweifellos die Animierfrau, die als Instrument zur Realisierung des Tauschwerts eingesetzt wird und durch den Verkauf ihrer

Arbeitskraft ca. 70% des Gesamtumsatzes bestreitet. Mit ihr geht der Verkäufer folgenden Vertrag ein: Die Animierfrau stellt dem Verkäufer zunächst ihre Zeit, z. B. acht Stunden Anwesenheit in dessen Etablissement, zur Verfügung. Hierfür erhält sie eine Festgage von ca. 30,– bis 60,– DM, je nach Aussehen und Verhandlungsgeschick. Zusätzlich erklärt sie ihre grundsätzliche Bereitschaft, ihre Arbeitskraft in Form von Unterhaltung (im weitesten Sinn des Wortes) zu verkaufen und damit dem tatsächlichen Kaufinteresse das Gastes zu entsprechen.
Entsprechend den genannten Preisklassen vollzieht sich nun der Verkauf ihrer Arbeitskraft:
Auf der untersten Ebene hat sie keinen Kontakt mit dem Gast. Sie wird lediglich gesehen, fungiert als »Reklamehuhn« und erhält ihre Gage für ihre physische Präsenz und äußerliche Aufmachung. Hat sie die Preisklasse 2 erreicht, d. h. ist es ihr gelungen, daß der Gast sie zu einem Getränk einlädt, wird sie zu 10 bis 15% am Umsatz beteiligt. Für diese Provision, die sie auch für jedes weitere Getränk, das der Gast ihr kauft, erhält, fängt sie nun an, ihre Arbeitskraft *aktiv* zu verkaufen. Will sie die Interessen des Ladenbesitzers wahren und damit ihren Arbeitsplatz sichern, muß sie ihr Verhalten voll auf das (Kauf)Interesse des Gastes abstellen. Sie ist gezwungen, sich in der Beziehung zum Gast zu verobjektivieren, d. h. sie überträgt ihm, zumindest partiell, die Verfügungsgewalt über sich. Je mehr der Gast nun bereit ist, zu zahlen, wird ihm dieses Verfügen-Können erleichtert (vgl. Preisklasse 3 und 4; das Separee an sich hat für den Gast keinen Gebrauchswert, es bietet vielmehr nur die Bedingung der Möglichkeit, sein Kaufinteresse gegenüber der Frau voll zu realisieren).
Die Animierfrau ihrerseits agiert mit dem Ziel, den Gast »aufzubauen« und zu »verarbeiten«, d. h. ihn materiell auszubeuten. Sie realisiert dabei nicht, daß diese Ausbeutung auf Kosten ihrer geistigen und psychischen Identität, ihres Körpers und ihrer Gesundheit geht und daß der einzige Nutznießer der Ladenbesitzer ist. Je mehr sie investiert, desto relativ niedriger ist ihr Lohn und desto höher der Gewinn des Besitzers: Während die Investitionen des Besitzers von einer bestimmten Grenze an voll gedeckt sind und der Umsatz, den die Animierfrau macht, zum fast reinen Gewinn für ihn wird, werden die Investitionen der Animierfrau immer höher und stehen zu ihrer Umsatzbeteiligung in keiner Relation mehr. Die Animierfrau sieht in jeder Flasche, die der Gast ihr kauft, den »Gewinn« von 40,– DM, nicht aber die Tatsache, daß sie sich mit jeder Flasche, die sie trinkt, mehr ausliefert, mehr von ihrer Identität aufgibt, mehr ihre Gesundheit ruiniert und damit den Zeitraum, über den sie überhaupt noch arbeitsfähig ist, verkürzt.
Auf der Erscheinungsebene läßt sich also die Beziehung zwischen Gast und Animierfrau zwar als ein Verhältnis wechselseitiger Ausbeutung beschreiben (»er beutet sie psychisch, sie beutet ihn materiell aus«), de facto ist sie

jedoch lediglich das Werkzeug dieser Ausbeutung, denn der Profit kommt nicht ihr, sondern fast ausschließlich dem Besitzer zugute.
Geht man von einem durchschnittlichen Verdienst von 130,– DM pro Abend aus (50,– Gage, 80,– Prozente, d. h. 800,– Umsatz), hat sie pro Monat 2600,– DM. Mindestens zwei Drittel dieser Summe verbraucht sie jedoch für ihre physische und psychische Reproduktion.
Ihre *psychische* Reproduktion ist ihre Freizeit, in der sie (morgens zwischen 4 und 7 Uhr) »um den Block geht«, in Kneipen sitzt und dort weitertrinkt. Die Erfahrung, die sie täglich am eigenen Leib macht, nämlich die, daß man mit Geld alles kaufen kann, bezieht sie nun derart auf sich, daß sie jetzt wenigstens tendenziell die Rolle dessen, der sie sonst ausbeutet, selbst übernimmt. Indem *sie* nun zahlt, erkauft *sie* sich Sozialkontakte und kompensiert dadurch die zuvor erfahrenen Frustrationen. In dieser »Identifikation mit dem Aggressor« liegt aber gerade das reaktionäre Moment ihrer Auflehnung, da sie nun die Widersprüche, unter denen sie sonst leidet, *aktiv* reproduziert und damit zu ihrer Manifestierung beiträgt.
Ihre *physische* Reproduktion besteht in einer äußerlichen Wiederherstellung ihrer Arbeitskraft: Mindestens ein Drittel ihres Verdienstes investiert sie in Kleidung, Kosmetika, Friseur etc.
Die ökonomische Situation der Animierfrau ist also gekennzeichnet durch einen zunächst sehr hoch erscheinenden Verdienst, den sie aber zu zwei Drittel in ihre Reproduktion umsetzen muß. Außerdem ist sie in einer total ungesicherten Position: Sie arbeitet schwarz, hat keinen Arbeitsvertrag, ist demzufolge jederzeit kündbar, ist nicht sozialversichert und in den meisten Fällen auch nicht krankenversichert. Man kann davon ausgehen, daß sie nach 10 bis spätestens 15 Jahren Animiertätigkeit so weit ruiniert ist, daß sie zur Aufgabe ihres Jobs (meistens natürlich durch den Ladenbesitzer) gezwungen ist. Erst an diesem Punkt wird die Bruatalität dieser Form der Ausbeutung in ihrer vollen Tragweite klar: Die Animierfrau ist jetzt 30 oder 35, physisch und psychisch kaputt, ist weder materiell abgesichert noch hat sie die geringste Möglickeit, einen anderen Beruf auszuüben. Was ihr letztendlich bleibt, ist die Mauer.

II.

Bisher habe ich darzustellen versucht, wie das zwischen Ladenbesitzer, Gast und Animierfrau stattfindende Tauschgeschäft ökonomisch geregelt ist. Diesen ökonomischen Regeln – für die Animierfrau schlicht die Arbeitsanweisung: Umsatz machen – folgt sie, indem sie sich auf eine bestimmte Interaktion mit dem Gast einläßt:
Geht man von einer durchschnittlichen Besucherzahl von 200 Gästen pro

Abend aus, so lassen sich diese zunächst in die folgenden Kategorien einteilen: Ca. 180, d. h. 90% dieser Gruppe, sind für die Animierfrau uninteressant; sie verfügen nicht über die finanziellen Mittel, sich in diesem Rahmen eine Frau zu kaufen, wollen vielmehr nur das Programm sehen, um, nachdem sie genügend stimuliert worden sind, zu onanieren (das läßt sich mit dem Ansturm der Gäste auf die Toiletten, bes. nach Aktshows, belegen) oder sich im Rahmen der Straßenprostitution eine Frau zu suchen. Diese Gruppe wird bezeichnenderweise vom Personal »Masse« bzw. »Schrott« genannt.
Weitere 2 bis 3% rekrutieren sich aus Stammkunden, d. h. Gästen, die in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen den Nachtclub bzw. ihre »Stammfrau« besuchen.
Die verbleibenden 7 bis 8%, also ca. 15 Gäste, verfügen zwar über das nötige Geld und zählen somit zu den potentiellen »Freiern«, sind aber zunächst nicht bereit, mehrere 100 oder 1000 Mark für eine Frau zu bezahlen. Dieser Typ Gast ist es, der von der Animierfrau zuerst »aufgebaut« werden muß, bevor sie ihn »verarbeiten« kann.
Zunächst gilt es also, jeden Gast, der den Laden betritt, in eine dieser beiden Kategorien einzuteilen: »Schrott« oder »Freier«. Die erste Selektion erfolgt bereits am Empfang. Portiers und Garderobiere taxieren den Gast in bezug auf Oberbekleidung (bes. Schuhe), Accessoirs, Armbanduhr, Brille, Brieftasche und vor allem auf etwaige, beim Bezahlen der Garderobe sichtbar werdende Scheckkarten. Wird der Gast aufgrund dieser ersten Beobachtung als potentieller Freier eingeschätzt, bekommt er seinen Platz nach Möglichkeit an der Bar zugewiesen, da hier die Kontaktaufnahme und Bearbeitung des Gastes durch die Animierfrau leichter ist und die Barfrau eine unterstützende Funktion übernehmen kann. Das erste Getränk wird meistens sofort abkassiert, um von der Höhe eines möglichen Trinkgeldes auf die Zahlungsfähigkeit und Großzügigkeit des Gastes schließen zu können. Die Barfrau beginnt nun ein lockeres, unverbindliches Gespräch mit dem Gast (d. h. sie verhält sich höflich, zurückhaltend und distanziert, da sie eine Fixierung des Gastes auf sie verhindern muß), um Informationen über Status, Bildung, Nationalität und bes. seinen bevorzugten Frauentyp zu gewinnen (letzteres gelingt ihr gewöhnlich durch eine Unterhaltung über das Programm). Aufgrund ihrer Einschätzung signalisiert sie einer der Animierfrauen, die sich im Lokal verstreut – sichtbar, aber doch im Hintergrund – aufhalten, den betreffenden Gast zu kontaktieren.
Bevor die Animierfrau den Gast anspricht, beobachtet sie ihn 10 bis 15 Minuten. Sie registriert genau das Interesse oder Desinteresse, mit dem er das Programm verfolgt, seinen gelangweilten, neutralen oder geilen Gesichtsausdruck, seine mögliche, selbst-initiierte Kontaktaufnahme mit der Barfrau, mit der er seine grundsätzliche Bereitschaft, sich von einer Frau

unterhalten zu lassen, signalisiert. Auch wenn sie schon durch diese Beobachtung zu einer vorläufigen Grobeinschätzung des Gastes gelangt, muß sie sich, wenn sie ihn schließlich anspricht, möglichst neutral verhalten und kann ihre Strategie erst *in* der Interaktion entwickeln. Sie versucht herauszufinden, ob der Gast die Szene kennt. Ist das der Fall, gibt es zwei Möglichkeiten (auf die ich mich im folgenden beschränke):

1. Der Gast weiß zwar, wie der Laden läuft, d. h. er weiß, daß es der Animierfrau nicht um ihn, sondern um sein Geld geht, und daß er nicht an der Animierfrau XY, sondern an sexuellen Dienstleistungen, die sie ihm zum Verkauf anbietet, interessiert ist. Aber er verdrängt dieses Wissen, betrügt sich selbst und zwingt die Animierfrau, diesen Betrug mitzuspielen.
2. Der Gast weiß, wie der Laden läuft, und artikuliert offen seine Kaufinteressen. Die Animierfrau kann ebenso offen ihre Dienstleistungen bzw. Preise nennen.

Das (Kauf)Interesse des ersten Gasttyps manifestiert sich in der Erwartung, als »Mensch« akzeptiert zu werden, d. h. das Tauschgeschäft muß sich unter dem Deckmäntelchen einer wechselseitig als »menschlich« unterstellten Beziehung vollziehen. Die Verhaltensregel, die der Gast damit aufstellt, läßt sich etwa so formulieren: Beide Beteiligten haben sich so zu verhalten, als ginge es nicht um Geld, sondern um eine »menschliche« Beziehung, die keinesfalls durch den (Ver)Kauf von Getränken definiert werden darf. Hieraus ergibt sich für die Animierfrau folgender Widerspruch: Einerseits muß sie sich voll auf das (Kauf)Interesse des Gastes einstellen (vgl. Teil I), und das bedeutet, daß sie dieses Spiel mitspielen muß, andererseits muß sie aber ihr eigenes Interesse bzw. das des Verkäufers verfolgen, d. h. Umsatz machen. Zunächst, also bei der Frage, ob der Gast überhaupt bereit ist, ihr ein Getränk zu bezahlen oder nicht, ist es noch relativ einfach, diesen Widerspruch zu verschleiern: Es ist eben normal, daß ein Mann in Restaurants, Bars etc. die Getränke der Frau bezahlt. Schwieriger wird es bei der Legitimation der Preise. Das normale Revier- bzw. Bargetränk besteht in einer halben Flasche Champagner (98,– DM). Die Animierfrau begründet diesen Preis mit der »Exclusivität« des betreffenden Nachtclubs oder der – bezogen auf diesen Gasttyp – geschickteren Bemerkung, daß sie selbst das ja auch sehr teuer findet, aber einfach nichts anderes *mag*. Mit der letzteren Begründung gerät der Gast in eine selbstgebaute Falle, denn die Animierfrau entspricht hiermit der vom Gast gesetzten Situationsdefintion: Es geht nicht um Geld, also nicht darum, was ein Getränk kostet, sondern darum, ob die Animierfrau das Getränk *mag* oder nicht, und was sie mag, kann er ihr als Kavalier nicht abschlagen.

Im weiteren Verlauf wird der Gast nun möglicherweise versuchen, die

Situation in einen »privaten Rahmen« zu verlegen. Die Animierfrau wird sich zwar per grundsätzlicher Zusage hierauf einlassen (obwohl sie nicht daran denkt, eine getroffene Verabredung einzuhalten), gleichzeitig aber auf eine Fortsetzung der augenblicklichen Situation hinarbeiten. Sie wird z. B. die Barfrau in die Interaktion miteinbeziehen, die dem Gast ein Getränk »spendiert«, weil er »so nett« ist, und ihn damit implizit verpflichtet, nun seinerseits auch noch ein Getränk für die entsprechende Animierfrau zu bezahlen. Diese fragt den Gast (falls er sich nicht sowieso schon dazu genötigt sieht), ob denn ihre »Freundin« (die Barfrau), die doch so nett zu ihm war, auch was mittrinken darf . . . nein nein, nicht ein neues Getränk, sondern lediglich ein Gläschen aus ihrer halben Flasche . . . Ist dieser Punkt erst einmal erreicht, kann der Gast kaum noch zurück: Sowohl die Animierfrau als auch die Barfrau (wobei der Schwerpunkt immer auf der Animierfrau liegen muß und die Barfrau eher den Eindruck erweckt, daß sie ihre Freundin etwas beneidet, für den Gast die glückliche Hauptperson zu sein) bestätigen ihm permanent, wie nett, charmant und großzügig er ist (»ein richtiger gentleman«), der Gast seinerseits identifiziert sich nur zu gerne mit den ihm zugeschriebenen Attributen, gerät aber, will er den in diesen Zuschreibungen enthaltenen Erwartungen gerecht werden (und nur dadurch kann er sein erworbenes Image wahren), derart in Zugzwang, daß sich die Frage nach weiteren Getränken gar nicht mehr stellt, das ist eben eine Selbstverständlichkeit. Von einem bestimmten Punkt an wird die Animierfrau ihren massenhaften Alkoholkonsum sogar selbst kritisieren (»Mein Gott, was trinke ich heute viel«) und ihn dann damit begründen, daß »ihr Kreislauf das heute wohl braucht« oder daß sie »immer etwas mehr trinkt, wenn sie sich so wohl fühlt«.

Je perfekter die Animierfrau im Verlauf der Interaktion diesen Selbstverleugnungsprozeß durchhält und das Lügengerüst, auf dem die Beziehung basiert, aufbauen und aufrechterhalten kann, desto mehr entfernt sich der Gast von seinem Wissen bzw. Bewußtsein über die tatsächlichen Konstituentien der Beziehung und desto leichter kann er sich mit den genannten Zuschreibungen identifizieren. Auch die Animierfrau vollzieht Identifikationsprozesse, allerdings solche, die den tatsächlichen Bedingungen des Tauschgeschäfts viel mehr entsprechen. Sie mag den Gast, weil er ihr Getränke kauft, d. h. sie bezieht die ökonomischen Gesetzmäßigkeiten, die hier ablaufen, unmittelbar auf ihre Beziehung zu dem Gast: Je mehr der Gast bezahlt, desto mehr fühlt sie sich akzeptiert und desto mehr akzeptiert sie ihn, wenngleich sie das dem Gast (Typ 1) nicht zu erkennen geben darf.

Ziel der Animierfrau ist es nun, die Preisklasse 3 bzw. 4, d. h. die Verlagerung der Situation ins Separee, zu erreichen. Die beiden Hauptstrategien, die sie hierzu einsetzt, sind die folgenden:

1. Sie selbst liefert nur die Information, daß es Separees gibt (sie fragt z. B.

die Barfrau, wo denn ihre Freundin XY gerade sei). Sie überläßt es nun dem Gast, die Initiative zu ergreifen, spielt selbst die Schüchterne, Zurückhaltende, fordert ihn auf, sich die gerade laufende Akt-Show anzusehen. Hiermit erfüllt sie z. B. zwei Funktionen: Die Akt-Show soll den Gast stimulieren; die Aufforderung soll und wird als Ablenkung vom Thema (Separee) interpretiert, wodurch der Gast nun gerade motiviert wird, es wieder aufzugreifen. Schließlich kann der Gast den Erfolg des Eroberers, die Animierfrau den Erfolg, ihn ausgetrickst zu haben, für sich verbuchen. Hier zeigt sich besonders deutlich, wie subtil die Manipulationsmechanismen sind, über die die Animierfrau verfügt.
2. Gelangt sie mit dieser Strategie nicht zum Ziel (und das ist doch wohl meistens der Fall), wird sie selbst initiativ. Sie verstärkt den körperlichen Kontakt, um den Gast zu stimulieren, zieht aber sofort zurück, wenn dieser reagiert (»Aber doch nicht *hier*«), macht nicht-verbale und uneindeutig verbale Versprechungen (um den Verbindlichkeitsgrad so gering wie möglich zu halten), die sie aber meistens – falls überhaupt – erst nach mehreren Flaschen einzulösen gedenkt. Den Wunsch, ins Separee zu gehen, begründet sie hauptsächlich mit ihren eigenen Bedürfnissen, die sie gerade in der Situation hier und jetzt habe.
Je höher nun die Preisklasse, in der sie sich bewegt, desto geringer und schwieriger werden ihre prinzipiellen Verhaltensmöglichkeiten. Besonders durch das Separee wird die Situation völlig verändert. Die Kulisse, die vorher durch Programm, Publikum und Barfrau bestimmt war, wird jetzt ersetzt durch einen abgeschlossenen Raum, dessen Inventar aus einem Bett, Sofa, Sessel und Tisch besteht. Dies entspricht der Bemerkung in Teil I, daß das Separee an sich für den Gast keinen Gebrauchswert hat, sondern funktional auf die Frau bezogen ist. Ihr Interesse besteht jetzt darin, den Gast möglichst lange hinzuhalten. Den Interaktionsverlauf, d. h. besonders die Mittel und Strategien, die die Animierfrau hierzu einsetzt, zu beschreiben, ist mir nicht möglich, da sich dieser Teil der Interaktion meiner Beobachtung entzog. Fest steht, daß es sehr schwierig ist, in diesem Bereich zu Typisierungen oder verallgemeinerbaren Aussagen zu gelangen, da das Verhaltensspektrum des Gastes wie auch der Animierfrau (innerhalb des gesteckten Rahmens) recht groß ist. Wenn auch das allgemeine Ziel heißt: Möglichst hohen Umsatz und möglichst wenige Dienstleistungen, gibt es Animierfrauen, die für eine Flasche, d. h. für den Gewinn von 40,– DM mit dem Gast schlafen, während andere 5 oder 10 Flaschen umsetzen, ohne auch nur ein einziges Kleidungsstück auszuziehen.

Die Interaktion zwischen der Animierfrau und dem zweiten Gasttyp verläuft unter grundsätzlich anderen Prämissen.
Der Gast sucht sich meistens seine Frau selbst aus. Wird er von einer

anderen angesprochen, die ihm nicht gefällt, läßt er sie kurzerhand abblitzen und stellt über die Barfrau oder den Kellner den Kontakt zu derjenigen her, die er haben will.
Gewöhnlich wartet er erst gar nicht, bis die Animierfrau nach einem Getränk fragt, sondern bestellt es sofort, wobei er sie vorher allerdings auf eine bestimmte Zeitspanne verpflichtet. (»Teil dir das Zeug ein, das muß 'ne Stunde reichen.«) Kommt der Gast schon mit der festen Absicht in den Laden, ins Separee zu gehen, sichert er sich vor dem ersten Getränk bezüglich Preis, Zeit und Art der Dienstleistung ab.
Die Tatsache, daß die Animierfrau als käufliches Sexualobjekt fungiert, wird hier nicht durch aufgesetzte Verhaltensmuster verschleiert, sondern ist Gegenstand der Interaktion und manifestiert sich somit ganz konkret und offen in ihr. (Z. B. antwortete eine Gast auf die Frage der Animierfrau, ob sie sich Campagner bestellen könne: »Was? So'n kleiner Busen und dafür Champagner?«) Da sie weiß, daß der Gast sie ausschließlich nach Figur, Aussehen und möglichen sexuellen Dienstleistungen einschätzt, wird sie nun versuchen, sich als besonders gutes bzw. fähiges Sexualobjekt darzustellen, gleichzeitig aber dem Gast vermitteln, daß sie diese besonderen Fähigkeiten nur gegen entsprechende Bezahlung zu verkaufen bereit ist. Auch hierbei spielt die Barfrau, als quasi objektive Instanz, die dem Gast z. B. ins Ohr flüstert, daß er sich wirklich »die Beste rausgepickt hat«, eine wichtige Rolle. Gewöhnlich kann man jedoch davon ausgehen, daß sämtliche Versuche, den Gast auszutricksen, nicht ankommen, weil dieser die Tricks und Strategien kennt und genau durchschaut.
Die einzige Methode, die aber nur bei einem relativ geringen Teil funktioniert, ist die, daß Barfrau und Animierfrau versuchen, den Gast möglichst betrunken zu machen, um seinen »klaren Kopf« auszuschalten und ihm ein Einklinken auf die gewünschte Strategie zu erleichtern. (So sagte z. B. ein Gast, der sich anfänglich nicht nur von der Animierfrau, sondern auch von der Barfrau, die quasi als Zeugin fungierte, versichern ließ, daß die Frau für ein 100,– DM-Getränk 1½ Stunden bei ihm sitzen müsse, bereits nach einer Stunde: »Also dat is ja wirklich ein janz besonders jutes Stück. Dat is ja wat wert, dat Mädchen. Also bring uns mal noch 'ne Flasche.«)
Hier wird der Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Gasttyp besonders deutlich: Während der erste Gasttyp, wenn er betrunken ist, glaubt, in der betreffenden Animierfrau die »Frau des Lebens« gefunden zu haben (und wenn dieser Punkt erreicht ist, kann die Frau mit dem Gast wirklich *machen, was sie will*), erhöht sich für den zweiten Gasttyp, wenn er betrunken ist, lediglich der Marktwert der Frau.

Ich bin ausgegangen von einer Analyse der ökonomischen Gesetzmäßigkeiten, die das zwischen Ladenbesitzer und Gast stattfindende Tauschgeschäft

regeln. Im weiteren habe ich versucht, unter Bezug auf eben diese Gesetzmäßigkeiten zwei Typen von Interaktionsabläufen zu beschreiben, die beide zur Realisierung des Tauschgeschäfts führen, jedoch durch völlig unterschiedliche (Interaktions-)Regeln gekennzeichnet sind.
Im ersten Fall dienen die Regeln – als im Sinne der bürgerlichen Doppelmoral total konventionalisierte – einer Verschleierung der ökonomischen Strukturen und der diesen inhärenten Widersprüche. Gerade hierdurch wird aber eine optimale Realisierung des Tauschgeschäfts im Interesse des Verkäufers garantiert. Der zweite Gasttyp dagegen entspricht mit seinem Interaktionsverhalten genau den ökonomischen Gesetzmäßigkeiten, indem er explizit die schon im Angebot des Ladens enthaltene Verschleierung (nicht die Frau, sondern der Alkohol wird verkauft) aufdeckt und die Animierfrau als das behandelt, was sie ist: objektiv ein Werkzeug, subjektiv (für den Gast) eine Ware. Beide Verhaltensmuster – egal ob versteckt oder offen – schreiben jedoch das bestehende System in seiner Funktion fest, da sie beide Ausdruck eines prinzipiellen Akzeptierens und Sich-Einlassens auf eben diese Strukturen sind. In der Sonderwelt des Nachtclubs zeigt sich das für die spätbürgerliche Gesellschaft »normale« Verhältnis von Mann und Frau in gleichsam reiner Form. In den beiden typischen Verhaltensmustern spiegeln sich die Alltagsstrukturen ohne die Alltagsverschleierungen.

Auch ich habe mich auf diese Strukturen eingelassen, ließ mich als Werkzeug benutzen und als Ware verkaufen. Der Mechanismus, über den ich mich anfangs in meiner Rolle als Animierfrau legitimierte (Geistfrau/Körperfrau), funktionierte nicht mehr, nachdem ich begriffen hatte, daß es nicht darauf ankommt, was *ich von mir verkaufe, sondern* daß *ich mich verkaufe, egal ob redend oder beischlafend.*
Daß dieser Selbstbetrug so lange funktionieren konnte, hat bei mir zu einer Infragestellung meines Selbstverständnisses als Frau geführt:
Durch die Erfahrungen, die ich als Animierfrau machte, ist mir klar geworden, daß ich mich mehr über meinen Körper als über meinen Geist definierte, indem ich bereit war, das eine zu verkaufen, um das andere zu behalten.
Ich habe diese Aufspaltung in Geistfrau und Körperfrau als schizophren erkannt, *aber immer noch verkaufe ich eher meinen Geist als meinen Körper.*
Woran liegt das?

rogner & bernhard

Marie Cardinal
Ihre autobiographischen Erfahrungen aus einer Psychoanalyse sind der zur Zeit erfolgreichste Frauenroman in Frankreich: Ein großes erzählerisches Werk, das sich vor der Heilwirkung der Psychoanalyse verbeugt und auf die Heilkraft der Sprache verweist.

Marie Cardinal: Schattenmund. Roman einer Analyse. Aus dem Französischen von Gabriele Forberg und Asma El Moutei Semler. Ca. 320 Seiten. Gebunden. Ca. 29.–. Erscheinungstermin: Mai 1977.

Jean Rhys
Sie schrieb diesen ihren ersten Roman 1928, war damals sehr erfolgreich und wird jetzt als „beste lebende englische Schriftstellerin" und „englische Colette" gefeiert. QUARTETT ist die Geschichte einer alleinstehenden jungen Frau in Paris, deren Verlangen nach Freundschaft und Zuneigung ausgenutzt wird.

Jean Rhys: Quartett. Roman. Aus dem Englischen von Antje Ellermann. Ca. 180 Seiten. Gebunden. Ca. DM 24.–. Erscheinungstermin: Mai 1977.

Simone Weil:
„Man muß das Geld in Verruf bringen. Es wäre nützlich, daß diejenigen, die höchstes Ansehen oder sogar Macht besitzen, gering entlohnt werden. Die menschlichen Beziehungen müssen der Kategorie nicht meßbarer Dinge zugeordnet werden. Öffentlich soll anerkannt sein, daß ein Bergmann, ein Drucker, ein Minister einander gleich sind."

Simone Weil: Unterdrückung und Freiheit. Politische Schriften. Aus dem Französischen übersetzt und mit einem Vorwort von Heinz Abosch. 276 Seiten. DM 19.80.

Asja Lacis
Ihre Aufzeichnungen sind interessant als Beitrag zur Geschichte des „proletarischen Theaters", sehr aufschlußreich die Schilderungen Walter Benjamins und Bert Brechts, und wesentlich sind schließlich die Beobachtungen über den „russischen Theater-Oktober", an dem sie maßgeblich beteiligt war.

Asja Lacis: Revolutionär im Beruf. Berichte über proletarisches Theater, über Meyerhold, Brecht, Benjamin und Piscator. 2. erweiterte Auflage 1977. 240 Seiten. DM 14.80.

Maskulin-Feminin
„Ich leugne, daß irgend jemand die Natur der beiden Geschlechter kennt oder kennen kann, solange man sie nur in ihrer gegenwärtigen Beziehung zueinander sieht." John Stuart Mill 1869.

Maskulin-Feminin. Die Sexualität ist das Unnatürlichste von der Welt. Mit Beiträgen von Anita Albus, Frank Böckelmann, Bazon Brock, Peter Gorsen, Hazel E. Hazel, Rita Mühlbauer. 2. erweiterte Auflage 1975. 288 Seiten. DM 19.80.

FRANCESCA SOLLEVILLE

»FRAG DIE FRAUEN«

Chansons über Frauen

Best.-Nr. BK 55 701
30 cm LP, stereo mit Textbeilage.

„pläne„
Schallplatten & MusiCassetten für Kopfhörer.

Neues Kinderlied.
Neues demokratisches Volkslied.
Internationale Folklore.
Das politische Lied.

pläne
Verlag „pläne„ GMBH
Braunschweiger Str. 20
4600 Dortmund
Tel.: 0231 · 81 89 25

GESAMTVERZEICHNIS
anfordern!

Elisabeth Alexander. „Die Frau, die lachte". Bürgerliche Texte. Linson. 120 Seiten. DM 16,—. ISBN 3-88097-009-2

Texte um Unterdrückung und Ausbeutung, um Träume und Realität im bürgerlichen Leben. Texte, die die Mechanismen von Ehe und Sexualität in unserer noch immer scheinheiligen Gesellschaft festhalten.

Elisabeth Alexander. „Ich bin kein Pferd". Gedichte. Linson. 120 Seiten. DM 16,—. ISBN 3-88097-012-2

Eine sensible, eine wache, eine bohrend-kritische Frau und eine Lyrikerin, deren intime Leichtigkeit im Umgang mit der deutschen Sprache einem fast den Atem verschlägt. Zart-sinnlich oder bohrend-entlarvend: ihre Gedichte sind stets präzise und auf das Wesentliche konzentriert.
Ihre Themen: die Frau in den verschiedenen Rollen, in verschiedenen gesellschaftlichen Bezügen, Kinderschicksal heute und viele kleine und große Beobachtungen zum bürgerlichen Alltag, zu Politik und Gesellschaft in unserer Zeit.

Literarischer Verlag Helmut Braun KG
Dunnwalder Mauspfad 390
5000 Koln 80
Telefon 0221 - 601457

Anna Petermann / Christine Darmstadt
Frauen in Kneipen

Vielfältig sind die Erlebnisse in Kneipen. Eins der entscheidendsten ist das des an dir vorbeiblickenden Bekannten. Eines Tages stehst du an der Theke oder sitzt am Tisch und redest mit jemand über Gott und die Welt, wie man halt in Kneipen so redet. Eigentlich kennst du den anderen jetzt – meinst du. Weit gefehlt! Wenn du das nächste Mal in die Kneipe kommst, siehst du den Bekannten wieder. Du hast die Lippen schon zum »Grüß dich« geöffnet, läßt sie dann aber lieber erst mal offen, ohne die Wörter rauszulassen, denn der Bekannte vom letzten Mal blickt starr an dir vorbei. Du sagst also lieber nichts, sondern flüchtest dich an die Theke und haust dir ein Bier rein. Dabei kannst du dir dann Gedanken machen über deine Verletzlichkeiten. Warum empfindest du dieses leidige Bedürfnis, wiedererkannt zu werden? Welche narzißtische Kränkung frühester Babyjahre ist da immer noch am Werk? Oder welcher linke Theoretiker ist dir entgangen, der diese Reaktion schon längst als Perversion einer spätkapitalistischen Untergangsgesellschaft entlarvt hat? Egal – er muß wichtig gewesen sein, sonst hätte er nicht so viele treue Jünger gefunden.

Wenn du nicht total verzweifeln willst, bleibt dir nichts anderes, als auch die Nachfolge anzutreten. Der nächste Kneipenbesuch sieht dann schon ganz anders aus. Du betrittst den Raum, bleibst stehen, blickst kühl über die Köpfe der Anwesenden hinweg. Einigen, mit denen du jahrelang befreundet bist, blickst du fest ins Gesicht ohne ein Zeichen des Erkennens. Dann entdeckst du plötzlich, wie einer der ewig Gestrigen von einem Tisch aus dir zunickt, dich anlächelt. Ekelhaft – fehlt nur noch, daß er winkt und »Hallo« ruft. Alle anderen haben kapiert. Endlich gehörst du auch dazu. Du spürst die tiefgehende Solidarität und die dir vorher verborgen gebliebenen geheimen Lüste der sich nicht Wiedererkennenden. Erleichtert stellst du dich an die Theke und trinkst Mineralwasser. Du sprichst mit dem, der neben dir steht. Hast mal vier Jahre mit ihm zusammengelebt: »Schön, mal ein neues Gesicht hier zu sehen! Studierst du oder arbeitest du?« Ein lebhaftes Gespräch kommt in Gang. Am Ende wißt ihr voneinander, daß ihr aufgehört habt zu rauchen, er vor drei Monaten, du vor zwei Jahren.

Warum wir in Kneipen gehen

Manchmal werden wir von einer Frau gefragt: »Warum geht ihr in Kneipen? Das bringt doch nichts!« Auch wenn uns solche Sätze nicht am Kneipenbesuch hindern, bringen sie uns doch zum Nachdenken. Woher kommt diese Abwehrhaltung gegen Kneipen? Stecken Enttäuschungen dahinter?

Zumindest drückt sich darin das Bedürfnis aus, für den Aufwand des Weges eine Entschädigung zu erhalten, der Wunsch, daß »es was bringt«. Hinzu kommen noch sämtliche Schwellen- und sonstigen Ängste, für deren Überwindung eine angemessene Belohnung erwartet wird. Sie tritt aber nicht ein. Die Kneipe ist ein autonomes, gleichgültiges Wesen, dem deine Ängste vollkommen egal sind. Sie kriegt auch ohne dich genug Gäste. Tja, meine Liebe, auch hier geht's nach den rüden Marktgesetzen. Für deinen Einsatz erhältst du nichts Gleichwertiges. Trotzdem machst du es dir zu einfach mit dem Argument: Das bringt nichts. Mit demselben Argument müßtest du aufhören, ins Kino oder ins Theater zu gehen, in Urlaub zu fahren, zu arbeiten, zu essen, zu trinken, zu vögeln, dich zu verlieben, kurz: überhaupt zu leben. Denn auch dabei besteht in hohem Maße die Gefahr, daß »es nichts bringt«. Oder hast du noch nie einen Weg für einen miesen Film gemacht, ein halbes Jahr vorher für einen elend langweiligen Urlaub gebucht, dich in einen Mann verliebt, der dir kurze Zeit später nur noch ein mildes Lächeln abgefordert hat? Bringt's denn dein Fest zu Hause? Die Lebensmittelpreise sind in letzter Zeit erheblich gestiegen – denk nur an die Kartoffeln! Und wiegt denn das pausenlose Gequatsche deines Freundes Eduard den Preis der Fonduestückchen auf, die er gerade verzehrt? Sieh es doch endlich ein: Du wirst immer betrogen! Es erwartet dich kein angemessener Lohn für deine Anstrengungen, es sei denn, du gehörst zur besitzenden Klasse.

Kneipen-Feinde bemängeln mit Vorliebe, daß du dort nur oberflächliche Kontakte findest. Männer gehen hin, um Frauen abzuschleppen, von denen sie dann nicht viel halten. Das Geld, das du in Kneipen trägst, kannst du auch zu Hause mit Freunden versaufen. Stimmt alles! Nur sind die ersten beiden Argumente wieder auf fast alle Bereiche des Alltags zu übertragen. Zum letzten Punkt möchten wir noch sagen, daß uns häusliches Gruppen-Kochen mit anschließendem Fressen, Saufen und Labern sehr viel Spaß macht. Es erfordert allerdings organisatorische Vorbereitungen und unangenehme Nacharbeiten. Das wollen wir nicht immer, auch weil wir als lohnabhängige Menschen nicht dauernd die Zeit dazu haben. Hauptsächlich aus dem Grund sehnen wir uns nach voraussetzungs- und folgenlosen Kneipenbesuchen.

Sollten Kneipen-Feinde vielleicht noch unbewußt die Vorurteile ihrer

Eltern mit sich herumtragen und von ihrem moralischen Standpunkt her argumentieren? Sie bestreiten das natürlich – verdächtig energisch. Oder haben sie neben der Schwellenangst noch die Angst vor der unsicheren Situation? Im Beruf und unter Freunden hast du deinen genau definierten Platz. Du bist eingeordnet, verhältst dich nach einem festen Rollenschema und wirst von den anderen auch danach behandelt. Es gibt kaum noch unbekannte Faktoren innerhalb der Kommunikation. In der Kneipe dagegen scheint es zuerst kein vorgefaßtes Verhaltensmuster zu geben. Du kommst in eine scheinbar unstrukturierte Masse von Individuen, die sich trotzdem alle untereinander zu kennen scheinen. Hier mußt du dir nun erst deinen Platz erobern, wenn du kein Stammgast bist. Betrittst du eine Kneipe, bist du zunächst einmal niemand. Kaum jemand beachtet dich. Die Blicke, die dich treffen, registrieren dich nur kurz. Plötzlich ist beängstigende Freiheit spürbar. Du könntest das Rollenschema des Alltags ablegen, einmal eine ganz andere Rolle spielen. Eine schöne Illusion! Nach einigen Besuchen in derselben Kneipe bist du auch hier eingeordnet in das Kneipen-Verhaltensmuster, dem alltäglichen nicht unähnlich. In einem Punkt bedeutet Kneipe jedoch auch wirkliche Freiheit. Ohne Sanktionen fürchten zu müssen, kannst du kommen und gehen, wann du willst. Zweifellos ein Vorteil! Wie dreckig geht es uns manchmal doch, wenn wir in einer Wohnung festsitzen und den Absprung nach draußen nicht schaffen, weil wir Angst haben, jemandem weh zu tun. Frei sein von den Riten einer abgeschlossenen Wohnung, Entspannung finden von den Zwängen des Arbeitsprozesses! Wenn dir in deinen eigenen vier Wänden die Decke auf den Kopf fällt, bietet dir die Kneipe eine Ausflucht. Dort kannst du mit Leuten reden. Kannst aber auch einfach so in Gesellschaft dein Bier trinken, ohne kommunizieren zu müssen. Niemanden stört es, wenn du muffelig und stumm an der Theke ein Bier nach dem anderen kippst. Die Kneipe ist im Gegensatz zu Freundinnen und Freunden nicht auf deine »Freund«lichkeit angewiesen.

Kommunizieren, sich entspannen, Alkohol konsumieren, jemand zum Vögeln finden sind wohl die Hauptmotive zum Kneipenbesuch. Obwohl zahlenmäßig noch überwiegend von Männern praktiziert, nehmen immer mehr Frauen voller Tapferkeit diese Art der Erholung für sich wahr. Weil's gegen das traditionelle Rollenbild der Frau eigentlich verstößt, braucht sie hierbei viel mehr Mut als ein Mann. Für die Frau ist jeder Kneipenbesuch ein Eroberungszug in die Domäne des Mannes, ist Kampfsituation. Noch weniger als ein Mann weiß sie, was sie erwartet. Viel mehr als ein Mann muß sie Angst haben, nicht nur vor der unsicheren Situation, sondern auch vor Gewalt. Gewiß, Kneipenprügeleien zwischen Männern sind häufig. Alltäglich und allgegenwärtig aber ist es für eine Frau, besonders in der auf Tuchfühlung eingestellten Kneipe, angequatscht oder angefaßt zu werden,

wenn sie es nicht will. »Man« glaubt es der Frau nicht in gleichem Maße wie dem Mann, daß sie auch mal in eine Kneipe geht, um einfach so da zu sein. Aus diesem Grund kann sie eigentlich nur dann in die Kneipe gehen, wenn sie sich stark fühlt und nicht nur kommunikations-, sondern auch abwehrbereit ist.
Für eine Frau ist die Kneipe kein Ort, wo sie sich ausweinen kann. Traurigkeit, Niedergeschlagenheit, Depression hindern am Kneipenbesuch. An unserer Stimmung können wir also ablesen, ob wir den Sprung schaffen. Wenn wir mehr oder weniger vage denke: »Heute lernst du den Typ kennen, der dein Leben verändert« (völlig absurd, aber trotzdem) oder »Vielleicht riffst du X, mit ihr/ihm hast du lange nicht geredet« oder »Da sind bestimmt massenhaft langjährige Bekannte«, steht einem Kneipenbesuch nichts mehr im Wege, auch wenn die Prognose keineswegs sicher ist. Aber wir sprechen ja von Motivation, die kein festes Ziel im Auge hat, sondern nur die Aussicht auf ein wie auch immer geartetes Angenehmes. Dagegen sind Überlegungen wie: »Was soll ich da nur?« oder »Nichts kann mich erfreuen« oder »Im Fernsehen läuft ein guter Film« äußerst kneipenfeindlich und signalisieren häusliche Abende und Nächte.
Motivation zum Kneipenbesuch hängt für uns auch vom Training ab. Gehen wir oft, fällt es uns leicht, noch häufiger zu gehen. Gehen wir dagegen eine Zeitlang selten oder nie, setzt sich die Vorstellung fest, wir könnten nie mehr einen Fuß über eine Kneipenschwelle kriegen.
Wir setzen also keine allzu großen Erwartungen in einen Kneipenbesuch. Für uns steht fest, daß in und durch die Kneipe keine revolutionäre Neuerung menschlicher Beziehungen zu erwarten ist. Aber werden denn wenigstens unsere bescheidenen Wünsche in etwa befriedigt?

Situationen

1.
Für den Menschen mit einer normalen Arbeitszeit zwischen acht und fünf ist die Anzahl der Abende, die er in Kneipen oder anderswo verbringen kann, zwangsläufig schon eingeschränkt. Bei mehr als zweimal pro Woche wird am jeweils folgenden Tag ein stummer Kampf gegen noch mehr Müdigkeit und Widerwillen am Arbeitsplatz zu führen sein als gewöhnlich. Freitag dagegen ist ein guter Tag. Wir verabreden uns also für Freitag.
Freitag 20 Uhr. Als inzwischen zu den Eingeweihten Gehörende wissen wir: das ist noch viel zu früh zum Weggehen. Richtig ist vielmehr, nicht vor 23 Uhr eine einschlägige Kneipe zu betreten. Für jemand, der in der Regel gegen 18 Uhr nach Hause gekommen ist, ein weiteres Handicap, denn das bedeutet: wie verbringe ich meine bis dahin verbleibende Zeit möglichst

sinnvoll, ohne vorzeitig abzuschlaffen, ohne dem Gefühl des »Heut-schaff-ich-das-eh-nicht-mehr« Raum zu geben. Ich weiß nicht, was Männer machen. Für mich kommen etwa folgende Tätigkeiten infrage: Wohnung aufräumen, Wäsche waschen, lesen, für einen Kurs lernen, Petrocelli sehen, ein paar Anrufe erledigen – alles Dinge, die routiniert und mit dem Ziel, in zwei, drei Stunden damit fertig zu sein, erledigt werden können.
Gegen 22 Uhr 30, nun doch schon etwas ermattet, ziehe ich mich an. Vor dem Badezimmerspiegel frage ich mich: Warum gehst du nicht lieber ins Bett und liest? Aber diese Frage erwartet keine Antwort. Beantwortet muß vielmehr werden: Machen wir eine Kneipentour »im Karree« oder fahren wir in die City? Glücklicherweise wohnen wir in einem Stadtteil, der noch so strukturiert ist, daß er sowohl über Wohn- und Arbeits- als auch über »Ausgehmöglichkeiten« verfügt. Im Karree bleiben bedeutet: zu Fuß gehen und mehr trinken können. City heißt: Automitnehmen, Parkplatzsuchen, weniger trinken können. Die erste Möglichkeit ist auf jeden Fall die bequemere. Wir entscheiden uns also dafür – für die »Kneipe an der Ecke«.
Wir stellen schon vor der Kneipe fest: es ist voll. Als Profis müssen wir nicht mehr überlegen, suchen wir einen freien Tisch oder bleiben wir an der Theke, an der – wie es die Regel ist – nur Männer stehen. Wir stellen uns dazu. Es macht keine Mühe mehr, selbst über fünf Köpfe hinweg laut »ein Bier, bitte« zu brüllen. Früher mußten wir bereits bei dieser Bestellaktion unseren Mut beweisen. Unser Blick schweift gelangweilt über die Kneipenszenerie. Wir registrieren beruhigt: Wir sind hier wirklich »in«, denn niemand beachtet uns. Wir unterhalten uns zwanglos. Der neben mir, der offensichtlich allein gekommen ist, mischt sich ein, nicht plump, ganz nett. Er arbeitet bei einem Magazin, das sich kürzlich in einer Titelgeschichte über die »Krise der Lebensmitte« ausgelassen hatte. Das Schlagwort von der mid-life-crisis durchschwirrt unser Gespräch. Mit drei Bier im Bauch hat diese Art von Krise für mich bereits an Schrecken verloren. »Und außerdem weiß man ja auch, was man von diesem Magazin zu halten hat. Das Titelbild zum Thema sagt doch schon alles. Da sitzt ein Mann im Bett, auf der einen Seite seine gleichaltrige Gefährtin, auf der anderen eine ganz junge Frau«, sage ich. »Ja, aber das Titelbild geht vollkommen am Inhalt des Artikels vorbei«, antwortet der Mann. Ich bleibe mißtrauisch und bemerke: »Das glaube ich nicht. Die mid-life-crisis ist 'ne reine Erfindung für Männer, so wie die Wechseljahre für die Frauen. Hauptsache, die Pharma-Industrie wird ihre Glückspillen los.« »Nein, nein, das ist doch alles nicht so.« Irgendwann kommt noch einer dazu und redet mit: »Das ist aber sehr interessant, was Sie da sagen, wirklich sehr interessant. Darüber würde ich gern mit Ihnen reden.« Ich denke: Was will der denn hier? Mit Schlips und Anzug, und er sagt »Sie« zu uns. Na egal, er wird in die Runde aufgenom-

men. Er spendiert uns einen Korn nach dem anderen. Um der Alkoholisierung zu entgehen, schiebe ich die Gläser auf der Theke einfach ein Stück weiter. Vielleicht werden sie dort noch von jemand getrunken. Der Neue schwelgt immer weiter, wie interessant doch das Thema sei. Dabei kommt er immer näher an mich ran und guckt mir tief in die Augen. Ich weiß, daß jetzt die alte Leier anfängt. Und schon fragt er: »Könnten wir nicht noch woanders hingehen?« Ich gehe gar nicht drauf ein und wende mich leicht ab. Um uns wogt das neutrale Kneipengeschehen, und eigentlich fühlen wir uns wohl. Ständiges Kommen und Gehen, Anrempeln beim Rausgehen, Gläser werden über Schultern gereicht. Gegen eins gehen wir und lassen die »mid-life-crisis«-geplagten Männer hinter uns.

2.

Dann ist Samstag – eigentlich ein schlechter Tag zum Ausgehen, weil er zum Ausgeh-Tag abgestempelt ist. Christine und ich telefonieren am Nachmittag. Was machen wir nur heute abend? Keiner hat Lust, zu Hause zu bleiben. Nach kurzem Hin- und Hergerede über das Ziel wollen wir in die City. Wir verabreden uns für 23 Uhr bei mir. Bis dahin schalte ich den Fernseher an, dabei kann ich dann noch etwas lesen und meinen Pullover weiterstricken. Zur verabredeten Zeit werde ich durch meine schrille Klingel aus dem Stuhl hochgerissen. Ich ziehe mir schnell die Jacke an und losgeht's.

In der Kneipe registriert ein Blick in die Runde angenehme Gesichter. Wir gehen zur Theke und bestellen etwas zum Trinken. Die Leute drängeln an uns vorbei. Ich kann die Enge nicht ertragen und suche mir etwas mehr Luft in Türnähe. Brigitte kommt rein, gefolgt von einem Mann. Kurze Begrüßung und ein paar belanglose Sätze. Sie sucht jemanden und verschwindet im Gewühle.

Zwei Männer fallen mir auf – unsichere Kontaktsuche mit Blicken. Brigitte kommt zurück, geht aber gleich, da sie wegen einer Arbeitsgruppe früh aufstehen muß. Die Tür schließt sich hinter ihr und dem Begleiter, wird dann aber noch einmal aufgerissen. Die beiden erscheinen wieder, sie lachen. Der Mann sagt zu mir: »Du bist doch die Anna. Ich hab dich gar nicht erkannt.« Brigitte fügt hinzu: »Das ist der Milovan.« Ich erinnere mich jetzt auch an ihn. Ein Ausflug in den Taunus, ein Essen mit vielen Leuten an einem großen Tisch. Er war dabei. Nett, daß er extra zurückkommt, um mich zu begrüßen. Ein Gespräch über Brigittes Studium entsteht.

Christine führt inzwischen einen Kampf mit zwei Typen hinter ihrem Rücken, die sie mit einer Knautsch-Puppe verwechseln müssen. Ich setze so nebenbei meinen Blickkontakt mit den beiden Männern fort. Ein Lächeln scheint mir in dem Moment noch verfrüht. Christine verkündet lautstark

ihr Unbehagen. Wir sind alle empört und überlegen, ob wir zuschlagen sollen. Milovan besänftigt uns. Er fürchtet eine Keilerei.
Nachdem Brigitte und Milovan gegangen sind, räumen auch wir das Feld, d. h. wir bewegen uns auf die beiden Männer zu und stellen uns dicht neben sie. Es bleibt jetzt nichts anderes mehr übrig, als miteinander zu reden. Die zwei sind Schotten. Der Himmel weiß, wie sie hier reingekommen sind. Ich krame mein Schul-Englisch vor. Die Verständigung ist schwierig, sie klingen ganz anders als die Stimmen im AFN. Ein Satz wird trotzdem von uns verstanden: »Fühlt ihr euch glücklich hier in der Kneipe?« Die Frage trifft ins Mark – statt einer Antwort lachen wir. Die holperige Kommunikation macht Spaß, an diesem Ort ist Vollkommenheit fehl am Platz.
Der eine Schotte ist ziemlich blau, seine Gesten stoßen ständig ins Ungewisse. Er wirkt rührend hilflos. Der andere hält sich freundlich zurück, er erscheint noch standfest und etwas älter. Die Kneipe wird immer voller. Ich mache ständig Ausweichbewegungen, um den ärgsten Bedrängungen zu entgehen. Der Schotte schwankt zwischen Christine und mir. Hin und wieder sucht er Halt und Anlehnung. Plötzlich sehe ich Richard. Ich zupfe ihn am Ärmel. Er umarmt mich und sagt: »Schön, dich mal wieder zu sehen. Mensch, wir haben uns wirklich lange nicht gesehen!« Ich stimme zu. Christine und ich schieben ihm den Schotten zu. Richard kann gut Englisch und unterhält sich fließend mit ihm.
Die Zeit vergeht schnell, es ist bald zwei Uhr. Langsam leert sich der Raum. Wir wollen auch gehen. Ich verabschiede mich von Richard. »Was, du willst schon gehen? Och, das kannst du doch nicht so einfach machen.« »Doch«. »Soll ich mit dir gehen?« »Nein.« »Ach, du hast noch etwas vor.« »Ja, aber du kannst mich ja mal wieder anrufen.« »Okay, mach ich.« Dann noch ein Lächeln samt bye, bye für die Schotten und draußen sind wir.
Die kleine Lüge Richard gegenüber tut mir leid, weil ich ihn gern mag. Ich habe nämlich gar nichts mehr vor, zumindest nicht das, was er sich wahrscheinlich darunter vorstellt. Ein anderes Mal werde ich ihn mitnehmen, nur heute habe ich überhaupt keine Lust zum Vögeln. Meine Gelüste sind auf ein anderes Ziel gerichtet. Im Auto stelle ich mir vor, wie ich zu Hause genüßlich unter meiner Bettdecke liege und lese – vielleicht dabei noch ein bißchen Radiomusik höre. Bestimmt hätte ich das auch gerne mit Richard gemeinsam gemacht. Aber wie könnte ich ihm meine Bedürfnisse verständlich machen?

3.
Am Donnerstagabend treffen wir uns zur üblichen Uhrzeit. Die Entscheidung am Telefon fiel wieder auf »City«.
Irgendwie geht's mir nicht so gut. Wenn Christine mich nicht abholen würde, brächten mich keine zehn Pferde in eine Kneipe. Meine Gas-Rech-

nung hat mich in tiefste Depression fallen lassen – 799,72 DM Nachzahlung fürs Jahr. 800 Mark, verdammt! Geschickte Menschen kaufen sich für den Preis einen relativ guten Gebrauchtwagen, ein Urlaub in ein südliches Land läßt sich mit Leichtigkeit davon bezahlen, oder 10 lange Hosen, oder 8 Paar Schuhe. Und was hab ich für den Preis bekommen? Ein bißchen Wärme in meinen zwei Zimmern, der Kochherd ist sowieso meist stillgelegt.
Als wir die Kneipe betreten, bin ich gezeichnet von schwermütigen Gedanken. Ich kann's einfach nicht fassen, so'n Batzen Geld auf einmal weg. Und außerdem – wie könnt's auch anders sein – ist die Kneipe tot. Die Leute kommen mir heute durchweg häßlich vor. Christine spricht mit mir, ich kann gar nicht richtig zuhören. »Ziemlich beschissen«, kommt in ihren Sätzen vor. Ich kann nur zustimmen. An der Theke haben wir viel Platz. Es ist, als liefe alles nur auf halben Touren. Ich guck auf die Uhr, es ist elf. Zu früh kann's also nicht sein. Wir bestellen zwei Korn. Der Wirt hat heute nicht viel zu tun, wir reden mit ihm über dies und jenes. Er schenkt mir gratis zum Probieren einen Schnaps aus Polen ein. Ich kippe ihn lustlos runter. Am liebsten würde ich mich total besaufen – nichts mehr sehen und hören.
Wir blicken immer wieder in die Runde – umsonst, keiner da, mit dem wir sonst noch reden möchten. Jedesmal, wenn die Tür aufgeht, drehen wir uns ruckartig rum, hoffen kurz, daß jemand reinkommt. Aber es ist immer niemand. Christine und ich sehen uns mit Leidensmiene an. Heute ist alles Scheiße, am besten, wir gehen wieder. Nach einer knappen Stunde ist unsere Tour zu Ende. Sollen wir noch woanders hingehen? Ach nee, laß, hat doch keinen Sinn heute. Wir sind vor zwölf Uhr zu Hause. Wenigstens werden wir am nächsten Morgen einigermaßen ausgeschlafen sein, das ist auch ganz gut.

4.
Freitags gegen acht teilt mir Anna am Telefon mit, daß sie müde ist, kaputt, nirgends hingehen kann, nur noch schlafen will.
Anna kann also nicht. Die Möglichkeit, sich – wie an vielen anderen Abenden – durch »Unter-die-Leute-gehen« zu betäuben, scheidet heute für sie aus. Also allein weggehen! Denn mir fällt die Decke auf den Kopf, ich habe von Montag bis Freitag den gleichförmigen Rhythmus: Büro, Straßenbahnnahkampf, Zuhausesein – mal allein, mal nicht –, Schlafengehen – mal allein, mal nicht –, hinter mir und muß jetzt raus. Den von Gewohnheit ausgetretenen Pfad zur Kneipe schaff ich auch allein.
Dort am Tresen stehen, drei Apfelkorn bestellen – das ist nicht schwer. Der Wirt weiß schon Bescheid und lächelt mir beim Reinkommen zu. Es sind die Leute da, die immer da zu sein scheinen. Ich wechsele einen längeren Blick mit jemand, der auch immer auf die gleiche Weise zurückschaut, aber

nie redet. Ich würde ihn gern ansprechen, aber auf bekanntem Terrain kann man erst recht keine Experimente wagen. Gegen zwölf kommt ein »Neuer« rein, stellt sich so schräg hinter mich. Beim Bezahlen seines Biers trifft mich sein Ellenbogen an der Schulter. Er sagt: »Entschuldigung.« Ich sage: »Macht nichts, bei der Enge hier . . .« Ich denke, »macht nichts« hätte auch gelangt. Schon unbewußt der Versuch von mir, mit ihm ins Gespräch zu kommen? Ich dreh mich um, schau geradewegs in sein Gesicht. Kein schlechtes Gesicht, eins, in das man was hineinsagen möchte, was Anklang findet. Ich forsche und spüre Interesse. Wir beginnen zu reden. Er studiert erst seit drei Monaten in Frankfurt, lebt noch ziemlich beziehungslos hier, usw. usw. Während wir reden, habe ich mich schon entschieden, mit ihm ins Bett zu gehen – vorausgesetzt natürlich, daß auch er will. Offensichtlich will er, aber gegen eins plaudern wir immer noch Belangloses, müssen uns aber entscheiden, weil das Lokal jetzt schließt. Er kriegt nicht die Kurve. Ich sage: »Gehen wir zu mir oder zu dir?« Ich merke sein Stocken, einen Augenblick lang, dann scheint er erleichtert zu sein, sagt »ja, gehen wir zu dir«.

Zwei Stunden später erklärt er mir immer noch, er sei wirklich nicht impotent, nur eben diese offene Frage von mir, und daß ich ihm so das Konzept einfach aus der Hand genommen hätte, daß der ganze »Ablauf« quasi nicht mehr von ihm bestimmt gewesen sei – das alles hätte ihn so durcheinander gebracht. Er würde es selbst nicht verstehen. Schon immer hätte er sich gewünscht, eine Frau käme einfach auf ihn zu, spräche ihn an und . . . aber nun? Er ist ganz verwirrt, durcheinander, hilflos. Ich streiche über seinen Rücken, den er mir als einziges noch zuwenden kann, tröste und sage, mir mache das nichts aus. Es macht mir auch wirklich nichts aus. Nur die Vermutung, daß in den starren, vorgeformten Bahnen weitergefahren werden muß, weil immer und ewig weibliche Passivität nur die Basis zur üblichen »Eroberung« – und sei es für eine Nacht – sein soll, macht mich stumm und verzweifelt. Es bedeutet, daß der Beginn einer Beziehung für eine Frau von ihr selbst kaum in Angriff genommen werden kann. Ich lehne meinen Kopf an diesen fremden, schlafenden Rücken und versuche, nicht mehr zu denken.

5.

An einem Mittwoch brechen wir unsere Ausgeh-Norm: es ist nicht Freitag und nicht Samstag, aber wir haben ganz einfach Hunger und wollen essen, aber nicht kochen. Von der Kneipe an der Ecke wissen wir, daß dort gut gekocht wird. Am sonst üblichen Thekenstehplatz drängen wir uns vorbei zu einem gerade freiwerdenden Tisch. Wir sind schon mit dem Essen fertig, als zwei Typen – offensichtlich hier neu im Wohn- und Kneipenbezirk – sich an unseren Tisch setzen. Die Bedienung bringt unser zweites großes

Alt und denen die Speisekarte. Der eine sagt, die Speisekarte in der Hand und der Bedienung hinterherblickend: »Mensch, hast du die gesehen. Wenn das Essen hier so gut ist wie die Titten von der . . .« Anna und ich sind gleichermaßen betroffen und aggressiv. Während ich noch beide stumm anstarre, sagt Anna plötzlich ziemlich laut: »Sie haben ganz recht, ich seh dem Ober auch immer zuerst auf den Schwanz und dann in die Speisekarte.« Schweigen. Am Nebentisch fällt ein Besteck in die Salatplatte, man horcht auf. Der von Anna Angesprochene sagt endlich: »Aber ich bitte Sie, man kann doch mal einen Scherz machen.« Anna, ungerührt: »Ich scherze ja auch nur. Warum gefällt Ihnen mein Scherz nicht?« Wieder Schweigen. Der, der bisher nichts gesagt hat, versucht zu vermitteln: »So reden doch nur linke Frauen, Sie sehen doch aber gar nicht so aus. Die kleiden sich doch schon ganz anders. Sie wollen wohl nur mit uns ins Gespräch kommen?« Meine Wut drückt sich jetzt endlich nicht nur durch Sprachlosigkeit aus: »Glauben Sie, man müßte seine Gesinnung in Form von Klamotten auf dem Leib tragen?« Es kommt zu einem Hin und Her über Linke im allgemeinen und linke Frauen im besonderen. Wir fighten eine Weile, d. h. die beiden Typen strengen sich ernsthaft an, uns zu beweisen, daß sie ja »gar nicht so sind«. Mich interessiert das Gespräch nicht mehr und Anna wohl auch nicht. Wir zahlen und gehen. Beim Weg zur Tür fühle ich denselben Blick auf meinem Hintern, der vorher der Oberweite der Bedienung gegolten hatte.

Alternative: Frauenhaus?

An einem Samstag gehen wir, drei Frauen, zum ersten Mal ins Frauenhaus. Zu dritt, weil man auch für diesen »Besuch« Mut braucht. Mit drei Gläsern Wein (preiswert) finden wir auf Flohmarktplüsch Platz. Ich bin von Anfang an froh, nicht allein gekommen zu sein. Warum? Diese Irrsinnsverkehrung der Verhältnisse und Wünsche: hier, wo ich angeredet werden, selber jemand ansprechen will, geschieht es nicht. Das Angesprochenwerden, in sogenannten Männerkneipen gefürchtet, wünsche ich mir hier von Frauen, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß es passiert. Dabei will ich aufgenommen werden, total, quasi »geliebt«. Aber was verlange ich? Ich selbst habe nicht den Mut, es von mir aus zu tun.
Die vorhandenen Frauen scheinen alle einander zu kennen. Einige habe ich auf Demos gesehen. Die Insider-Frauen, die konsequenten, sind also auch hier wieder unter sich. Da wir zu dritt sind, fühlen wir uns dennoch wohl und sicher. Im Laufe des Abends merke ich jedoch, daß mir außer dem nicht gegebenen Zugehörigkeitsgefühl noch etwas anderes fehlt. Ich wage es den anderen nicht zu sagen, mir selbst kaum einzugestehen: Mir fehlt diese

Unruhe, dieses »Es-könnte-vielleicht-doch . . .«, dieser Blickwechsel mit dem »männlichen Feind«, sei es auch nur einen Atemzug lang, der Streß, mich wie sonst sooft zur Wehr setzen zu müssen. Mir fehlt die Kampfsituation. Ich bin betroffen von meiner eigenen Feststellung, schäme mich, fühle mich wie eine Verräterin. Ich sehe, wie Frauen sich umarmen, miteinander eng und einig tanzen. Neid stellt sich bei mir ein. Das alles kann ich nicht, werde ich niemals können. Dabei wünsche ich mir so sehr, diese offensichtliche Zärtlichkeit empfinden, empfangen, verschenken zu können an eine Frau, an Frauen. Aber nur ein Gefühl des Versagens ist da. Ich bleibe diese männerorientierte Frau, die ich nicht mehr sein will. Ich schäme mich mit Trauer und ohne Hoffnung.
Zum Ausruhen, zum Reden mit Frauen über »unsere Sache« werde ich mich hier von Zeit zu Zeit einfinden, wohlfühlen. Aber eine Alternative zu Kneipen kann das nicht sein, letztlich bleibt es ein Ghetto: Balsam für einen Abend, eine kurze Zeit die Gewißheit, verstanden werden zu können. Mit dieser Fraueneinigkeit kann ich in solcher Ausschließlichkeit nichts anfangen, wohl auch aus der Unfähigkeit heraus, mich vom alten Schema total zu lösen.

Kehraus

Beim Schreiben unseres Berichtes hatten wir mit Schwierigkeiten verschiedenster Art zu kämpfen. Mehrere Male wollten wir aufgeben, sahen keinen Sinn mehr darin, überhaupt etwas darüber zu sagen. Wegen der massiven Arbeitsstörungen der einen von uns, der es nicht gelang, ihr privates Chaos durch Leistung auf einem anderen Gebiet zu kompensieren, lag das bis dahin Geschriebene wochenlang fortsetzungslos in der Schublade. Des öfteren kamen wir uns auch wie zwei weibliche Exoten vor. Keine der Frauen, die wir fragten, schien je auf diese Weise mit Kneipengängen konfrontiert gewesen zu sein. Aber durchweg hatten wir auch Frauen gefragt, die, wenn nicht an der Hand ihres Ehemannes oder Freundes, so doch immer im Schutz von Gruppen, Wohngemeinschaften o. ä. in Kneipen auftraten. Unser Problem schien nahezu lächerlich oder gar keins zu sein. Die Kalamität bestand darin: wie stellt man eine Sache dar, von der ausschließlich alleinlebende, berufstätige, für Wohngemeinschaften z. B. nicht mehr in Frage kommende, sich nicht in Spontigruppen umtuende, nur relativ kompromißlose und »bürgerliche« Frauen um die dreißig betroffen sind, die sich nicht aus Resignation oder anderen Beweggründen zu Hause verkriechen wollen.
Auch zu den Frauen, die der *Spiegel* in seiner Dezember-Nr. 52/76 als »sich frei schreibende Frauen« bezeichnete, durften wir uns nicht zählen. Lag es

nur daran, daß wir nicht imstande waren, im wahrsten Sinne »frei«, d. h. »nackt« zu schreiben, wie es das Titelblatt des *Spiegel* bei den »sich entdeckenden Frauen« vermuten läßt? Wir hockten immer in dicken Pullovern am Schreibtisch, während uns der tickende Gaszähler im Kreuz an die nächste Rechnung denken ließ. Ein nackter Busen hinter der Schreibmaschine hätte aber mindestens 25° Zimmertemperatur erforderlich gemacht . . . Dieses Ticken hatte übrigens den Vorteil, daß es uns, beinah mehr noch als im Sommer, in die Kneipen trieb, weil man dann den Thermostat vor dem Verlassen der Wohnung kleiner drehen und sich von innen und außen billiger anderswo wärmen konnte. Auch kam das unserer Suche nach »Situationen« etwas entgegen. Da unser Bericht zwangsläufig einen subjektiven Charakter hat, wollten wir ihm wenigstens ein möglichst breites Spektrum an Erfahrungen zugrunde legen.

Die ins Auge gefaßte Beschreibung der »Anmache« eines Typs fiel dennoch ins Wasser. Wir mußten uns eingestehen, daß wir uns bereits zu sehr auf das »linke« Kneipenterrain beschränkt hatten, wo das gegenseitige Ansprechen in der Regel etwas anders funktioniert. Die »klassische Anmache«, wie sie sicher noch in Diskotheken etc. gebracht wird, hätten wir nur noch aus der Erinnerung beschreiben können. Christine wollte trotzdem nicht aufgeben und rief schließlich einige Typen an, zu denen sie einen guten Kumpel-Kontakt hat, und fragte sie: Wie macht ihr das heute, was sagt ihr den Frauen, wie grabt ihr eine an, wie reißt ihr sie auf, wie läuft die Keile ab? Aber die Auskünfte waren so spärlich und gleichlautend, daß sie nichts brachten. Scheinbar sind bloß noch Weltmeister unterwegs, die keinen Vortrag mehr nötig haben, die nur noch einfach »da« sind, und das genügt.

Fassen wir zusammen: Neben der üblichen Motivation von Männern, die in Kneipen gehen – wie Kommunikationssuche, in Gesellschaft Alkohol konsumieren, von zu Hause weg sein –, haben wir noch zusätzlich einen Emanzipationsaspekt in unsere Kneipenbesuche einbezogen. Männer sagen uns oft: »Ihr Frauen seid selbst schuld, wenn es mit eurer Emanzipation nicht klappt. Solange ihr euch weiterhin wie die blöden Tussis verhaltet, kann das ja nichts werden.« Wir haben uns das zu Herzen genommen. Da uns nicht gesagt worden ist, wie *gute* Tussis sich verhalten müssen, haben wir uns einfach an den männlichen Verhaltensregeln orientiert. Einiges hatten wir ja schon vorher in jahrelangen schmerzhaften Erfahrungsprozessen gelernt: Nimm nie jemanden mit in deine Wohnung, wenn du im Bett lediglich Lust zum Lesen hast (s. Situation 2). Auch Gespräche mit Frauen können einen Mann nicht recht erfreuen, wenn nicht letztlich die Aussicht auf ein »Mehr« dahinter steht (s. Situation 1). Ferner wußten wir, daß die blöden Tussis sich über deftige Männerwitze und sogenannte »unanständige Ausdrücke« moralisch mokierten. Da wir ja nun keineswegs so sein

wollten, dachten wir daran, partnerschaftlich in die gleiche Kerbe wie Männer zu hauen (s. Situation 5). Doch auf Lob warteten wir vergeblich. Plötzlich erfuhren wir, daß eine Frau so etwas nicht sagen darf. Wenn sie es trotzdem tut, ist sie bestimmt vom bösen Kommunismus o. ä. in die Irre geleitet worden.
Leicht erschüttert im Glauben an männliche Ratschläge wollten wir die letzte Hürde nehmen: Blöde Tussis zieren sich immer, wenn es ums Vögeln geht. Erst Hinweise auf Schallplatten und anderes lassen sie mit in die Wohnung gehen, wo sie dann letztlich doch im Bett landen. Jedes ehrliche Wort diesbezüglich sei zwar wünschenswert, aber davor schrecke jede Frau zurück. Also ließen wir Ehrlichkeit walten (s. Situation 4). Das böse Ende wäre dazu angetan, uns für immer in tiefste Verzweiflung zu stürzen.
Was also sollen wir tun? Vor etwa acht Jahren sah Hazel E. Hazel in ihren »Unwissenschaftlichen Betrachtungen eines weiblichen Monsters« (*Kursbuch 17/1969*) schon die Gefahr auf uns zurollen. Sie stellte damals fest:

»Es ist auch nicht bloß Mitleid, wenn ich propagiere, die Männer zu emanzipieren; ich sehe vielmehr die Gefahr, daß, wenn die Frauen sich allein emanzipieren, politisch und im Sinne der Gleichberechtigung, sie eines Tages vor den Männern stehen werden, und die können nichts mehr mit ihnen anfangen, weil sie Angst haben, impotent zu werden, nicht die nötige Bestätigung zu bekommen; die Frauen werden dann die äußerst frustrierende Erfahrung machen, daß nach dem harten Weg zur Selbständigkeit die Männer ihnen voller Bewunderung auf die Schulter statt auf die Schenkel klopfen und, was die Lust anbelangt, sich an die Weibchen wenden, vielleicht ab und zu ihre Ansprüche dem linken Über-Ich einflößen, auch mal mit so einer ins Bett gehen, aber im Endeffekt wird den Frauen doch nur die Souffragette oder die Verstellung übrigbleiben.«

Warum hätten wir erwarten sollen, daß sich seither etwas geändert hat? Geduld, so hat man uns gelehrt, sei eine der hervorstechendsten Eigenschaften der Frau. Wir sind nicht auf Erfolg programmiert. Das Achselzucken für unser Bemühen um selbständiges Handeln, das Lächeln aus Unverständnis, die unqualifizierten Angriffe, wenn es darum geht, verlogenes männliches Selbstbewußtsein zu erhalten, die kleinen subtilen Bestrafungsaktionen durch Unzuverlässigkeit und Kälte, selbst das erpresserische Androhen des Freundes, verlassen oder eingetauscht zu werden gegen eine andere – das alles darf uns nicht mehr schrecken. Und auch auf die sanften Liberalen, die so tun, als stünden sie auf unserer Seite, fallen wir nicht mehr herein. Die Konsequenz für uns kann nur sein: »Männliche« Vorstellungen mißachten und unseren eigenen Weg gehen. Auch den in die Kneipen.

edition suhrkamp

Becker, Bovenschen, Brackert u. a., Aus der Zeit der Verzweiflung.
Zur Genese und Aktualität des Hexenbildes,
es 840, DM 12,-

Gunnar Heinsohn, Barbara M. C. Knieper, Theorie des Kindergartens und der Spielpädagogik,
es 809, DM 7,-

Monique Piton, Anders leben.
Chronik eines Arbeitskampfes: Lip, Besançon,
es 767, DM 9,-

Ulrike Prokop, Weiblicher Lebenszusammenhang.
Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche,
es 808, DM 8,-

Psychoanalyse der weiblichen Sexualität.
Herausgegeben von Janine Chasseguet-Smirgel,
es 697, DM 9,-

Zur Frauenfrage im Kapitalismus
Mit Beiträgen von Gisela Brandt, Johanna Kootz und Gisela Steppke
es 581, DM 7,-

In allen Buchhandlungen.
Prospekte durch Suhrkamp Verlag, Suhrkamp Haus, 6 Frankfurt 1.

Birgit Pausch
Die Verweigerungen der Johanna Glauflügel
Erzählung

„Sie sah es mit einem Mal, daß alles, was sie bisher gemacht hatte, von ihrer Mutter gekommen war, ganz klar stand der Gedanke vor ihr, das bist du nicht selber. Sie saß ganz still, sie machte nichts. Sie wollte nicht mehr denken. Ein grausames Gefühl, es wurde nicht leer in ihr. Gesichter, die sie kannte, Landschaften, Häuser, alles versank in diesem Mitleid, in dem sie selber nicht mehr vorkam."
Rotbuch 164. ca. 96 S. ca. DM 7.–
(erscheint Ende April)

★

Sigrid Fronius
Nicht besiegt und noch nicht Sieger
Argentinien und die Entwicklung der peronistischen Arbeiterbewegung

Sigrid Fronius erlebte in Argentinien die politische Entwicklung, die zum Militärputsch von 1976 führte. Ihre Darstellung vereinigt lebendige Dokumente, persönliche Erfahrung und historisch-politische Analyse.
ca. 160 Seiten. ca. DM 8.– (Abo 7.–)
mit Abb. (erscheint Ende April)

Karin Reschke
Frauenfest

Das Haus ist baufällig, der Vorgarten Kinderspielplatz, die Musik fällt aus dem vierten Stock auf die Straße, Frauen machen ein Fest für Frauen. Mit Tanz. In der Wohnung hochoben treffen sich die, die sich schon kennen, die, die sich kennenlernen wollen, und alle die, die neugierig sind, was Frauen machen.
Das Frauenzentrum der kleinen Stadt ist neu, die Frauen vom Zentrum haben zu diesem Fest eingeladen, Handzettel gedruckt und verteilt, zu Spenden aufgerufen, denn sie verwalten sich selbst, und ihre Arbeit wird nicht bezahlt.
Die Räume, in denen gefeiert wird, sind karg, lieblos, das sich-Wohlfühlen soll von den Frauen selbst ausgehen. Sie sitzen, stehen, hocken, stricken, malen, weben in der Tugendhaftigkeit ihrer Mütter, Großmütter, Urgroßmütter. Erinnern sich, wie Frau sein soll: herrschaftsfrei, lieb, sanft, zärtlich, kreativ, phantasievoll und kämpferisch. Aber nicht gegeneinander, gemeinsam sind sie stark.
Wie kommt ein Fest in Gang?
Mit einem Tusch der Stadtväter, die das Frauenzentrum gerade noch dulden, aber nicht unterstützen, oder hält eine Frau eine Rede über die Zentrumsarbeit, über Selbsterfahrungsgruppen, Selbsthilfegruppen, oder über die Not von Frauen, die einen Schwangerschaftsabbruch wünschen? Oder sagt eine ihr Gedicht auf?
Nichts davon passiert.
Die Stadtväter sind nicht eingeladen, denn wie ihr Name schon sagt, handelt es sich ja dabei um Männer. Und Männer sollen auf das Fest nicht kommen. Es sind auch keine da. Keine Frau hält eine Rede. Wer sich über die Zentrumsarbeit informieren will, lese die Wandzeitung, und die Informationsblätter, die überall verstreut rumliegen. Ihr Gedicht sagt auch keine Frau auf.
Ein Programm gemischt aus Information und Unterhaltung ist nicht vorgesehen. Was Frauen tun können, ist offensichtlich elementar kreativ bedingt: malen mit Fingerfarben, weben, stricken, nähen und haushalten. In der Küche, wo ein Ölofen blubbert, gibts selbstgebackenen Kuchen, Kaffee, Reissalat, Käseplatten, Wein, Bier, Schnaps und Apfelsaft.

Frauen gemeinsam machen es sich gemütlich.
Aber nur in der Küche ist es richtig warm. Kein Wunder, wenn die meisten Frauen sich um den Ofen scharen, reden, Kaffee und Wein trinken, essen, auch rauchen, und die immer wieder neu auftauchenden Produkte der Werkelnden bewundern.
Also wird Kunst gemacht?
Vielleicht sagt doch noch eine ihr Gedicht auf.
Nein, einen Kulturabend von Frauen für Frauen haben sie sich nicht vorgestellt. Gewebtes, Gestricktes, mit Fingerfarben Gefertigtes sind Alltagsprodukte, heben sich nicht ab von der Norm, sind keine Kunststücke musischer Frauen. Jede kann so für sich und andere produktiv sein. Wieviel Frauen reflektieren, daß sie mit diesen Normen leben, und daß es sinnvoll ist, dies auf einem Frauenfest sichtbar zu machen? Alle!
Alle, auch die Alte da, die Redselige, Freßlustige, Kontaktfreudige? Die mit allen »blabla« machen will, wie sie sagt, ihnen mitgebrachte Äpfel schenkt, oder ein Glas Wein spendiert, heute alle neune gerade sein läßt, die ganze Kneipe kaufen will, wie ihr Alter, wenn er unterwegs ist, fröhlich, auf eine hektische Art, schließlich will sie was erleben, wenn sie schon mal allein weggeht. Auf einem Fest muß doch was passieren, irgendwas, damit sie zu Hause erzählen kann, was zum Erzählen hat. Aber sie merkt, wie schwer es ist, über sich zu reden. Eigentlich weiß sie nichts zum Reden, vom Zuhören wird sie nicht fett, vieles drängt sich in ihr, und sie weiß nicht wie, und wie es von drinnen nach draußen kommen soll, und wie anders als sonst sie sich Luft machen kann, wenn ihr das trübe Wasser mal wieder bis zum Halse geht. Zu Hause kann sie schreien, aus der Haut fahren, zur Flasche greifen, sich vollaufen lassen, den Alten beschimpfen, auf den Kindern herumhakken, umfallen und wegschlafen, bis die Wut im Bauch wieder alle ist, sie normal morgens aufsteht, still und heimlich, und die ganze Unordnung unter ihren Händen wegpoliert wird. Hier sitzt sie etwas verloren da, weiß nicht recht, wie sie hergekommen ist, ob sie sich nach dem Handzettel nicht eher ein Kaffeekränzchen mit lauter alten Weibern vorgestellt hat, so was von der Stadt Organisiertes, eine Lamentierveranstaltung mit Herz und Programm. Etwas vorgesetzt kriegen, ein Stück Kuchen, ein Stück Witz und das ausgetrocknete Herz einer Altenheiminsassin. Stattdessen hockt sie unbeachtet von so viel »jungem Gemüse« auf einer Matratze, in einem Zimmer, in dem Frauen miteinander oder allein tanzen, sich so bewegen, daß sie es schwer hat hinzuschauen. Ihrer Tochter hätte sie das Tanzen in der Form verboten, sie schwankt auch nach dem ersten Sturm ihrer Gefühle, ob sie gehen oder bleiben soll. Irgendwas hält sie auf, die Stimmung, die in ihr so widersprüchlich aufmuckt, bringt ihre Welt durcheinander. Amüsieren will sie sich, wie ihr Alter, aber ihre komische Sonntagswut reicht nicht recht aus dazu. Sie verharrt, wie sie es von sich kennt, wenn es

ihr nicht ganz behaglich ist, in einer leicht erstarrten Haltung, umhalst eine Weinflasche und beschließt, diesen Sonntagabend irgendwie durchzustehen. Irgend etwas reden wird sie ja noch können, es sind zwar alles junge Dinger, aber es sind zum Glück nur Frauen, die keine Weisheiten gepachtet haben, und essen, trinken, rauchen ist ja zum Glück gestattet. Sie kichert, Frauenfest, welche Zierde für ihren Kegelklub, immer weicher wird ihr ums Herz, je länger sie innehält und auf sich horcht. Komisch.
Frauen kommen und gehen, kommen mehr als daß sie gehen. Viele sind es, je mehr die Zeit fortschreitet. In der Küche herrscht großes Gedränge, die Seligkeit zu reden nimmt allgemein zu. Auch Wein fließt reichlich, eine Frau dreht sich immer wieder um die eigene Achse, wie im Karussell »wenn ich mich drehe, komm ich ins Fliegen«. Keine, die nicht irgendwie gespannt auf die andere wäre. Musik macht's noch immer möglich, sich aneinanderzutasten, sich wie Schwestern umarmen, die Scheuschranken aufheben und sich ansehen zu können, ohne daß jemand hinter ihnen steht und sagt, wie sie es machen sollen.
Es fallen keine Frauen aus dem Rahmen, wenn man mal von Li absieht, die stadt- und partybekannt überall hereinwalkürt, für Minuten die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken versteht, weil sie wieder eine ihrer Geschichten erzählt, mit wem sie auf welche Weise in letzter Zeit karitativ gebumst hat, und wie fertig sie davon ist, weil ihr der Typ dann natürlich in den Hintern getreten ist und Mitternachtsvotze zu ihr gesagt hat. Arme Li, frauenumscharte Li, mit Fesseln vollgepackte Li, lächelt schnell, wenn sie mit den Zähnen klirrt, auf eine Zigarette beißt und in ihrer Brust zusammensinkt. Gebt ihr Wein.
Grüppchen diskutieren die Lage des Frauenzentrums.
Die einen sagen, es liegt günstig, geradezu paradiesisch. Die Frauen werden einschlagen wie Bomben. Andere wieder meinen, daß das Haus zu weit vom Stadtzentrum ist, Frauen vom Land, die in die Stadt kommen, suchen nicht irgendwo außerhalb nach dem Frauenzentrum. Wer es nötig hat, kommt sicher irgendwie. Verstehen sich denn Frauen nur als Notgemeinschaft? Erst mal ja. Aus der Not gemeinsame Sache machen, und dann Konzepte, was zu verändern. Immer diese Hoffnungen. Sieh die Frauen an, wie sie miteinander still sind. Welche Frau hat denn keine Angst vor der Frau, wirft eine ein. Eine gute Frage. Angst der Frau, die Sorgen hat vor der Frau, ist das größte Problem. Sie sitzen sich stumm gegenüber, bis zum Hals zugeschnürt mit Befreiungsversuchen und träumen vom ersten Wort. Was können wir tun, damit wir ins Reden kommen?! Solidarisch schweigen. O frau!

Die Alte hat den Wein geschafft, jetzt ist sie müde vom Alleinsein, die Worte ringsum machen sie leer. Mit einem Gluckerbauch kann sie auch

nichts mehr sagen. Sie muß rülpsen, wie immer, wenn sie zu viel getrunken hat. Eine junge Frau nimmt ihr die ausgetrunkene Flasche weg. »Willst heim?« Sie nickt. »Soll ich dich bringen?« Sie nickt wieder.
Langsam wird sie hochgehievt. Arme und Beine haben die bekannte wohlige Schlafschwere. Jetzt kann sie kein Geschirr mehr zerschlagen. Ihr Kopf macht einen beklommenen Sprung aus dem Hals. Auch das noch. Kopfwackeln, der Alte wird maulen, was säufst'en wie ein Loch? Beide Frauen tragen den Alkohol wie ein zerbrechlich Herz vom Fest weg nach Haus. Das ist es, der Wein macht sie gläsern zart, hauchdünn im Gefühl. Sie sagt zu der jungen Frau, daß sie eins geschafft hat auf dem Fest, ganz nah, ganz dicht bei sich zu sein, was sie sonst ohne Wein, nur mit ihrem Alten und den Kindern nie ist. Normal spalt ich mich auf, bin hier und dort, mit den Händen da und den Beinen ganz woanders, vom Kopf ganz zu schweigen. Den gibts nur vom Frisör gemacht alle Jubeljahr, damit sich mein Alter beim Kegeln mit mir sehen lassen kann, ich seh mich an und bin gelockt vom Scheitel bis zur Sohle, aber im Gefühl ganz trocken vom Föhn. Heut nacht rausch ich mich mal richtig aus, wer weiß was noch kommt nach diesem Alter.

Frauen und Film

Heft 11: Feministische Filmtheorie
Gertrud Koch, Was ist und wozu brauchen wir eine feministische Filmtheorie / Claire Johnston, Frauenfilm als Gegenfilm / Eileen McGarry, Dokumentarisch, Realismus und Frauenfilm / Gespräch mit Lotte Eisner / Filmkritik Lina Wertmüller / Gespräch mit Nina Gladitz

Heft 10: Über Wahrnehmungsformen
Analyse von Maya Deren „Ritual in Transfigured Time" / Susan Sontag Interview / Filme mit dem Kamerahelm / Filme von Yvonne Rainer

Heft 9: Cutterinnen
Heft 8: Kollektivität im Film
Heft 7: Sexualität im Film

je Heft 56 Seiten. DM 5.–

im Rotbuch Verlag

Frauenoffensive

Selene

Z.Budapest und Carol Clement

– die berühmteste Stierspringerin der Welt. Ein matriarchales Märchen für Kinder und Erwachsene –

Die Geschichte von Selene, die mit ihrer Mutter das patriarchale Athen verläßt, nach Kreta segelt, dort die matriarchale Kunst des Stierspringens erlernt. Der Stier war Partner kunstvoller akrobatischer Darbietungen und nicht Opfer wie beim heutigen Stierkampf. Selene, die Stierspringerin überwindet Angst und Sozialisation und findet aus eigener Anstrengung zu ihrem Selbst. Übersetzt aus dem Amerikanischen.
ca. 50 S., ca. DM 7.50

Getting Clear

Anne Kent Rush

– Weibliche Energie – entdecken und erfahren –

Ein Handbuch mit therapeutischen Übungen aus den Bereichen der Gestalttherapie, Bioenergetik, Yoga, Massage, Meditation, Spiel und Ausdruckstanz.
Dieses Buch, das in Amerika viel Erfolg hat und auch hier nicht mehr ganz unbekannt ist, öffnet neue weibliche Wege des Umgangs mit sich selbst und mit anderen.
Illustrationen M.Neuser, Übersetzung H.Triendl. ca. 280 S., ca. DM 18.50

Ilse Kassner und Susanne Lorenz

Trauer muß Aspasia tragen

– Die Geschichte der Vertreibung der Frau aus der Wissenschaft –

Ist die Sterilität der heutigen ‚Wissenschaften', ihr Verkommensein zu Instrumenten und Handlangern von Machtinteressen und Konzernen eine Folge der Vertreibung der Frauen aus öffentlichen Bereichen und ihrer Einengung auf die Gebärfähigkeit?
Und wie finden sich Studentinnen heute in diesen trostlosen Lehrgebäuden zurecht?
Ein kulturpolitischer und historischer Abriß der Entwicklung der Wissenschaft unter feministischen Aspekten, verbunden mit einer empirischen Untersuchung an der Universität Frankfurt. 264 S., DM 14.50

Ausgebeutet sein

Ein italienisches Kollektiv

– Theoretischer Beitrag zum Verhältnis von Klasse und Kaste –

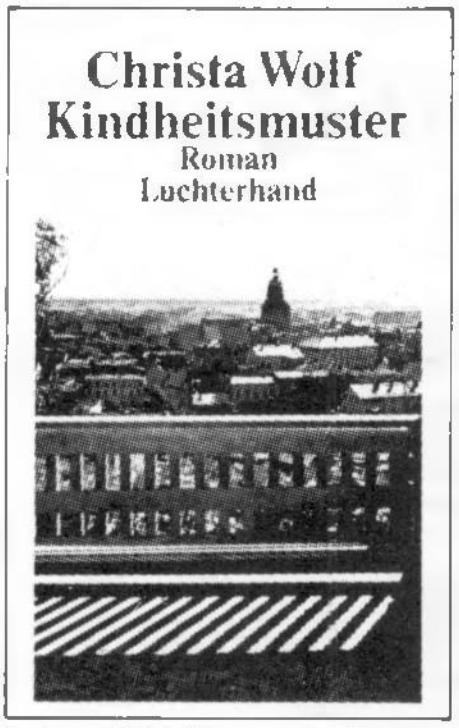
Der 1. Teil des Textes untersucht die Organisation der Macht der Männer: Macht der vor- und nachmarxistischen Theorie, der Theorie von Marx, Engels und Lenin selbst; politische Macht in historischen Phasen, wie Faschismus, Nazismus und Revisionismus. Der 2. und 3. Teil befaßt sich mit der Rolle der Frau im Kapitalismus, in dem ihre Unterdrückung als Garant von Privateigentum und Tauschsystem funktioniert und mündet konsequenterweise in einen letzten Teil, wo das Thema der Psychoanalyse kritisch angeschnitten wird. ca. 240 S., ca. DM 14.–

Elisabeth Helming

Geschichte der bürgerl. Frauenbewegung 1865-1908

Die bürgerliche Frauenbewegung wird aus der Sicht der heutigen Frauenbewegung untersucht und schließt vor allem den noch nicht bearbeiteten Zeitraum von 1889 bis 1908 ein. In dieser Zeit wurden in den Kämpfen des ‚fortschrittlichen' und ‚gemäßigten' Flügels der Bewegung die Ansätze zu einem frauenspezifischen Selbstbewußtsein präzisiert und differenziert. Diese beiden Positionen werden hinsichtlich Berufstätigkeit, Mutterschaft und Hausarbeit, ihrem Verhältnis zu Liebe, Ehe, Prostitution und ihrem politischen Selbstverständnis diskutiert. ca. 240 S., ca. DM 14.–

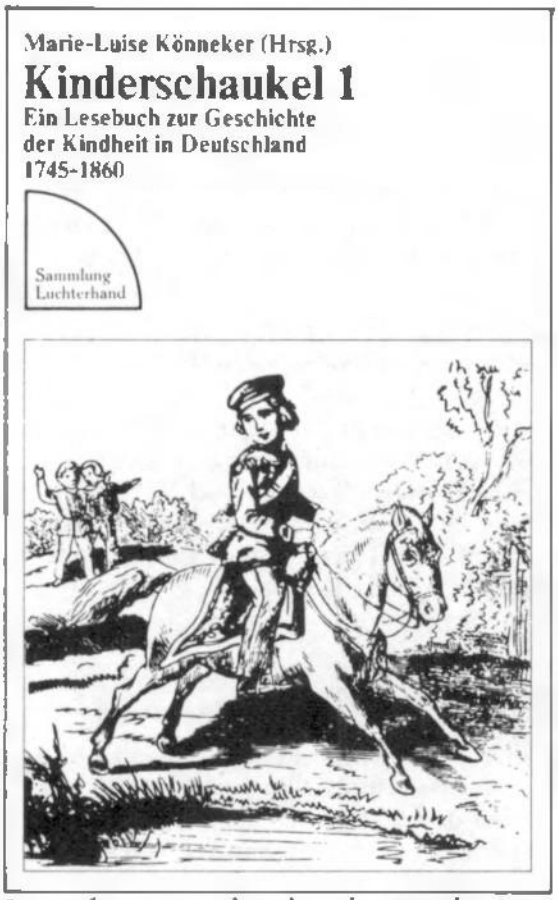
Frauenoffensive Verlags GmbH Kellerstr. 39 8 München 80 Tel. (089) 485102



Leinen. DM 32,– „Es ist ein großes Thema, den Reifeprozeß dieser meiner Generation zu verfolgen..." *Christa Wolf*

Luchterhand

DM 12,–
Die stille Wut, der Aufstand, die größere Hoffnung, davon handeln diese Gedichte.



Sammlung Luchterhand, Band 210, DM 8,80

Sammlung Luchterhand, Band 217, DM 8,80

„Die beiden Bücher sind alles andere als ein nostaglischer Rückblick in ‚gute, alte Zeiten'." *Vorwärts*

Marlis Gerhardt
Wohin geht Nora?
Auf der Suche nach der verlorenen Frau

Das Thema Frauenliebe und -leben und eng damit verknüpft die Frage nach Privileg und Unterprivilegierung ist (wieder einmal) ins Gespräch gekommen. Das permanente Überbau- und Mediengerede über die linkshändige oder die sich häutende Frau könnte fast das Mißverhältnis zwischen den ästhetisch-literarischen Aktivitäten an der Klagemauer und der unveränderten gesellschaftlichen Situation jener einzigen Mehrheit, die sich nach wie vor verhält wie eine Minderheit und auch so behandelt wird, vergessen lassen.

Auf der Bühne zum Beispiel wird Noras historisch vergangener Befreiungsversuch unablässig hermeneutisch gedreht und gewendet (männliche Regisseure haben offenbar mehr Interesse daran, der Flucht aus dem Puppenheim aktuelle Aspekte abzugewinnen, als die aktuelle Situation der Frau in den siebziger Jahren zu interpretieren; vielleicht auch eine Art der Verdrängung eines Themas durch ästhetischen Rückzug aufs *Vergangene*). Der kleine Unterschied zwischen kulturellem Schein und realem Sein zeigt sich jedoch bereits, wenn man die simple Überlegung anstellt: Was wäre, wenn Nora heute ebenso abrupt und mit denselben »egoistischen« Argumenten ihr Vierzimmerzweikinderpuppenheim verließe? Sie hätte nicht nur die Stützen der Gesellschaft gegen sich, sondern auch die Mehrzahl jener »progressiven« Eheberater, Kindertherapeuten, Psychologen und pädagogischen Entschuler der Schule, die, bemüht um den Rückzug aus den Institutionen und zurück zur Familie, Nora wieder ins neuromantisch verklärte Heim zu therapieren versuchten. Man würde sie über ihren »Narzißmus« und über ihre makronensüchtige »Infantilität« beratend »aufklären«, sie dazu bringen, ihren Ehemann »zu verstehen« und »die Krise« gemeinsam mit ihm »zu bewältigen«. Auch Helmer selbst würde Noras Flucht erschweren, denn er ist längst nicht mehr der naive Pascha, der im Namen irgendeines anatomischen Imperativs die Ehefrau als Kind und Besitz betrachtet. Inzwischen nämlich ist er psychologisch »aufgeklärt«, für die gemeinsamen Probleme »sensibilisiert« und durchaus zur psychischen Erpressung durchs Eingeständnis des eigenen Versagens fähig. Verläßt Nora trotzdem ihren sich hilflos aufspielenden patriarchalischen Säugling, wird sie wahrscheinlich mit gesteigerten Schuldgefühlen zu rechnen haben, da sie, vom Ehe-

mann aus der Kinderrolle entlassen, je nachdem als verantwortungsbewußte »Partnerin«, als »Genossin« oder als therapeutisch stützende »Mammi« versagt zu haben glaubt.
Jene Gesten der Exaltiertheit und der Hysterie, und damit letztlich die Möglichkeit der Verweigerung und des Rückzugs auf sich selbst, die die psychologisch unaufgeklärte Gesellschaft der Jahrhundertwende ihren bürgerlichen Heroinen immerhin noch als »typisch weiblich« zugestand, jene Gesten also, die den misogynen Freud so faszinierten, daß er aus ihrer Beobachtung die psychoanalytische Theorie des Unbewußten ableitete, sind heute tabuisiert; zugestanden werden sie allenfalls den Superstars außerhalb jeder »Normalität«, den Veruschkas und Marlenes also. Den vielen möglichen Noras aber hat eine unvollständige und zudem nur formale Gleichberechtigung außer dem Vergnügen, schlecht mitverdienen zu dürfen, »soweit es mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist«, bisher vor allem die Pflicht zu »vernünftigem« Verhalten, was immer darunter zu verstehen ist, eingebracht. Hysterie ist ihnen, wollen sie sich als »emanzipierte Partnerinnen« ausweisen, ebenso verwehrt wie der narzißtische Griff zu Tand und Simili. Die bürgerlichen Frauen der Mittelschicht haben die wenn auch noch so anfechtbaren und fragwürdigen Privilegien ihrer Großmütter verloren, ohne dafür neue gewonnen zu haben (konservative Soziologen erliegen allerdings einem Irrtum, wenn sie aufgrund dessen das Luxusweibchen des 19. Jahrhundert zur »wahren« Frau hochstilisieren). Vollends grotesk wird dieser – will man die Larmoyanz vermeiden – eigentlich nur der Satire zugängliche Ist-Zustand einer als »Partnerschaft« verkauften Nicht-Gleichberechtigung, wenn man sieht, mit welcher Unbefangenheit sich Männer inzwischen die ehemals »weiblichen« Privilegien zu eigen gemacht haben. Während der »progressive« Gatte gut geföhnt in Samt, Halskettchen überm Seidenhemd, rumläuft, trägt die »emanzipierte« Gattin, mäusekurz geschoren oder zottelhaarig, die alten Jeansklamotten auf, »weils so praktisch ist«, durch derartigen Verzicht auf Ästhetik und Selbstdarstellung die Distanzierung von der alten putzsüchtigen Eva demonstrierend (dies geht sogar so weit, daß selbst die klassische »weibliche« Migräne inzwischen ein typisches »Männerleiden« geworden ist). Der Rollentausch in bezug aufs Dekor bedeutet allerdings noch lange nicht Annäherung, sondern allenfalls die Auseinanderentwicklung von Pfau und Graugans. Die Dumme dabei ist die Graugans, der eingeredet wird, ein Defizit, nämlich der Verzicht auf bunte Federn, bedeute Befreiung und Identitätsfindung. Dies ist nicht etwa komisch, sondern besagt: Während Männer sich dahin »emanzipiert« haben, ihre narzißtischen Bedürfnisse nicht mehr zu verdrängen, sondern sie »zur Schau zu stellen«, sind die weiblich-narzißtischen Wünsche gerade bei den um Emanzipation bemühten Frauen, die sich der Schwierigkeiten ihrer weiblichen Rolle bewußt

sind, der Verdrängung und Tabuisierung zum Opfer gefallen. Die narzißtische Selbstdarstellung und die damit verbundenen Chancen ästhetischer Selbstverwirklichung sind daher gegenwärtig fast ausschließlich ein Privileg der Männer. Eher unbewußt als bewußt, haben sie damit ein Stück des ehemals weiblichen Terrains gewonnen, aus dem Frauen sich, wenn auch mit guten Gründen, inzwischen vertrieben haben. Während die Männer »femininer« geworden sind, müssen feministische Frauen dieses mit ihrer historischen Rolle eng verbundene Stück möglicher Freiheit abwehren, da sie nicht die Wahl haben zwischen »männlichem« und »weiblichem« Verhalten, je nachdem wie es ihnen gerade zumute ist, bzw. sich diese Möglichkeit nicht gestatten können.
Dieser verschobene Zustand ist kaum aus objektiven Strukturen abzuleiten, sondern steht in indirektem und vermitteltem Zusammenhang mit einer nur fragmentarisch verwirklichten Emanzipation. Reale Gleichberechtigung, die nicht praktiziert werden kann, wird ersatzweise durch demonstrativen Verzicht auf die Accessoires des »Weiblichkeitswahns« demonstriert. Paradoxerweise beruht dieser Verzicht teilweise auf politisch-gesellschaftlichen Forderungen des inzwischen als »konservativ« verschrieenen amerikanischen Feminismus der sechziger Jahre. Sich an die damalige Situation zu erinnern, ist für die Entwicklung des von ganz anderen Vorstellungen ausgehenden Feminismus der siebziger Jahre nicht ganz unwichtig.

Als eine der ersten hatte Betty Friedan in ihrem Buch *Der Weiblichkeitswahn* die Mystifizierung der Frau zu einem parasitären, auf seine weiblichen Funktionen fixierten Wesen beschrieben. Die scheinbar privilegierte und luxuriöse Existenz amerikanischer middle-class-Ehefrauen verstand sie als Aussperrung von allen realen Möglichkeiten der Selbstverwirklichung:

»In Amerika regt man die Frauen weder dazu an, noch erwartet man von ihnen, daß sie ihre vollen Fähigkeiten einsetzen. Im Namen der Weiblichkeit wird ihnen vielmehr nahegelegt, sich dem geistigen Erwachsenwerden zu entziehen. Tausende von Frauen, die durch ihre Umgebung auf ein biologisches Leben reduziert und in einem unechten Gefühl anonymer Sicherheit in ihrem bequemen Gefängnis gewiegt werden, haben eine Fehlentscheidung getroffen.«

Für den aus dieser zwanghaft eingeschränkten Existenz folgenden Identitätskonflikt sah Betty Friedan nur eine Lösung: Völlige Gleichstellung von Mann und Frau in Wissenschaft, Politik, Öffentlichkeit etc. Emanzipation wurde damit bestimmt als Verselbständigung durch intellektuelle oder soziale Leistung außerhalb der Familie, in Arbeitswelt und Leistungsgesellschaft. Die weitergehende Folgerung war: Will die Frau eigene Identität entwickeln, muß sie im gesellschaftlichen Bereich zuerst einmal werden wie ein Mann. Erst dann ist für sie eine neue, nicht mehr rudimentäre und biologisch fixierte Identität denkbar.
Betty Friedans Konzept war innerhalb seiner Prämissen konsequent, nur

wurde es nie verwirklicht. »Schuld« daran waren nicht allein die Männer, die sich gegen die weibliche Konkurrenz innerhalb ihrer paternalistischen Spielwiesen zur Wehr setzten. Hinzu kam, neben den gegebenen juristischen Benachteiligungen, vor allem das von Betty Friedan unterschätzte Problem weiblichen Minderheitenverhaltens mit all seinen sozialpsychologischen Konsequenzen der Selbstverachtung, Apathie und der Niedrigeinstufung der eigenen Gruppe und der eigenen Fähigkeiten. Die eigene Misere wurde aufgrund dieser masochistischen Selbsteinstufung als unabwendbar hingenommen und die Mehrzahl der Frauen verhielt sich trotz aller Unzufriedenheit weiterhin so zahm wie ein amerikanischer Neger im Onkel-Tom-Stadium. Ein verwässerter halbherziger Wunsch nach Emanzipation begnügte sich mit dem Verzicht auf Kosmetik und Dekor, die gesellschaftliche Revolution beschränkte sich auf den Bereich der Oberbekleidung.
Betty Friedan hatte es zwar nicht so gemeint, wurde aber so interpretiert. Eine jüngere Generation amerikanischer Feministinnen, die praktische Folgenlosigkeit der Friedanschen Thesen vor Augen, stellte daher andere Aspekte in den Vordergrund. Kate Millett z. B. interessierte sich in *Sexus und Herrschaft* nicht mehr vorwiegend für Beruf und außerhäusliche Leistung, sondern für den psychosexuellen Hintergrund der nach wie vor nicht glückenden Emanzipation. Die Rollen von Mann und Frau bestimmte sie als »Rangkategorien mit politischem Unterton«; dementsprechend wurde Sexualpolitik von ihr als »machtstrukturelle Beziehungen, aufgrund derer eine Gruppe von Menschen von anderen regiert wird« definiert. Damit war zum erstenmal die heutige Verwendung des Begriffs »Sexismus« in die feministische Bewegung eingebracht. Konkrete Lösungsmöglichkeiten, politische Strategien und Handlungskonzepte konnte auch Kate Millett nicht vermitteln, sie begnügte sich mit der Hoffnung auf eine bevorstehende Kulturrevolution, die irgendwann einmal zur Aufhebung der alten Normen führen würde:

»Die befreite Frau ist so lange ein Widerspruch in sich, ehe nicht die patriarchalischen Normen unserer Gesellschaft in ihrer ideologischen Funktion durchschaut und aufgehoben sind.
In Amerika ist zu erwarten, daß die neue Frauenbewegung sich mit den Schwarzen und den Studenten auf gleicher Ebene zu einer radikalen Koalition zusammenfindet. Es ist auch möglich, daß die Frauen einen entscheidenden Einfluß ausüben werden, wenn es bei der Wahl zwischen Fortschritt und nationaler Repression einen sinnvollen Wechsel anzusteuern gilt.«

Zu diesem entscheidenden Einfluß der Frauen kam es ebensowenig wie zur Kulturrevolution. Auch die wenig später von der Engländerin Germaine Greer *(Der weibliche Eunuch)* für die Frauenbewegung propagierte »Einsetzung des Lustprinzips« und die »Freude am Kampf« blieb selbstverständlich schöne anarchische Utopie auf den Spuren Erich Fromms und Wilhelm Reichs.
Die feministischen Konzepte der sechziger Jahre zeichneten sich durch

analytische Gründlichkeit, durch's Prinzip Hoffnung auf eine künftige bessere Welt und durch praktische Folgenlosigkeit aus. Die Frauen wurden dadurch weder zu Männern, wie die konservative Kritik behauptete, die in einer derartigen Entwicklung wieder einmal den Untergang des Abendlandes heraufziehen sah, noch zu gleichberechtigten Partnerinnen.

Jedoch können die feministischen Gretchenfragen der sechziger Jahre nach Frau gleich Mann oder nicht inzwischen ohnehin ad acta gelegt werden, da die Frauenbewegung längst ihre eigene Tendenzwende vollzogen hat. Die neue Parole lautet nicht mehr: Emanzipation der Frau zum Mann, sondern: Emanzipation der Frau zur Frau außerhalb der Institutionen, deren männerbündischer Charakter sowieso nicht aufgebrochen werden kann. Direkt oder indirekt wird damit behauptet, daß die Frau, distanziert sie sich von der Welt der Männer und räumt mit all dem zivilisatorischen und kulturellen Müll auf, der ihre bisherige Sozialisation bestimmte, dadurch zu ihrem verborgenen »wirklichen Wesen« findet. Um das verdeckte »Wahre« zu finden, muß zuerst alles Männliche ausgeklammert und der frauabgewandten Seite der Geschichte zugeordnet werden. Das Postulat der älteren feministischen Bewegung, Emanzipation bedeute Kulturrevolution für Männer ebenso wie für Frauen, wird durch die radikale Zweiteilung der Welt in »männlich« und »weiblich« und durch ein System einfacher Polarisierungen ersetzt. Der »männlichen« Sphäre: Abstraktion, Theorie und Begriff wird die »weibliche« Sphäre: Körperlichkeit, Sinnlichkeit, Unmittelbarkeit und Intuition entgegengesetzt. Prämisse dieser Polarisierung: Die aus der Geschichte patriarchalischer Herrschaft und damit aus der Geschichte überhaupt ausgeklammerte Frau ist durch die ihr fremd gegenüberstehende männliche Zivilisation weniger »kaputt« als der Mann, sie hat daher die Möglichkeit, zu einem außerhalb der Geschichte existierenden, das »Weibliche« symbolisierenden kosmischen Naturzustand zurückzukehren. Durch die »große Verweigerung« gegenüber Geschichte, Technik und Zivilisation wird es ihr möglich »auszusteigen«, um eine andere Wirklichkeit in einer Gemeinschaft von Frauen zu konstituieren. Aus der anthropologischen Voraussetzung einer unzerstörten natürlichen Natur der Frau folgt ein utopischer Katalog dessen, was Weiblichkeit bedeutet oder bedeuten kann:

»Die Frau spricht gar nicht mehr ausschließlich in eigener Sache. Sie steht als Teil des Kosmos gegen den kosmoszerstörenden Mann.
Die Männlichkeit wird erfahren als das absolut Andere. Der Verschmelzungsakt, den die Spielregeln vorschreiben, findet nicht statt. Bisher kannten wir nur das Verdautwerden der Geliebten durch den liebenden Mann. Manchmal blieb von ihr etwas übrig, das ein Kind kriegte, das es/ihn/sich tötete, oder alle drei zugleich oder keinen von dreien, und alle blieben am Leben. Der Mann war der Schwängerer und der Geschwängerte. In seinem Bauch fanden wir uns alle vor. Nun, nachdem viele Häute heruntergerissen sind, steht die autonome Frau

dem Großen Gatten gegenüber. Er schrumpft zusammen. Er wird so klein, daß er nicht mehr das Spiegelbild verstellen kann. Das Spiegelbild ist eine Frau, eine andere Frau. Die Frau, die im Geschlechtsakt nicht aufgezehrt worden ist, entdeckt andere Frauen. Im Schatten des Mannes glaubt jede Frau, sie sei mit ihren Fragen allein. Sie tritt aus dem Schatten und erfährt: Wir haben alle dieselben Fragen. Manchmal wissen wir auch schon eine Antwort.
Weibliches Denken leitet sich aus der Erfahrung der Körperlichkeit ab. Keine Frau, die hier nicht einmal eine empfindliche Kränkung erfahren hat, keine, die nicht vor dem Fakt zusammenbrach, daß sie den Beleidiger nicht strafen konnte. Die Haut der Verträglichkeit bei Frauen ist dünn. Darunter spürt auch der dickfelligste Mann ein ungestilltes Racheverlangen.
Die weibliche Liebe ist unteilbar, so unteilbar wie die Freiheit der Frauen. Wir werden alle frei sein oder keine.« (*Alternative* 108/109)

Christa Reinigs programmatischer Kommentar gilt Verena Stefans *Häutungen*, von der Mehrzahl feministischer Gruppen als Grundbuch angesehen und um seiner neuen »weiblichen« Sprache und Perspektive willen enthusiastisch rezipiert. Für mich spiegelt *Häutungen* in geradezu exemplarischer Weise alle Widersprüche, alle Selbstmißverständnisse und Verdrängungen der sich in letzter Zeit zur Frau häutenden Frau wider. Das Dilemma beginnt bereits im Vorwort mit der übergreifenden biologistischen Metapher: Frau gleich Natur gleich vom Patriarchat zerstört:

»als ich über empfindungen, erlebnisse, erotik unter frauen schreiben wollte, wurde ich vollends sprachlos. deshalb entfernte ich mich zuerst so weit wie möglich von der alltagssprache und versuchte, über lyrik neue wege zu finden. naturvergleiche sind naheliegend, frau-natur scheint ein abgegriffenes thema zu sein – von männern abgedroschen und mißbraucht. die natur selber scheint ein abgedroschenes thema zu sein; sie ist vom patriarchat zerstört worden.«

Conclusio also: zum x-ten mal zurück zur Natur, zurück zu Bauernhaus und Sommerwind, um daselbst poetisch verschlüsselt die befreite weibliche Sexualität der »Korallenriffe«, der »Schamlippler« und der »zwei zartbraunen weichen Kürbisse« zu entdecken. In der »weiblichen Sprache« Verena Stefans, die, weil »ein neues Denken eingeleitet werden muß«, jedes Wort »dreht und wendet, »bevor es benutzt werden kann«, sieht die »neue Beschreibung« so aus:

»ich beginne, mich beim namen zu nennen. ich füge die einzelteile zu einem ganzen körper zusammen. ich habe brüste und ein becken. die beine laufen in rundungen, falten und lippen zusammen. ich gleite und sinke mit Fenna durch wiesen von lippenblüten (nur ein mann konnte diese erotische frauenblume aus der art der lippenblütler *löwen*mäulchen nennen).
– wir nennen sie jetzt einfach schamlippler, überlegt Fenna.
ich inszeniere: guten tag, ich hätte gerne einen strauß schamlippler –«

Gestört wird das Idyll nur durch die Angst, »daß wir einander zu stark beanspruchten, daß wir anfingen, einander in gedanken zu tragen, uns nacheinander zu sehnen. ganze zeitalter würden dem malen und schreiben verloren gehen, wollten wir einander wirklich begegnen und erkennen«. Außerdem tritt eine empfindliche Störung der empfindsamen Beziehung

dann ein, wenn für Augenblicke das Feinbild »Mann« seinen Schatten wirft, der »Stachel« »genitalen Ernstes« einzudringen droht:

»einmal ging vor dem fenster ein lautes katzengeschrei los, gerade als unsere lippen die verbindung zum letzten kuß wieder hergestellt hatten. uns blieb das herz stehen, wir saßen kerzengerade im bett. war da nicht eben noch der schatten eines mannes gewesen?«

Kaum zu begreifen ist, daß Verena Stefans Leserinnen den Verschnitt aus abgesunkener Romantik und Naturlyrik bis hin zur erotischen Trivialliteratur, bei der einem »das Herz stehen bleibt« und Katzen nachts »störend« miauen, als Resultat neuer weiblicher Spracherfahrung mißverstehen. Die Tatsache, daß Naturvergleiche auf körperliche Vorgänge und auf erotische Beziehungen zwischen Frauen angewandt werden, »bricht« die Sprache der Männer noch lange nicht »auf«, wie die Autorin glaubt, sondern überzieht Sexuelles und Körperliches, statt es direkt zu benennen, mit einem metaphorischen Zuckerguß, wie er ähnlich in der »männlichen« Literatur der Bindings, Mutschlers und Wildenbruchs, um nur einige beliebige Namen zu nennen, zu finden ist. Verena Stefan kann in bezug auf das »Zerbrechen« der männlichen Sprache allenfalls für sich geltend machen, den früher für erotische Szenen einmal notwendigen Grafen Botho des Seelchens oder den Wildhüter der Lady Chatterley durch die Damen Fenna und Nadjenka und durchs »Jahr der Kürbisfrau« ersetzt zu haben.

Es handelt sich beim Problem der *Häutungen* allerdings nicht nur um die noch relativ harmlose ästhetische Frage einer sprachlichen Unsicherheit, die sich auf der Suche nach Ausdruck an alten trivialen Mustern orientiert. Verena Stefan vermittelt, und dies markiert für mich einen kritischen Punkt der gegenwärtigen feministischen Argumentation, eine ideologische Botschaft, die tief in der Tradition des deutschen Irrationalismus steht. Bezeichnend dafür z. B. die Flucht aus der Gesellschaft, der Rückzug auf »Mutter Natur« und die Vorstellung eines theorielosen »unmittelbaren Wissens«.

Hinzu kommt die starre Fixierung aufs Biologische und die Beschwörung der Verschmelzung mit der mythischen großen Mutter; eine Wunschvorstellung, die irrationale Bewegungen von der Sackgasse idealistischer Naturphilosophie bis hin zu Blut- und Bodenmythen konstant begleitet hat. In einer nur scheinbar realistischen Szene, die eine Schlüsselstelle für die abgeleitete irrationale Botschaft der *Häutungen* darstellt, wird die psychische Dimension einer halluzinierten Regression hin zur archaischen Welt der großen Mutter als fast unverschlüsselte Vorstellung vorgeführt. Die Angst vor »genitalem Ernst« und vor dem »Schatten eines Mannes« ist in diesem Bild kompensiert durch die Verschmelzung mit der präödipalen, das Bild des angstmachenden Vaters ausschließenden Mutter:

»wir waren zu mehreren frauen in einen kurort ans meer gefahren. das schloß, in dem wir wohnten, war ein labyrinthartiges, riesiges gebäude mit verschiedenen aufgängen.

im dorf stand ein kleines altes badehaus aus versunkenen zeiten, in dem es auch eine sauna gab. dort hatten wir uns mit der alten frau des dorfes verabredet. Fenna wollte in unserem beisein mit ihr schlafen. niemand wunderte sich, es war ritual.
Die alte war verhutzelt, verschrumpelt und zerlumpt, sie erweckte den eindruck, als ob sie eigentlich nach lebertran riechen müßte. sie trug fellschuhe und humpelte. sprach kein wort, war aber sehr freundlich, abgeklärt freundlich. sie hatte abgeschlossen mit der welt.
wir saßen alle im badehaus und warteten auf sie. nachdem sie gekommen war, setzte sie sich auf den boden und begann, langsam und umständlich ihre strümpfe auszuziehen. ich saß neben ihr. sie trug feste, graue baumwollstrümpfe über enorm dicken beinen, an denen sich krampfadern herauswölbten.
wir betrachteten ihre häßlichkeit mit ehrfurcht, wußten wir doch, daß diese das ergebnis eines normalen frauenlebens war. die ästhetischen vorstellungen, die wir noch hatten, wollten wir über bord werfen und anfangen, archaische, unförmige alte wie sie zu verehren.«

Zur regressiven Fluchtwelt dieses Bildes gehört die bereits erwähnte rigide moralische Polarisierung zwischen einer guten und einer bösen Sphäre: Natur gegen Zivilisation, Intuition gegen Abstraktion, Handarbeit gegen Technik, kosmische Zustände gegen Geschichte. Die Reihung ist beliebig fortsetzbar, wobei der kleine Unterschied gegenüber den alten Mythologien nur darin liegt, daß gut und böse zusätzlich mit den Vorzeichen »männlich« und »weiblich« versehen werden.

Die Festschreibung der Differenz zwischen den Systemen männlich und weiblich aber bezeichnet ein weiteres Dilemma einer derart definierten feministischen Position. Die Differenzierung wird nämlich fühlend und ahnend, intuitiv und irgendwie moralisierend, wünschend und fordernd vorgenommen, ehe überhaupt ein Instrumentarium zur Verfügung steht, das geeignet ist zu definieren, was männlich und weiblich jenseit der kulturspezifischen Projektionen bedeutet oder bedeuten kann. D. h. »frau« abstrahiert zwar durch Polarisierung, entzieht sich aber der Begründung mit dem Trick, eine derartige Anstrengung des Begriffs als typisch »männlich« abzuweisen.
Sicher gibt es, bedingt durch die verschiedenen kulturellen Erfahrungen, Differenzierungen; wie aber soll man sie in der jetzigen Situation, löst man sich vom archäologischen Blick aufs schlechte Vergangene, fixieren? Möglich ist denn auch nur die Umkehrung des freudianischen Schlusses, Anatomie sei Schicksal, aber Frauen hätten halt die bessere Anatomie, oder die krampfhafte Fixierung auf ein Bild totalen Andersseins. Für mich liegt die bessere, nicht anti-, sondern anders feministische Konsequenz darin, das System der schlichten Polarisierung abzulehnen, das »Weibliche« vorerst überhaupt nicht zu definieren und auf die bereits fortgeschrittene Zerstörung der alten Projektionen nicht mit der Festschreibung neu-alter, feministisch verpackter Bilder zu antworten. Ich bin dafür, offenzulassen, ob »Weiblichkeit« totales Anderssein, partielles Anderssein oder vielleicht, so generalisiert formuliert, »gar nichts« bedeutet. Versucht man die Eva der

Zukunft zu erfinden, und übt man Probehandeln und Probedenken, dann sollte man sich auch die Chance der Nicht-Definition, die nicht identisch mit Theorielosigkeit ist, einräumen.
In Verena Stefans feministischer Position kann ich, da ich die radikale Auflösung aller generalisierenden und polarisierenden geschlechtsspezifischen Zuschreibungen der patriarchalischen Tradition für die fundamentale und unabdingbare Basis von Emanzipation halte, nur die kontinuierliche Fortsetzung des schlechten Alten sehen. Zwei Geschlechter stehen sich starr gegenüber, aufeinander negativ fixiert, und einige wenige schließen einfach die Augen, um die andere Hälfte nicht mehr wahrnehmen zu müssen. Zwar steht auch in den *Häutungen* die für konkrete Emanzipation zentrale Frage zwischen den Zeilen, wie eine Frau, die mit der Vorstellung aufgewachsen ist, ihre Identität und ihr Selbstwertgefühl von Männern als Gratifikation für Wohlverhalten zu erhalten, autonom werden und sich vom passiven Objekt zum Subjekt, das seine Identität für sich selbst festlegt, wandeln kann. Nur wird die richtig gestellte Frage im Zuge eines neuen Weiblichkeitswahns aufs Konservativste gelöst, nämlich durch die Annahme, daß »frau« nur Geschlechtswesen ist, sich daher auch nur durch Gebärmutter und Menstruation bestimmen und erfahren kann. Verena Stefan ist dem Patriarchat auf geradezu absurde Weise auf den Leim gegangen, wenn sie sich als gefühlsselig-larmoyantes und denkunwilliges, zerbrechliches und verletzbares Wesen begreift, das sich ins Reich der Natur, der Blumen und der Poesie flüchtet. Selbst die lesbische Häutung am Ende kann sehr leicht als bloße Trotzreaktion, als Geste der Enttäuschung über unsensible männliche Genossen verstanden werden. Selbstdarstellung wird zur unfreiwilligen, naiven Selbstbezichtigung, wenn sie sich auf die Verinnerlichung und Repetition der von den Strukturen einer patriarchalischen Gesellschaft geprägten Bilder und Projektionen beschränkt und zu all dem lediglich das noli me tangere dem anderen Geschlecht gegenüber hinzufügt. (Ins triste Bild derartigen Minderheitenverhaltens paßt auch die fast panische Abwendung von sogenannten »Karrierefrauen«, selbst wenn diese Alice Schwarzer heißen. Bereits die Wahrnehmung kleinster Erfolge weiblicher Journalistinnen und Autorinnen auf dem Zeitschriften- und Medienmarkt stört die sorgsam kultivierte Vorstellung programmierten weiblichen Scheiterns in Beruf und Öffentlichkeit.)
Die als feministisch ausgegebene, letztlich aber resignative Haltung betrifft nicht Verena Stefan allein, sondern, wie die gläubig-enthusiastische Rezeption der *Häutungen* bestätigt, eine Vielzahl von Frauen aufgrund dieses nach wie vor vorhandenen Minderheitenverhaltens. Gerade feministische Frauen lassen sich merkwürdigerweise mit größter Bereitwilligkeit eher auf Rückzug und auf die innere Emigration ein als auf das Risiko, Aggressionen und Phantasien nach außen zu wenden und die Konfrontation mit unter-

drückenden Strukturen zu wagen. Regression aus Resignation aber war schon immer der untauglichste Weg zur Befreiung. Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht nur um psychische Barrieren gegenüber einer möglichen Autonomie, sondern auch um reale Erfahrungen der Benachteiligung, Enttäuschung und Verletzung. Nur mischt sich Reales und Imaginiertes auf eine Weise, die die reale gesellschaftliche Macht der »Väter« ins Irreal-Phantastische steigert und jeden Gedanken der Konfrontation verbietet. Das zwanghaft aufrechterhaltene Postulat von der unveränderten und unveränderbaren Macht und Herrlichkeit des Patriarchats verhindert nicht nur feministische Selbstkritik, sondern zudem auch den Blick über die Grenze. »Frau« weigert sich, die tatsächliche Situation eines Patriarchats wahrzunehmen, das der Legitimität seiner Herrschaft längst nicht mehr sicher ist und inzwischen weniger den mit sich selbst identischen Übervater als den mehr oder weniger überzeugenden Darsteller der Patriarchenrolle kennt. Die Ursachen für die unübersehbare Unlust des Patriarchats an sich selbst können hier nicht diskutiert werden, zweifellos hat aber die gesellschaftliche und psychische Entmachtung des realen und des imaginären Vaters zentrale Bedeutung für die Krise der männlichen Rolle, denn Patriarchat bedeutet ja nicht einfach Männerherrschaft, sondern Herrschaft der Väter, die Ordnung und Gesetz symbolisch repräsentieren und weiblichen und männlichen Kindern ihre spätere gesellschaftliche Rolle entweder als »Erbe« oder als »Tauschobjekt« und »Gebärerin« zuweisen. Auf dem Weg in die vaterlose Gesellschaft aber haben die alten Zuordnungen auch für die »Erben« ihre Selbstverständlichkeit eingebüßt – einige Söhne haben inzwischen sogar entdeckt, daß es ihnen mehr Spaß macht, die Ophelia als den Hamlet zu spielen. Die lange unterdrückten und verpönten Bedürfnisse äußern sich »nach außen« etwa im Beruf des Hausmannes oder Kinderladenonkels oder auch in der für Frauen bisweilen irritierenden, androgyn schillernden Gestalt des »Softies«, der kokett seine »femininen« und »bisexuellen« Möglichkeiten ausspielt und sich mit Vorliebe ein »maskulines« weibliches Pendant sucht.

Zum gegenwärtigen Bild gehört ferner der zunehmende Neid jener Männer, die sich der eigenen Rolle und ihrer Privilegien nicht mehr recht sicher sind, auf Frauen, die es, wie es ihnen scheint, besser haben, da sie »passiv sein dürfen«, »versorgt werden« und »nicht arbeiten müssen«. Im Grunde würden derart verdrossene Patriarchen am liebsten Frauen sein, allerdings nicht reale Frauen, sondern jene parasitären Weibchen und Witwen, die Esther Vilar seit Jahren mit immergleicher Penetranz beschreibt.

So merkwürdig und undeutlich sich derartige Veränderungen der Männerrolle vorläufig auch äußern, bedeuten sie doch immerhin den Beginn einer Entwicklung, der sich auch »frau« auf die Dauer nicht durch Nichtbeachtung und Fixierung auf die alten Projektionen entziehen kann. Rationalisiert

wird die Festschreibung der gewohnten Bilder im Namen des Feminismus mit dem Scheinargument, man wolle sich auf die Welt der Männer erst gar nicht einlassen, um nicht »beschmutzt« zu werden (diese Formulierung habe ich in den letzten Monaten mehrmals gehört). Nicht zu unterschätzen ist wohl auch der »Gewinn«, der mit einem so hartnäckig aufrechterhaltenen Minderheitenverhalten verbunden ist: etwa die Möglichkeit zur Passivität oder die Chance, Selbstkritik durch Projektion auf die böse äußere Welt der Männer zu umgehen und innere Katastrophen erst gar nicht wahrnehmen zu müssen.

Geradezu deprimierend deutlich werden Abwehrmechanismen und Regressionen im Namen der Weiblichkeit in Veröffentlichungen zu medizinischen und psychologischen Fragen. So erlebt in der *Hexenpresse* (2/1976) – aufgrund des Berührungsverbots gegenüber der »sexistischen« modernen Medizin – die Kräuterhexe unserer Großmütter ihre feministische Renaissance; gegen Krankheiten z. B. gibt's Rezepte wie »Schäl vorsichtig eine Knoblauchzehe . . .«, und gegen Viren wird »Pfefferminzöl« oder »Ringelblumentinktur« empfohlen. Die »Offizielle Medizin« dagegen verfällt dem Verdikt, ein »Verbrechen gegen Frauen« und anscheinend nur gegen Frauen zu sein. Derartige Empfehlungen bezeichnen den verzweifelt-vergeblichen Versuch, an ein weibliches Wissen anzuknüpfen, das es zumindest im Bereich der Medizin nicht gibt und gar nicht geben kann, da man Frauen jahrhundertelang aus den Heilberufen ausschloß. Zwangsläufig führt es daher in eine neue Sackgasse, versucht man, sich im Zeichen einer halluzinierten weiblichen Gegenkultur an eine Tradition des wissenschaftlichen Defizits anzuschließen, die, bedingt durchs historische Berufsverbot für Frauen, nur dürftigste Weisheiten für den Hausgebrauch kennt.

Nicht bloß defizitär, sondern ignorant geben sich weibliche Therapieansätze, die die psychoanalytische Theorie, ohne sie auch nur flüchtig zu überprüfen, als männlich verwerfen und statt dessen neben dem Exorzismus für das innere »Elternschwein« etwa folgende Anleitungen zur Reparatur der kaputten Psyche geben:

»Frauen müssen sich dazu entschließen, diejenigen, von denen sie nicht geliebt werden, auch nicht zu lieben. Sie müssen stets ihre Gefühle mit den Gefühlen derer im Gleichgewicht halten, zu denen sie eine Beziehung haben, und in erster Linie müssen sie sich selbst lieben.

Viele Frauen, die von ihren Männerbeziehungen enttäuscht sind, haben sich dazu entschlossen, den Kampf mit ihnen aufzugeben. Sie haben gemerkt, daß sie in Frauenbeziehungen sehr viel mehr Befriedigung und Anerkennung bekommen. Sie können intensive Freundschaften aufbauen und sich der Fülle an Fürsorge, Einfühlsamkeit, Intelligenz, Stärke und Sexualität anderer Frauen erfreuen.« (*Ansätze einer feministischen Therapie*, Berlin 1976)

Erstens ist psychologische Banalität noch lange nicht feministisch, und zweitens ist den Autorinnen die Selbstdenunziation nicht einmal bewußt, die in ihrer Empfehlung liegt, sexuelle Beziehungen unter Frauen gewissermaßen als »Trostpflästerchen« für Enttäuschungen mit Männern anzuse-

hen, auf die sauren Trauben der Heterosexualität also zu verzichten, um von einer Frau »mehr Anerkennung« zu bekommen und »den Kampf aufgeben« zu können. Feministische Gruppen, die derartiges publizieren, betrachten sich anscheinend gut sexistisch als zweitrangig und a priori zur ewigen Niederlage im »Kampf der Geschlechter« verdammt.

Die paranoide Verleugnung der gesellschaftlichen Realität und die Illusion einer autonom-unabhängigen in-group verhindert selbstverständlich auch die notwendige Auseinandersetzung mit den tatsächlichen Fehlentwicklungen, Irrtümern und Defiziten eines jahrhundertelang innerhalb eines strikt paternalistischen Systems funktionierenden Wissenschaftsbetriebs. Kritik an der historischen Entwicklung der Wissenschaften würde allerdings erst einmal die Wahrnehmung und Kenntnisnahme dessen voraussetzen, von dem man glaubt, man dürfe mit derart Tabuisiertem nicht einmal von fern in Kontakt kommen.
Vielleicht ist ein so strikt verstandenes Berührungstabu eine spezifisch deutsche Regression. Amerikanerinnen jedenfalls neigen eher zu science fiction und aggressivem Pragmatismus, und französische Autorinnen aus dem Umkreis der Schule Lacans haben wohl als erste Ansätze einer feministischen Theorie formuliert, die überhaupt den Namen Theorie verdient. Die Analytikerin Luce Irigaray vor allem denkt auf dem Niveau heutiger strukturalistisch modifizierter Psychoanalyse über das nach, was es überhaupt bedeuten kann, »als Frau« zu sprechen und zu schreiben. Das Denkverbot des orthodoxen Feminismus ist ihr ebenso fern wie die Zwangsvorstellung, es komme darauf an, als Frau »über« Frauen und nur über Frauen zu schreiben. Sie bestimmt das weibliche Geschlecht in seiner bisherigen kulturellen Erscheinung als »Defizit« und als »Mangel«, als Verdrängung des eigenen »Imaginären« (Voraussetzung ist hier die Theorie des Unbewußten und der Subjektivität in der Lacan-Schule) und leitet aus dem anderen Zugang zur Kultur und aus der Reflexion über Mangel und Verdrängung die Chance ab, »als Frau« den vorgegebenen Diskurs zu »verrücken«, die vorhandenen angeblich objektiven Perspektiven zu verschieben:

»Vielleicht zurückkehren zu diesem Verdrängten des weiblichen Imaginären? Die Frau hat also kein Geschlecht . . . Die Verwerfung, der Ausschluß eines weiblichen Imaginären bringt die Frau gewiß in die Position, sich nur fragmentarisch beweisen zu können, an den wenig strukturierten Rändern einer herrschenden Ideologie. Als Überbleibsel oder Ausfälle eines Spiegels, der vom (männlichen) ›Subjekt‹ besetzt wird, um sich darin zu reflektieren, sich selbst zu verdoppeln. Die Rolle der ›Weiblichkeit‹ ist außerdem von dieser männlichen Spiegelung und Spekulation vorgeschrieben und korrespondiert kaum dem Wunsch der Frau, der sich nur insgeheim, im Verborgenen, in unsicherer und schuldhafter Weise wiedererlangt.« (Luce Irigaray, *Der »verrückte« Diskurs der Frauen*, Berlin 1976)

Man könnte einwenden, daß die Analyse Luce Irigarays, wenn auch

innerhalb des Vokabulars einer Universitätsphilosphie, nicht so sehr von den Ableitungen der sich häutenden Frau abweicht. Nur – und hier liegt der entscheidende Unterschied zu deutsch-feministischen Folgerungen – vermeidet sie eben die erneute, nur dialektisch gewendete Fixierung aufs Spiegelstadium: sie versteht die Nichtexistenz des Weiblichen als Chance des offenen, nicht-ritualisierten und eben dadurch die patriarchalischen Perspektiven »verrückenden« Diskurses:

»Denn von oder über die Frau zu sprechen, kann immer hinauslaufen auf oder verstanden werden als eine Wiederaufnahme des Weiblichen ins Innere einer Logik, die es in der Verdrängung, unter der Zensur, genauer in der Verkennung festhält. Mit anderen Worten, es gilt nicht eine neue Theorie auszuarbeiten, deren Subjekt oder Objekt die Frau wäre, sondern der theoretischen Maschinerie selbst Einhalt zu gebieten, ihren Anspruch auf Produktion einer viel zu eindeutigen Wahrheit und eines viel zu eindeutigen Sinnes zu suspendieren. Was voraussetzt, daß die Frauen es den Männern im Wissen nicht einfach gleichtun wollen. Daß sie nicht beanspruchen, mit ihnen zu rivalisieren durch die Konstruktion einer Logik des Weiblichen, die zum Modell wiederum das Onto-Theo-Logische nähme, sondern daß sie viel eher versuchen, diese Frage der Ökonomie des Logos zu entwinden. Daß sie die Frage also nicht in der Form ›Was ist die Frau?‹ stellen. Sondern daß sie – die Weise interpretierend-wiederholend, in welcher im Innern des Diskurses das Weibliche sich determiniert findet: als Mangel, als Fehlen, oder als Mime und verkehrte Wiedergabe des Subjekts – kundtun, daß dieser Logik gegenüber von seiten des Weiblichen ein verrückender Exzeß möglich ist.«

Luce Irigarays verrückender Diskurs vermeidet die beiden symptomatischen Sackgassen und Selbstmißverständnisse des Feminismus: einmal die bloße Aneignung der ritualisierten historischen Strukturen (»die Frau, die ein Mann wird«), zum anderen die schlichte Polarisierung im Zeichen einer das alte Bild der Frau erneut internalisierenden »Weiblichkeit«. Zugleich aber bezeichnet ihr Diskurs nicht nur eine Veränderung der theoretischen Perspektive, sondern entspricht, um mit einem persönlichen Credo zu enden, alltäglichen Erfahrungen. Frauen rücken allmählich, zunächst noch zaghaft und ohne Theorie vom Stadium des stummen Bildes ab, lösen sich von ihrer historischen Versteinerung, verfertigen eigene, nicht mehr bloß widerspiegelnde Identität, lassen den ritualisierten Umgang mit Dingen und Theorien hinter sich. Diesen erst antizipierbaren Prozeß kann ich nur mit der Vorstellung einer »Offenheit« umschreiben, die die männlichen Ritualisierungen allmählich untergräbt und nicht aus »Weiblichkeit« folgt, sondern aus dem zugleich fremderen und genaueren Blick derer, die jahrhundertelang »draußen stand«, auf die fertig vorgefundene Kultur.
Am Ende des Weges steht, stelle ich mir vor, nicht mehr die Zuordnung zu den Systemen »männlich« und »weiblich«, sondern eine qualitativ andere Struktur, die vielleicht von Situationen, vielleicht von Funktionen oder auch von neuen Kategorien ausgeht. Dann und nur dann braucht man von Emanzipation nicht mehr zu reden.

Bücher
– für Frauen
– von Frauen
– über Frauen

Gabriele Deutsch-Heil/Carsten P. Malchow
Tagesmütter – Tageskinder
Theorie und praktische Erfahrungen
Im Anhang: Kontaktadressen
180 Seiten
Broschur DM 16,80

Erica Fischer/Brigitte Lehmann/
Kathleen Stoffl
Gewalt gegen Frauen
140 Seiten
Broschur DM 12,–
Frauenmißhandlungen und Vergewaltigungen – die Autorinnen berichten, analysieren und schildern vorhandene Strategien der Gegenwehr.

Ursula Linnhoff
Die Neue Frauenbewegung
USA-Europa seit 1968
Mit Anschriftenverzeichnis der organisierten Frauengruppen in USA und den westlichen Ländern
160 Seiten
Broschur DM 14,–
pocket 51

Ursula Linnhoff
Weibliche Homosexualität
Zwischen Anpassung
und Emanzipation
Im Anhang: Adressen
von Gruppen
homosexueller Frauen
144 Seiten
Broschur DM 10,–
pocket 70

K&W
Verlag Kiepenheuer & Witsch

Diese Balladen erzählen von Leuten, die kaputtgemacht werden von Eltern, Chefs, Hausbesitzern, der Polizei. Von Leuten, die eins draufkriegen, weil sie Kinder, Landfremde, Lehrlinge oder einfach nur Frauen sind.
„Eine ebenso genaue wie leidenschaftliche Sprache" (konkret)
Rotbuch 138
72 Seiten. DM 7.–

70 % aller Arbeit, die Frauen in Fabriken machen, ist Akkordarbeit. Unmenschliche Lebensbedingungen für so viele Frauen. Was Akkordarbeit für die betroffenen Frauen heißt, wie sie ihr ganzes Leben, Denken, Fühlen beherrscht – darüber berichtet Marianne Herzog aus eigener Erfahrung.
Rotbuch 155
112 S. (mit Fotos)
DM 7.– (Abo 6.–)

Bericht aus Torre Bela, einem besetzten Landgut in Portugal: über die alten und neuen Herren, ihre Beziehungen. H. N. beschreibt die Korkeichen und das Brachland,

weil „sie nie mehr dieselben sein werden, wenn der erste prüfende und besitzergreifende Blick sich abgewandt hat".
Rotbuch 150
72 Seiten. DM 7.–

Rotbücher

Gisela von Wysocki
Frauen-Bilder im Aufbruch. Hinweise auf ihren Gebrauch

Vorweg

Ich möchte vorwärts stürzen oder fliegen: das verschollene, beiseite geschaffene Werk der Frauen, ihre Kultur, ihre Lebendigkeit ausgraben wie einen Schatz. Ich möchte mit schneller Bewegung die Dekorationen entfernen, die uns umstellen. Die falschen Interpretationen und Bedeutungen, natürlich die Systeme einer selbstverblendeten Ratio, die despotischen Traditionen männlicher Herrschaft. Ich möchte zur Stelle sein, dort, wo, wie um einen magnetischen Kern, weibliches Leben lagert, um mit mir in die Zukunft aufzubrechen.

So träume ich einen unerschrockenen, atemlosen Traum. Einen Traum in großer Bewegung, der in die Weite und Ferne geht, ohne sich aufzuhalten und auch ohne sich zu besinnen. Eher ein Blindflug. Ein Traum von geringer Deutlichkeit. Er setzt nicht sicher auf, er hat keine Augen für die Umwege und Verstecke, für die Verkleidungen, die Maskeraden dessen, wonach er sucht. Und schließlich auch nicht für die Widersprüche und Widerstände, die seinen Flug behindern. Es zeigt sich also ziemlich schnell, daß die ungeduldige Geste des Beginnens nicht das letzte Wort behalten kann.

Ich möchte versuchen, in den eigentümlichen Stoff weiblicher Tagträume, der alltäglichen und entlegenen Bilder einzudringen, in denen sich eine Bewegung zeigt, die mich selbst in Bewegung bringt. Ich will mich nicht zu schnell entfernen – wie es mir eine aufklärerische Erziehung und die andressierten Methoden der Ideologiekritik nahelegen – von den Ornamenten des weiblichen Lebens, von seinen undeutlichen Gesten, seinem schwebenden und auch haltlosen Überschuß: so begeistern mich selbst Klischees einer heldischen Radikalität. Das Leben der Frauen ist in Bilder geglitten, und dort produziert es seine sichtbaren, eigentümlichen Reflexe. Deshalb kann ich in mir selbst die Träumerin und ihre Interpretin (süchtiges Interesse und nüchterne Zurückweisung) nicht voneinander trennen. Ich bin die eine und brauche mich als die andere. Mein Bedürfnis nach Bildern ist immens, aber nur, indem ich sie in Bewegung setze, wird mein eigener Aufbruch aus ihren nur phantasierten Bedeutungen möglich. Aufbruch: das ist eine Sehnsucht, die sich entwickelt in der Auseinandersetzung mit den ebenso fremden wie bekannten, den ebenso vertrauten wie bedrückenden,

den ebenso lustvollen wie peinlichen Bildern »der« Frau, die uns alltäglich und überall begegnen. Es geht um eine Bewegung, die weder in ihnen selbst noch in mir zu isolieren ist, um einen Aufbruch aus der Vieldeutigkeit, um das Zerbrechen von Selbstverständlichkeiten in der ruhenden Wirklichkeit. Ich meine die schwierige Arbeit, einen bislang verborgenen Prozeß sichtbar zu machen und den Phantasien die Werkzeuge in die Hand zu geben, die sich auf dem Boden, der eine weibliche Geschichte tragen soll, wirklich gebrauchen lassen.

Variété-Tänzerin

> Er hat dir eine Weisheit gestohlen, die Erinnerung ausgelöscht an das, was du einst warst, dich zu einer gemacht, die nichts ist, die nicht spricht, die nichts besitzt . . . Er hat deine Geschichte erfunden. Aber die Zeit naht, da du aufschreien kannst, aufrecht, erfüllt von Kühnheit und Leidenschaft. (Monique Wittig)

Aus allen Richtungen meiner Erinnerung, von vielen Herkunftsorten her und aus verstreuten Intentionen kommen die Möglichkeiten meiner Darstellung zusammen. Verwirrend genug schon, daß ich den genauesten Ausdruck für das, was ich meine, in einem Text gefunden habe, der einer männlichen Feder und Beobachtung entstammt; einer Beobachtung, die weder als zeitgenössisch noch als repräsentativ in irgendeinem gesicherten Sinn gelten kann. Ich denke an einen Text des vergessenen Autors Peter Altenberg aus dem Jahr 1906, der einen Variété-Auftritt skizziert. Gerade die lakonische Kürze, die Sparsamkeit der Schilderung läßt den Zwischenraum erkennen, in dem die Bilder des Weiblichen zu leben beginnen.

Variété-Nummer 15, nach 10 Uhr abends.
Eine junge Amerikanerin, jung, schlank, tritt auf, in einem geschlossenen Kleide aus schwarzer plissierter Seide.
Wie Damen gekleidet sind zu einem Souper. Nicht anders, Anti-Variété.
Sie singt und bewegt sich wie Kinder in der Kinderstube.
So innerlich rücksichtslos gegen das Publikum. So ganz sie selbst einfach.
Ihre Art und Weise ist fürstlich. Fürstlich.
»Ich bin, die ich bin, nichts weiter!«
Der Durchschnittsbesucher weiß damit nichts anzufangen. Er findet es fade.
Der Kavalier in der Loge getraut sich nicht, sie zum Souper einladen zu lassen.
Nur der Dichter im Parkett wagt es, für sie zu schwärmen. Da ist nichts Riskiertes dabei.
Der Direktor fühlt: Es ist kein Succés mit ihr. Das Publikum ist jedenfalls noch nicht reif.
Vielleicht in 50 Jahren . . . vorläufig wünscht man den Firlefanz.

Das zeitgenössische »Bild der Frau« gegen den Strich inszeniert. Nur der »Dichter« wagt es, die Kühnheit der Frau zu bemerken; er schwärmt. Die Schwärmerei für die entrückten Frauengestalten, für die Imago der »Fremden« wird in der ästhetizistischen Literatur jener Zeit um 1900 bis zum

Überdruß kolportiert. Aber ist diese Frau hier eine von ihnen? Ist sie die Fremde im gewohnten, erwarteten Arrangment? Das Bild – in der Skizze Altenbergs – hat Tiefe und verwirrende Perspektiven, die sich nicht ohne weiteres zu erkennen geben. In Kostüm und Auftritt überschreitet diese Frau das Tingeltangel des Weiblichen um die Dimension einer bestürzenden Exotik. In ihrem Vorauseilen liegt, daß eine denkbare Freiheit nur in der undefinierten Situation möglich scheint. (Dabei kommen die Besucher nicht auf ihre Kosten. Nicht die Frau selbst ist gefragt, sondern deren Zeichen, der »Firlefanz« – und nur mit ihnen koinzidieren die gewohnten Verhaltensweisen.)

Beide: Gestalten der Verschwendung, der Zukunft. Der, der hier schreibt, und die Frau auf der Bühne. Sie begegnen sich für Augenblicke auf dem gleichen Kontinent. Der verrückte Wiener Hellseher Peter Altenberg, ein sogenanntes »Lokalereignis«, dem seine Zeitgenossen den mitleidigen Titel eines »Kaffeehausgenies« gaben, und die amerikanische Tänzerin auf Tournee. In kompliziertem Arrangement, in der Form des Bühnenauftritts, in den Kulissen einer Variété-Nummer findet ein wirkliches Ereignis statt. Das Bild ist konstruiert aus einer langen Geschichte, aus einer Geschichte der Durchschnittsbesucher, der Kavaliere, der begeisterten Dichter und geschäftstüchtigen Theaterdirektoren: der Verwalter der Konvention, der Sexualität, der Phantasie und des Kapitals. Und hier oder nirgends sind die Spiegel aufgehängt, die das Bild der Weiblichkeit werfen im Strom der Rituale, der Zeichen, der Träume. Hier holen sich die Frauen, was als ihre Geschichte erscheint, und hier brechen sie mit ihr. Dann aber zeigen sie sich als das, was sie wirklich sind: fremd zwischen den Erdteilen und den Geschlechtern; Emigrantinnen, aber ohne Fluchtpunkt, die nicht wissen, in welcher Vegetation sie überleben können. Ihre Zukunft ist ohne Gegenwart, getragen von einer Bewegung, die sich erst kennenlernt. Auch die Zukunft der »Variété-Tänzerin« ist offen, der Text bewahrt ihr Geheimnis. Das Geheimnis wird ihr nicht abgenommen; in seiner »ornamentalen«, bildhaften Erscheinung ist das in ihm Gemeinte noch zu entdecken.

Der Begriff der Weiblichkeit deutet auf Konstellationen eines gesellschaftlich verkleideten Chaos, auf Bruchstücke, Episoden des Imaginären. Weiblichkeit in ihrer Rohform, unbebildert, als pure Substanz gewissermaßen, ist ein Mißverständnis oder faschistische Strategie. Aber das, was die Frauen sind (Gesellschaft, Projektionsfläche, Ersatz, lebender Traum und totes Bild) verdanken sie kaum sich selbst; die Entfaltung ihrer Qualitäten geschieht auf fremde Rechnung, wohl aber am eigenen Leib.

Das System der Arbeit, der Ideologien, der Techniken und Traditionen erscheint innerhalb des männlichen Gattungszusammenhangs stimmiger, einheitlich. Hier wurde gearbeitet und gleichzeitig gedeutet, was diese Arbeit dem Fortschritt einträgt. Hier wurde Produktionswissen aufgehäuft

und ausgebaut unter der selbstbewußten Devise: das, was »innen« war, subjektive Fähigkeiten der Produzenten, darf sich nach außen kehren. Es darf zu Häusern, Brücken, Autos, Schiffen werden. Es kann zu Licht werden, zur Schrift, zur Reklametafel und zum Manifest. Es zaubert Mythen, Werte, Bedeutungen hervor, läßt sie zirkulieren, altern, ersetzt sie durch andere, macht sie unverzichtbar. Es gibt Absichten, Ziele, Resultate.

Daß das Ausschöpfen aller historischen Möglichkeiten dennoch verfehlt wurde, entgeht den männlichen Schöpfern leicht. Dagegen liegt der stückhaften, unterbestimmten weiblichen Geschichtserfahrung, die von imitatorischen und mechanistischen Formen der Selbstwahrnehmung durchsetzt ist, eine Fülle ungesättigter Valenzen zugrunde. Wir müssen beginnen, sie zu deuten; begreifen, wie sie sich ausdrücken, sich ausprobieren oder verweigern. Kennenlernen die zum Stillstand gebrachten und verschlossenen Wunschfiguren, sie in die eigene Erfahrung zurückholen; eintauchen in die Unruhe der ungedeuteten und ungebrauchten Geschichte, um als Unruhige aus ihr hervorzugehen. Das wäre Rohstoff einer anderen Kultur.

Aber es fällt uns keine Erfahrung direkt in den Schoß, denn was wir sind, auch was wir werden können, liegt nicht so einfach exterritorial: jenseits der männlichen Bestimmungen, die die Formen der Weiblichkeit in mythische Bilder, in romantische Kostüme eingesperrt haben. In ihnen selbst liegt ein Material, liegt Gebrauchswert für uns, dessen verzerrte Gestalt wir fürchten müssen – und doch auch zu befreien hätten. In einer Schicht der Symbole, der phantasierten Bedeutungen überlebt das vom männlichen Fortschritt Verdrängte. Das Eigenleben der Natur, der äußeren und der eigenen. Der Wunsch, frei zu sein vom Zwang zur Arbeit. Vielleicht entdecken wir in den verwelkten Beständen erstickender Phantasien, in den stumpfen Poesien über die »Weiblichkeit« ein paar Bedeutungen und Hinweise, auf die nicht einfach verzichtet werden kann.

Möglicherweise zeigen sie in unsere eigene Ferne, in unveröffentlichte Traditionen unserer Geschichte: es könnte sein, daß die gesellschaftlich zugelassenen Bilder der Weiblichkeit ein Mehr an Erfahrung ansaugen, als es in den Absichten ihrer männlichen Erfinder vorgesehen war. Ich denke an einen Satz von Silvia Bovenschen: »Dennoch hat das Bild des Mannes von der Frau das Bild der Frau von der Frau mitgeprägt und zwar . . . weil das Kunstprodukt ebenso wie der Trivialmythos häufig, wenn auch in verdeckter Form, Momente weiblicher Wahrheit, weiblichen Widerstands, weiblichen Andersseins . . . in sich aufnahm« (S. 69). Es gibt zunächst, außerhalb des vorhandenen Vorrats der Bilder keine Möglichkeit, sich dem in ihnen Bezeichneten zu nähern, ohne die spannungsvollen Ambivalenzen zu zerreißen, die eine zweitausendjährige Kulturgeschichte in die Mythen des Weiblichen hineingelegt hat. In einem halb unbewußten Prozeß der

Assimilation sind sie partiell der Geschichte der Frauen zu eigen geworden: indem diese lernen mußten, sich in ihnen auszudrücken, konnten auch Momente ihres eigenen Wissens, ihrer Arbeits- und Lebenserfahrungen in die festgelegten Bedeutungen und Zeichen vordringen, in abgerissenen Spuren sich festsetzen. Davor, vor diesen unaufgelösten, unbekannten, also furchterregenden Stücken einer eigenständigen weiblichen Ich-Geschichte weichen die männlichen Schöpfer der weiblichen Mythen zurück. Darum erscheint die rächende, die strafende »Natur der Frau« im Bild: als Lulu, Medea, Klytämnestra, als Vamp der frühen Filme, als seltsame Heroinen, als schwarze Engel in der Kunst um 1900.

»Der Tod einer schönen Frau ist ohne Zweifel der poetischste Gegenstand der Welt«, schrieb Edgar A. Poe: sie nimmt im Tod ihre ungelebte Geschichte wieder in sich zurück, die viel mehr im schönen Bild, in der Poesie erscheinen kann als in der Wirklichkeit. Die gesellschaftliche Glorifizierung der weiblichen Schönheit, des »schönen Geschlechts« weist symbolhaft auf unintegrierte, autonome Züge des weiblichen Lebens, aber in einem Sinn, der sich nur unter Schwierigkeiten aus den entstellenden und einschränkenden Bedeutungen herauslösen läßt. Schönheit, das heißt auch grausame Modellierung, das erinnert an die »zu kleinen Stiefel« aus der Kindheit (von denen Rosa Mayreder erzählt), an den »Schnürleib«, an das neue und geputzte Kleid. An Entschädigungen für ein Leben mit begrenzter Bewegungsfreiheit. Aber wir könnten entdecken, daß nicht alle Kostüme Gefangenschaft bedeuten.

Wären die Männer mit sich und ihrer Welt tatsächlich zufrieden, würden sie anders träumen. Mit den aus der eigenen Geschichte vertriebenen Phantasien erstellen sie das Wesen der »Weiblichkeit«. In ihren Kunstwerken wie in den Alltagsmythen werfen sie das Weib, das Weibliche ins Bild der »anderen Natur«. Die Frau als Begleiterin, Hüterin, Zuschauerin des männlichen Fortschritts pflegt und beseelt das Material von außen, ohne genau zu wissen, woher es kommt. Ihre Praxis bleibt mimetisch, fließend, duldend. Die Männer kehren heim zu ihr, um wenigstens von dem zu träumen, was sie draußen in der Wirklichkeit nicht kriegen konnten. So wird die Natur der Frauen stellvertretend okkupiert und in ihrer Isolation festgehalten. Vor ihrem Bilde sollen die Wunden heilen, die sich die Männer auf ihren Raubzügen geholt haben. Je weiter sie vordringen in die belebte Natur, um sie in die eng gezogene Ordnung ihres Verstandes aufzunehmen, desto mehr sammelt sich in der Gestalt der Frau das verdrängte unbekannte Selbst der Natur. Es darf sich zeigen in der den Frauen zugeteilten, eigentümlich enthistorisierten, Macht der »Weiblichkeit«: prächtig ausstaffiert, spiritualisiert und verklärt. Edelstein in magischer Beleuchtung. Stein des Anstoßes, könnten wir besser sagen. Denn die wirkliche Natur der Frauen, ihre Sexualität, ihre Praxis im Alltag, die zerstreuten Zeichen ihrer

Autonomie werden von den tauben Bildern zurückgedrängt. Auf ihrer unwirklichen, entstofflichten Konstruktion ruhen die Industrien der Werbung, der Kultur, der Mode, der Schönheit. »Das imaginative Angebot von Mode und Konsum«, so schreibt Ulrike Prokop, »hat die Funktion, die Sehnsucht der Frauen (aller Schichten) nach Öffentlichkeit und Bedeutung, nach Repräsentation und folgenreichem Handeln zu kanalisieren. Gerade aufgrund dieser Sehnsucht verfangen sich die Frauen in den Angeboten der Warenwelt, in der Statussymbolik« (S. 123). Die schmückende und illusionistische »Welt der Frau« ist in das kapitalistische Alltagselend eingelassen wie eine gigantische Laterna magica, die die Ritzen, Risse und Wundmale der Wirklichkeit freundlich bestrahlt. In ihr ist die Frau weiterhin »Subjekt« nur im Sinne von »sujet«: Objekt in den Träumen des Lebens unter männlicher Zeichenführung. Im eigenen Haus, so Simone de Beauvoir, züchtet sich der Mann »ein Wunderwesen, von dem er sich mit wenig Aufwand berauschen lassen kann« (S. 329). So wird die Frau zur Sphinx, doch ohne deren Wissen zu haben.

Seit den künstlerischen Produktionen des Jugendstils, der eine Enzyklopädie weiblicher Mythen erstellte, bestimmten die Bilder des Weiblichen den Alltag als ubiquitäres Ornament. Der Jugendstil thematisiert, ohne seine Erfahrungen selber richtig einschätzen zu können, den Charakter des Imaginativen in der weiblichen Identität. Stilisierend zerlegt er sie in die Hetäre und die »Kindfrau«: die Frau aus dem Mythos, angsteinflößend, schicksalsmächtig, und die Frau als gute Fee oder Nymphe, die es in der unbelebten Natur ausgehalten hat, obwohl diese für flüsternde Quellen keinen Raum mehr hat. Die beiden Frauenbilder zeichnen Schwestern. Die aufgelösten »Schlangenhaare« der tanzenden Salome und das entfärbte Haar der Maeterlinckschen Prinzessinnen wachsen auf dem gleichen künstlichen Boden. Der schweigende und der wirbelnde Aufbruch schmückt die Ketten der Frauen mit neuen Medaillons. Sie lassen sich aufklappen und schicken ihre Bilder in die Wirklichkeit. Der Stoff zum Träumen reißt nicht ab.

Verwelkte Sträuße

Die Biographien, die Aufstände, die Lebensformen von Frauen unterliegen einer spannungsvollen Dramatik. Die Tatsache, daß sie weitgehend jenseits der männlichen Ordnung stehen, gibt ihnen eine Freiheit, die sie gleichzeitig nur schwer in die Wirklichkeit bringen können. Sie stehen in einer Tradition, in der das Defizit an gesellschaftlichem Produktionswissen, die Gebundenheit an die nächsten besten Gegenstände im Haus und in der Familie auch ihren Bewußtseinsformen und Phantasien einen unöffentlichen, unkommunikativen Charakter gaben. Ohne Verbindung mit einer

autonom sich bestimmenden individuellen Lebenspraxis bekommen auch die Phantasien, ihre narzißtischen Konstruktionen und Bilder des Besonderen einen sekundären und unfreien Charakter. Sie zerfließen mit den ungenauen, unerkannten Bedeutungen der Gegenstände und gewinnen ihnen maßlose, exotische Seiten ab, die ohne Sprache sind. In dieser Welt der verfließenden Grenzen gedeiht das Nutzlose neben dem Schädlichen; eine durcheinandergeratene Fülle, hinter der sich die Frauen verschanzen. Während sie den Alltag wie eine vorläufige Hülle tragen, geraten die Beziehungen zu Gegenständen und Personen zu einer bunt kulinarischen Topografie. Grete Wiesenthal, die Wiener Tänzerin, schreibt in ihrer Autobiografie:

»Die Aufgaben, die man für die Schule machen mußte, und deren man sich so schnell als möglich entledigte, hatten doch einen gewissen technischen und mechanischen Reiz, gar nicht davon zu reden, welch ein Genuß es war, mit einer neuen glänzenden Aluminiumfeder auf den leuchtenden Seiten eines neuen Heftes zu schreiben. Auch das kleine Schiebkästchen, Pennal genannt, in welches man die Schreibmaterialien hineinlegte, war eine reizende Spielerei, und Bleistifte, Federhalter waren sympathische, in der Hand vertraute Dinge. Der Radiergummi war überhaupt das lustigste Ding der Welt. Zu all dem gehörte der Geruch der Tinte, der mir angenehm war und mich nachdenklich stimmte. Doch der Geruch der Bücher war für mich das schönste Parfüm. Für mich gab es eben nichts Nüchternes, denn aus allem konnte etwas locken und werben, oder hob durch seine lebhafte Farbe schon allen Ernst auf. So lagen in den großen Zeichenheften zum Schutz zwischen den Blättern farbige Seidenpapiere, mit denen man in der Handarbeitsstunde die Arbeitsschachtel ausschmückte und den schon fertigen Teil des Strumpfes, an dem man strickte, einrollte. Das Stricken selbst mit den vier Nadeln, die geschäftig klapperten, war lustig, andererseits regte diese mechanische Beschäftigung mich zu phantastischen Träumereien an. So konnte es vorkommen, daß der vor mir liegende rote Strumpf mit den vier blitzenden Nadeln zu einer feurigen roten Schlange mit einer strahlenden Krone wurde, aus der sich jeden Moment ein verwunschener junger Königssohn entzaubern konnte.« (S. 33)

Von hier aus ist es nicht weit bis zu einer Wohnung, die zur Kulisse aus Stoffen, Fotografien, verwelkten Blumensouvenirs und versteckten Ecken geworden ist. Die Frau, mit ihren Schätzen allein, lebt in ihnen wie in einer Festung: in stilisierten Figuren nur wird die Realität vorgelassen. Das Parfüm, die farbigen Seidenpapiere, die geschmückten Schachteln umstellen als schützender Paravent den Alltag, den »Ernst des Lebens«: »lebhafte Farbe« kann »allen Ernst« aufheben. Die Wirklichkeit, zum widerstandslosen Material gemacht, wird zum ineinanderlaufenden Dessin. Die in der weiblichen Szenerie enthaltene Überfülle bildhaften Reichtums kann an keiner Stelle beim Wort genommen werden, denn was hier sich darstellt als Überschuß, als sensibelste Phantasie, ist immer auch bittere Armut: Mangel an *sich* realisierender Praxis. Ebenso die bürgerliche Wohnung. Sie ist der goldene Rahmen, den die Frau nicht verlassen darf. Ein Bild an seinem festen Platz. Im Jahre 1896 erschien ein Buch mit dem Titel *Alltagsfrauen* des dänischen Autors Ola Hansson: in einer der Geschichten wird ein

Zimmer beschrieben, dessen Wände übersät sind mit uralten, vertrockneten Blumensouvenirs. Die Blüten sind sorgfältig auf Papier geklebt, mit Jahreszahlen, Initialen und tausend verstreuten Chiffren versehen. Aber für sie, die hier wohnt, heißt es bei Hansson, waren die verwelkten Sträuße von einem »Wohlgeruch«, der keiner lebendigen Blume gleichen konnte.
Eine Schuttlandschaft, ein Totenzimmer umschließen die weibliche Ordnung, die aufgespießten Zeichen der Phantasie zeigen auf ihre Krankheit. Die Kostümierung, die entrückte Feierlichkeit, die Lebensfremdheit trennen die Frauen von ihrer Natur und ihrer Sexualität. Ihre Möglichkeit, etwas von ihrem Leben auszudrücken, liegt nicht im Aussprechen, aber im Betrachten. Ihnen wird im Medium der Kunst, schon könnte es heißen, im Medium der Werbung ein ästhetisches Ideal angehängt, was gleichbedeutend ist mit der Forderung, sich aus der Wirklichkeit herauszuhalten. So kommt es, daß die Frauen fast wie eine Kaste zusammenhängen, in übergreifenden Rollenbildern voneinander unterschieden: als Liebende, Dienende, Mutter, als gebildetes Kulturweib, als unstete Dirne. Neben den Attributen der Einfachheit und Fungibilität, wie sie die traditionellen männlichen Produktionsformen bestimmen, haben diese Bilder der Weiblichkeit ein schimmerndes, strukturloses, »wildes« Terrain inne, das, zerfließend wie Protoplasma, gleichzeitig doch an autoritär gezogene Grenzen stößt. Ausgelagert auf die Ebene des unerforschlichen »Geheimnisses«, des »Rätsels« und ihrer »Natur« sollen die Frauen so davon zurückgehalten werden, in die eroberten und abgesteckten Gebiete der Männer vorzudringen. Das Rätsel der Sphinx wird von der männlichen Kultur bewacht. Die Frauen selber kennen es nicht.

Entdramatisiertes Leben

Das Angebot der Träume ist immer erbärmlicher geworden. Vielleicht in den psychotischen Darstellungsformen weiblicher Auftritte, wie sie in der Chimärenwelt des Jugendstils zu finden sind; vielleicht in seinen vielstimmigen und gekünstelten Phantasien; in seiner erfinderischen Exotik (vervielfältigt in den zeitgenössischen Magazinen *The Yellow Book*, *Dial*, *The Studio* oder *Pan*) kehrt sich uns eine Seite jenes »psychologischen Geschlechts« (Juliet Mitchell) zu, das die Frauen hätten, wären sie nicht die Gefangenen einer fremden Kultur. Aber ihr Bild ist immer glatter, widerspruchsloser geworden. Auch dieses ist wie die Frauen – als »gute Kameradinnen«, als »Kolleginnen« – in den Prozeß hineingeraten, den Henri Lefèbvre als »ostentative Entdramatisierung des Alltagslebens« bezeichnet hat. Die materielle Emanzipation, weibliche Berufstätigkeit und »Gleichberechtigung« werden auch von den Frauen selbst vielfach bereits für die

ganze Wahrheit und Wirklichkeit weiblicher Autonomie genommen. Es ist schwieriger geworden, in den Gesten, in den Gesichtern, in den Moden zu lesen. In einer Untersuchung aus den letzten Jahren hat die amerikanische Autorin Susan Koppelman herausgefunden, daß es eine Unzahl literarischer Schilderungen gibt, in denen sich ein Mann morgens im Spiegel betrachtet, um Toilette zu machen. Seine Gesten zeigen sich voller symbolischer Bedeutungen. Er hält inne im Selbstgespräch, bestaunt sein Spiegel-Ich und ergeht sich in allerlei Betrachtungen: eine »metaphysical masturbation«, so Susan Koppelman (S. 115). Für die Frauen dagegen ist Schönheit immer mehr zur Pflicht geworden, ihre morgendlichen Rituale sind ausgezehrt, stofflos – sie sind kein Gegenstand der Literatur mehr. Die Frauen hassen sich, während sie sich vor dem Spiegel verwandeln mit der toten Phantasie von lebendigen Puppen.

Die Geburtsstunde der »gleichberechtigten« Frau fällt in Deutschland mit der Angestelltenexpansion in den frühen zwanziger Jahren zusammen. In die neugeschaffenen Stellen und Arbeitsbereiche setzt sich die Erwartung der Frauen aus dem Mittelstand, ihr Leben nicht länger schicksalhaft an ihre »Bestimmung zur Frau« verlieren zu müssen. Sie haben sich mit dem Bubikopf – dem Bubenkopf – die Hoffnung erkämpft, der Transparenz ihrer Realität, der Vernunft und Sicherheit des Machens, ein Stück näher zu kommen. Mit einem Sprung wollen sie sich aus einer langen Geschichte der Unterwerfung herausretten, alles hinter sich vergessen und die »Herren« eines neuen Lebens werden. Als am Ende der zwanziger Jahre Arbeitslosigkeit einsetzte und als erste Geschädigte viele Frauen aus dem Arbeitsprozeß wieder ausgestoßen wurden, nahmen sie die von ihnen verlassenen Plätze in Haus und Hof klaglos wieder ein. Der adaptierte Fortschritt war ausgestanden – eine äußere Hülle, die Potentiale weiblicher »Natur« plündernd, statt herstellend. Von den Faschisten ausgenutzt, breitete sich unter den Frauen eine große Enttäuschung aus. Was blieb, war die Trümmerfrau der Nachkriegsjahre, die aufopfernde Gefährtin des Mannes im Kampf um den »Wiederaufbau«.

Auch die Frauen, die in der Studentenbewegung der sechziger Jahre auszogen, die mitgestritten haben für eine emanzipatorische Wissenschaft, machten die Erfahrung, daß es im Bereich und mit den vorbereiteten Methoden der Ideologiekritik, der Ökonomiekritik, der Geschichtswissenschaften nicht viel über ihre eigene Geschichte zu entdecken gab. Weniger als in den meisten Bereichen der kulturellen Arbeit hat in der Wissenschaft das Bild der Frau, ihre Wirklichkeit oder was jeweils dafür galt, Spuren hinterlassen. Gerade darum erscheinen uns heute (der sich entwickelnden Frauenbewegung) die vergangenen Bilder der Weiblichkeit in einem veränderten Licht. Das hat mit der süßlichen Atmosphäre der grassierenden Nostalgiewelle nichts zu tun; aber auch nicht, wie in der Frauenbewegung

selbst bereits behauptet, mit der »typisch« weiblichen »Irrationalität«, mit einer vorgeblich strukturellen Unfähigkeit der Frauen zu wissenschaftlichem, abstraktem Denken. Natürlich, die Grenzen sind fließend. Aber darauf kommt es ja gerade an, nicht sofort die alten, etablierten Gegensätze zu verteidigen. Denn das, was »weiblich« sein könnte, *autonome* weibliche Inhalte wären, also das von uns gelöste »Rätsel« der Sphinx, steht quer zu den abgezirkelten Bereichen von Rationalität und Irrationalität. Wir können sagen, unser noch nicht öffentlich historisch wirksames Leben ist Elend und Chance zugleich. Nirgends deutlicher wird uns dies als in den vergehenden Bildern. Nicht zuletzt aufgrund unserer kulturellen, alltäglichen Unterernährung an Stoff für unsere Phantasie beginnen sich, vor unseren Augen, die von den Männern entworfenen Bilder »der« Frau gegen ihre Schöpfer zu kehren, wie es Silvia Bovenschen schrieb. Das ist allerdings kein »objektiver« Prozeß, ein Prozeß, der ohne uns selbst geschieht und unser Zutun. Wir sind mitten drin, Beteiligte in diesem Prozeß. Werden die Bilder der »Weiblichkeit« unter »rationalem« Zugriff, eher subsumtionslogisch als begreifend, zu Ausgeburten der männlichen Kultur erklärt, damit verharmlost, zergeht gerade diese Möglichkeit.
Die Wegweiser, die hier erstellt werden, haben etwas Irrlichterndes, zweifellos. Der Pfad, den sie bezeichnen, ist schmal und nicht ohne Gefahren. Denn nichts, was uns auf unserer Suche begegnet, ist beim Wort zu nehmen, nichts ist unmittelbar »für uns« gemacht. Die »Welt der Frau« ist auch weiterhin noch nichts anderes als die unbefreite feministische Identität in Form eines Warenkatalogs. Die Elemente dieser »Welt« sind immer, da sie uns auf den Leib geschrieben, gepreßt werden, beides: Zwang der Unterwerfung und zugleich Kritik dieses Zwangs. Nur in dieser Spannung beginnen sich die Bilder des Weiblichen zu bewegen.

»Wilde« Produktion

Sicher, »man nannte die Frauen ›Blumen‹ und hielt sie insgeheim doch nur für Küchenpflanzen; man erhob sie zum Rang von ›Königinnen‹, leider konstitutionellen, die absolut nichts zu sagen hatten; aus der ›Göttin‹, die man vorschriftsmäßig anbetete und dann zuweilen, allen mythologischen Regeln zum Trotz, heiratete, ward – die unterthane Gattin« (Thessa v. R., in *Literarische Manifeste . . .*, S. 550). Männliche »Komplott-Muster« nennt die amerikanische Feministin Johanna Russ die imaginären, gesellschaftlich scheinhaften Herrschaftsformen der Frauen. Sie sind dramatische Verkörperungen der in der Wirklichkeit machtlosen weiblichen Lebensverhältnisse: sie sind blendende Wolkenkuckucksheimphantasien der Männer, darüber, was sie selber wollen, hassen oder fürchten. Sie erfanden die guten, die

bösen, die mütterlichen, die schönen Frauen. Die bescheidenen Mädchen, die sündigen Verführerinnen, die treuen Witwen, die traurigen Opfer, die versöhnlichen Madonnen, die kalten Zerstörerinnen. In diesen Bildern handeln Frauen nicht, sie vegetieren. An ihnen kleben sie fest, während der Mann, heimkehrend wie Parzival, von seinen Heldenabenteuern erzählen darf. Welche der weiblichen Fähigkeiten kann er in seiner Wirklichkeit gebrauchen?

Die Welt, in die die Frauen hineinwachsen, steht fix und fertig da; zwar dürfen sie eintreten, aber nur nach den vorgefundenen, nach den von Männern gemachten Regeln. Hier sind sie noch nicht dazu gekommen, sich selbst zu entdecken: nicht in dem plakativen Sinn der New Woman, die sich schnell verbraucht in schematischen Vorstellungen eines eiligen Fortschritts. Denn um endlich von dem Gefühl freizukommen: wir werden geträumt, brauchen wir viel Zeit, wir müssen viele Wege gehen, um unsere eigenen Wünsche kennenzulernen; bisher sind wir nur mit ihrer Metasprache vertraut gemacht worden. Gerade dort, wo wir heutzutage »als Frauen« genommen werden, ziehen wir uns zu Kulturprodukten zusammen, zu reinen Formen. Unsere Wünsche bewegen sich aber im Hin und Her zwischen blitzhaften Entdeckungen und irrtümlichen Bindungen an die Pseudonatur von Mythen und Zeichen der Befriedigung.

Das »spezifisch« Weibliche ist – bisher – weniger ein Inhalt, eine bestimmte Substanz, die wir griffbereit parat haben. (Gerade mit dieser Vorstellung üben die Männer ihre Herrschaft aus; am deutlichsten ist dies in den Propagandazügen der Faschisten zu sehen.) Es sind die »wilden« Produktionen der Frauen, die sich in das System der bürgerlich-männlichen Gesellschaft nicht völlig integrieren lassen, obwohl sie bedroht sind. Entscheidend sind hier eher die spezifischen Strukturen der weiblichen Produktion, die Produktionsweise, als deren Produkte und Gegenstände. Marianne Herzog beschreibt in ihrem Buch *Von der Hand in den Mund* eine Arbeiterin, die, während sie kleine Einzelteile in das Innere einer Spule montiert, aussieht, als wäre sie eine Goldschmiedin oder Uhrenmechanikerin; als würde sie ihre ewig sich wiederholende Bewegung immer wieder neu erfinden (S. 72). Die Sorgfalt einer Hausfrau wird lächerlich und zugleich beschämend (angesichts der viel weitergreifenden Möglichkeiten, die jede Frau hat), wird sie an ihren Produkten gemessen: dem geputzten Heim, der arrangierten Wohnung, dem bereiteten Essen. Während die Frauen wegen ihrer Tätigkeit des Gebärens schon zu Vorzeiten zum »Eigentum« der Männer wurden, als spezifisches Produktionsmittel, liegt doch in der Konzentration auf die besondere Form dieser Tätigkeit auch eine wesentliche Erfahrung. Die notwendige Vermischung von Sachverstand, Bedürfnis und Emotionalität weist auf den Charakter einer Produktionsweise, die quer steht zur gesellschaftlich herrschenden.

Anders als die Männer, die in die von Klassen beherrschte Struktur der Geschichte eintreten, ist das Leben der Frau durch Verwandtschaftsverhältnisse definiert. Hier wird sie »in einer Weise geprägt, . . . daß sie diesen Platz nicht mehr verläßt«, schreibt Juliet Mitchell (S. 464). Von diesem besonderen Platz aus, den die Frau trotz Berufstätigkeit und Gleichberechtigung auch heute noch inne hat, erscheint ihr der männliche Fortschritt der bürgerlichen Gesellschaft: diese Welt, die funktioniert wie eine gutgeölte Maschine, nicht notwendig ihr eigenes welthistorisches Schicksal zu sein, schon gar nicht selbstverständlich. Die Welt funktioniert nicht für die, die darin wohnen, sondern gewissermaßen an sich. Vor den Prinzipien einer universalen Ökonomie erscheinen die Frauen als die Entronnenen: in ihrem eher noch organischen Lebenskontext ist die Frage nach den Kosten der zeitgenössischen Kultur ihnen näher als den Männern. Ihre Fragen und ihre Erfahrungen, die wir heute aus allen Teilen und Zeiten der weiblichen Geschichte zusammentragen, gleichen Ausgrabungen, aus denen wir unsere Vergangenheit rekonstruieren, nicht um sie abzuschließen, sondern um Geschichte in einem neuen Licht des Aufbruchs zu lesen. Das heißt, auf Texte, auf Schicksale, auf Gesichter zu schauen wie auf eine verkleidete Schrift, wie auf Zeichen einer noch unbewußten Produktion.

Drei Skizzen

Ein Gesicht aus der Fremde

Als junges Mädchen borgte sie sich die Nachbarkinder aus, um Familie zu spielen; aber eine eigene wollte sie nie haben. Ihre Filme sind voller romantischer Bilder der Leidenschaft, der erotischen Besessenheit. Doch die, die privat mit ihr zu tun hatten, beschreiben ihr bescheidenes, zögerndes, sparsames Verhalten. »Mademoiselle Hamlet« wurde sie in Hollywood genannt: »she has failed as a private life star«, schrieb 1929 ein amerikanischer Journalist. Greta Garbo. In ihrer Kunst repräsentiert sie »eine Frau mit Schicksal«, bald als Dirne, als Fürstin oder Waise. Nicht selten wird sie von den Männern ausgehalten; trotzdem sagt sie in einem ihrer Filme: die Frau regiert die »Welt«. Das ist mehr als die Gesellschaft.
Ihre Reichweite umfaßt andere Gebiete, und von ihnen wälzt sie den Grabstein fort, der sie unzugänglich gemacht hat. Deshalb sind ihre Bewegungen, ihre Gesten aktiv auf Handlung bezogen – sie zeigen direkt, ohne die Umwege einer gezierten Koketterie, auf das Ziel einer explosiven Selbstverwirklichung, deren Leuchtkraft auch das Feuer der Hölle sein kann.

Vergleichbar mit dem Exotismus fremder Kulturen, sind die langen Blicke, der dekorierte Körper der Garbo, das Maskenhafte ihres weißen Gesichts von einer Fremdheit durchdrungen, die wir uns erschließen als Material einer eigenen fremd gewordenen Erfahrung. »Greta Garbo gehört noch zu jenem Augenblick in der Geschichte des Films«, schrieb Roland Barthes in seinen *Mythen des Alltags,* »da man sich buchstäblich in einem menschlichen Abbild verlor wie in einem Liebestrank« (S. 73). Dieses Abbild erscheint als Träger einer romantischen, ins Religiöse spielenden Botschaft, als letzte Repräsentation des Idealen. Hat es ein Vaterland, eine bestimmte Rasse, ein Alter? Ohne Arbeit, ohne Anstrengung scheint es mächtig, von einer mühelos gewonnenen Stärke. Auf seiner leuchtenden Oberfläche ruhen wir uns aus. Wie das Kind, dem die Puppe und die Stimme aus dem Radio wie der Mond gleich nahe sind, scheint diese Schönheit im Besitz magischer Bedeutungen und Sprachen zu sein.

Das läuft nicht über Worte, über Erklärungen, sondern über eine gestische Bewegung, die sparsam, direkt, jenseits aller gesellschaftlichen Differenzierungen zu liegen scheint. Ich frage nicht nach, ich wäge nicht Für und Wider, ich legitimiere mich nicht; ich weise mich nicht aus, in einem doppelten Sinn. Vielleicht bringt es den Tod, vielleicht aber auch das Paradies – auf jeden Fall kein Dazwischen, kein armseliges, schäbiges, durchgefeiltes Leben.

Greta Garbo, das ist die Transzendierung des Alltäglichen in Gestalt einer stets fleckenlos und unantastbar bleibenden Heldin. Auch als «woman of affairs«, eine in zwiespältige Abenteuer und Bedeutungen verstrickte Figur, handelt sie am Ende doch mit stählerner Eindeutigkeit. Lieber fährt sie sich selbst an einen Baum, als den Freund mit ihrer Leidenschaft zugrunde zu richten. Sie dankt ab, geisteskrank, als gammelnde Säuferin von Montmartre; exekutierte Mata Hari oder schwindsüchtige Kameliendame. In ihrer Stärke ist sie lebensunfähig: voller Verlangen nach einer Freiheit, die so grandios wie unbegriffen bleibt. Formelhaft wiederholen sich die Gesten des Unbedingten, das Pathos der heroischen Übertreibung. Darin ist Greta Garbo als Bild festgelegt – eine statuarische Konstellation mit immer »richtigen« Einsätzen. Der materiale Unterschied zwischen Erfüllung und Verzicht verschwindet. Wenn es nur der »eigene« Weg ist.

Neben ihr machen die Männer schlechte Figur. Was für knauserige, enge Existenzen, Lebensstümper mit gesicherter Karriere! Immer haben sie Angst, ihre Balance zu verlieren. Graf Wronsky findet nach herrlichen Wochen in die Uniform des zaristischen Offiziers zurück. Der Ingenieur Manuel Roblendo steht zuletzt, in dem Film »The Temptress«, als geschniegelter Chef und Selfmademan da. Die Realität der Männer erscheint als eine der Jobs, der Verträge, der kleinlichen Sicherheiten und Gefühle. Die Heldinnen der Greta Garbo begnügen sich damit nicht; sie warten

nicht auf die Männer, so wie die bürgerliche, ans Haus gebundene Frau gewartet hatte. Lillian Gish oder Elisabeth Bergner repräsentierten den Typus einer spiritualisierten Weiblichkeit, deren Kunst sie als Hüterinnen einer Welt zeigt, die sie nicht hervorbringen, nur schmücken. Es kennzeichnet die neue Ära der Garbo-Rollen, daß hier die Frauen, in »moderne Zeiten« versetzt, ihr großstädtisches Schicksal haben. Die gesellschaftlich erzwungene Vertreibung aus Puppenheim, das ist, in den zwanziger Jahren, der Boden neuer Freiheiten der berufstätigen Frauen des Mittelstands. Die falsche Nähe der eigenen vier Wände ist dem einsamen Elend der Großraumbüros gewichen. Die Frauen sind aus ihrem Schattenleben herausgetreten – aber stehen sie jetzt im Licht? Das monatliche Gehalt, die eigene Wohnung oder das gemietete Zimmer machen sie unabhängig, zeitgenössisch. Aber sind sie Zeitgenossinnen *ihrer* Geschichte?

Auch die Filmfrau Greta Garbo ist unterwegs. Sie ist der Typ der vaganten Frau, sie ist modern. Das Phlegma der Daheimgebliebenen hat sie abgestreift wie die vielen, die jetzt in Bewegung sind. Auch ihre Heldinnen sind berufstätig, aber ihre Tätigkeiten sind von besonderer Art und haben selten eine geregelte monatliche Vergütung. Sie sind Tänzerin, Lebedame, deutsche oder russische Spionin, Sängerin und Königin. Ihre romantischen Lebensformen weisen auf das Bedürfnis, in der männlichen Wirklichkeit eine Rolle zu spielen, aber so, daß sie schließlich auch etwas davon haben. Der Wunsch nach dem Genuß hängt in der Luft dieser Filme, aber er scheitert. Er erstarrt zur unheilvollen Vision: in der schemenhaften Silhouette der »Königin Christine«, die den toten Geliebten übers Meer schifft – das ist der Preis, den die weibliche Gestalt des Fliegenden Holländers zahlen muß.

Sie sah sich selber als »die Garbo«. »Man muß versuchen, sich selbst ein wenig fremd zu werden. Man möchte in der dritten Person von sich reden.« Diese Worte drücken die Verfallenheit an den eigenen Mythos aus: durch ihn hindurch konstituierte sich ihre eigene Subjektivität. In den Studios von Culver City, in den Dekorationen des Melodrams, im Licht- und Schattenspiel des Zelluloids wurde sie ansässig. Hier wuchsen ihr Kontinuität und Orientierung zu. Mit vierzehn war sie Friseuse gewesen, dann Verkäuferin in Stockholm. Mauritz Stiller, der Berühmte, nahm sie als seine »hübsche Begleiterin« mit nach Amerika; andere Männer bauten an ihrer Karriere weiter. Im Aufstieg zur »Göttlichen« liegt ihr großer Sprung, der alle, die einmal hinter ihr standen, jetzt hinter sich läßt. Sie überlebte, indem sie die Erscheinung ihres eigenen Lebens verwischte und sich wärmte, wie ihr Publikum, an der Idee, am Pathos der Schönheit – nicht an ihrer in Natur, Körper und individueller Geschichte verankerten leibhaftigen Gestalt. Ihre Produktivkraft blieb gebunden an das Gesicht eines Traumes, dem ihre Schönheit Leben und Erscheinung gab. Entsprechend besaß sie keine

Technik des Spiels: Spielen sei wie »Fieber«, sagte sie selbst. Ich merkte, wie leicht man sie beherrschen konnte, so Mauritz Stiller, wenn man ihr direkt in die Augen sah. Ebenso mochte das Kameraauge als gebieterischer Blick sie beeindruckt haben; es ist wirklich das Bild einer Berauschten, das sie uns häufig zeigt – tastend nach dem »richtigen« Ton.

Wir stoßen darauf, daß drei Personen die fünfzehn Filmjahre der Greta Garbo konstant begleitet haben: die drei, die in ihren Filmen für die Kamera, für die Bauten und für die Kostüme verantwortlich waren. Die Beleuchtung, der Raum, die Ausstattung: fast eine Wirklichkeit für sich, eine immer und immer wieder gleich geformte synthetische Welt. So wie sie das Bild erfüllte, füllte sich die Garbo mit ihrem Bilde. Sie sättigte sich an ihren tausend Erscheinungen, die ihr von der Leinwand entgegentraten. Die Großaufnahme (ihr überbordendes Gesicht zum Gestirn geweitet) hebt an ihr eine Bedeutung hervor, die sich im Alltag keiner mehr geben kann. Aber lieber das fremde, grandiose Bild, der Kult des Besonderen, als der mühselige Aufbau der eigenen Identität und Geschichte: das ist der Schlüssel zu jenem spezifischen Typus der Garboschen Weiblichkeit. Ihre Welt, ohne Fenster und Türen und ohne Tageslicht, entwirft aus einer Schönheit von Stoff, Leim und Lack die Zeichen eines gelebten Lebens, das einschränkungslos in einer magisch symbolhaften Schicht der Dinge und Menschen möglich scheint.

Schon 1926, nach ihrem ersten Film, hatte Greta Garbo durch einen siebenmonatigen Streik erreicht, daß MGM sie nicht auf der Rolle des Vamps sitzen ließ; man hatte ihr die Figur des weißseidenen, überflüssigen Wesens zugedacht. Aber in ihrem ersten Tonfilm »Anna Christie« erschien sie dann, kaputt und übernächtigt, in einer ziemlich heruntergekommenen Kneipe und bestellte sich einen Whisky: mit einer Stimme, die sich »wie eine Nadel auf den Lichttonstreifen einkratzte« (Rudolf Arnheim). So gab sie ihrer Schönheit etwas in sich Gefährdetes und die Modernität einer in androgyne Bereiche spielenden Ungefälligkeit. Die Freundin Salka Viertel nannte die schönste Rolle der Greta Garbo die »Königin Christine«, eine »exzentrische« junge Frau, die sich mit Hosen und Männerstiefeln bekleidet. Das sind Spuren, die die Garbosche Schönheit zeichnen, und in diesen Ambivalenzen steckt ihr Äußerstes.

Sprachlos, im Rückzug, nimmt sie erst im Alter wahr, daß Bild und Wirklichkeit ihres Lebens weit auseinanderweisen. Das Bild auf der Leinwand bleibt unerreichbar für die, die es wirft. Aber es ist der Ort ihrer weiblichen Emigration; das Zelluloid ihr Zuhause.

Ich stelle mir das vor, wie da ein Mädchen in Ingolstadt lebt: in der Provinz, in der Familie. Der Vater handelt mit Eisen, der Freund mit Tabak. Es gibt die Donau, die Donaustraße, den Schwimmclub und höchstens – wenigstens dieses – das Gymnasium in Regensburg. Die Vorgärten bewachen die Häuser, die Häuser bewachen ihre Bewohner, und diese wachen übereinander auf Schritt und Tritt, es gibt kein Entkommen. Nur vielleicht für Augenblicke, im tiefen Zuschauerraum des Stadttheaters. Das beginnt mit der Verwandlung des Vaters daheim, wenn er mit der ungewohnten Bartbinde herumläuft und »einen Tropfen Wohlgeruch« in sein Taschentuch tupft.
So könnte es öfter sein.
Feuerspeiendes Schicksal dieser Personen im Bühnenraum, die leben! leben! Tumult der Räuber und Feen, Wildnis der Landschaften und fremden Wohnstuben! »Ich glaubte der Verheißung sofort!«, schreibt Marieluise Fleißer. »Gefangenschaft trug ich hin als aufzufüllenden Mangel . . . nichts hätte mich vor den Kopf gestoßen.«
Im Sommer 1919 macht sie Abitur und immatrikuliert sich an der Münchner Universität. Sie will es jetzt wissen und studiert Theaterwissenschaft. Die Flucht aus der Enge, aus dem bösartigen Dickicht der Gebote und Erwartungen, aus der falschen Nähe des Kleinstadtlebens ist ihr erstmal gelungen. Sie schaut sich um: sie friert und hungert, denn der Vater schickt ihr wenig Geld. Aber sie spürt die Weite, sie hat Lust, »die gescheiten Menschen« in der Stadt kennenzulernen. Aus dem Dunkel ihrer Kindheit und des Theaters, aus den Büchern, die sie sich zugeschmuggelt hatten im Internat der Englischen Fräuleins bringt sie ihre Erwartungen mit.
Noch steht sie an den Rändern, draußen. »Die Stadt war riesengroß, die Häuser zu fremd nebeneinander, zu abweisend die Türen, die Straßen zu lang, die Plätze zu weit, man konnte in all diesen Räumen versaufen. Man wurde hergefegt vor einem unwirtlichen Wind, verklemmt das Gesicht, eiskalt die Hände. Die Menschen . . . rückten an wie die Kerzen und gaben nicht nach, sie hatten böse Namen schon auf der Zunge, mit denen sie einen Mitmenschen schalten, ungestraft, weil nie erkannt. Wer kannte einen schon in so einer Stadt? Das war eine Weltstadt, Abgrund neben Abgrund.«
Ihren ersten Freund in München beschreibt Marieluise Fleißer als »eine Erscheinung wie ein Pariser Apache. Er war schon damals ein Hochstapler und verscholl in Paris im Untergrund der Gangster.« Was sie spürt, ist »das Interessante« seiner Existenz. Wie hat sie danach immer gesucht! Die sichere Bleibe, den Unterschlupf, den er sucht, kann er bei ihr haben: »da wurde alles so reich, wenn er kam. Nachts liefen sie stundenlang in den

Straßen herum. Eine solche Gewalt war in ihr, und der Mond war so schön, sie hätte den Mond aufessen können.«
Der Mann ist das Medium ihrer eigenen Macht und Fähigkeiten, an die Hand genommen hat sie der leibhaftige »Held«. Sie träumt in ihm, durch ihn das Märchen von der erlösten Frau, die der Mann aus ihren Beschränkungen fortträgt zu fernen, ungesehenen Welten. Aber plötzlich verschwindet der »Apache« auf Nimmerwiedersehen.
Wie macht sie weiter? Sie beginnt zu schreiben. »Ist Auflehnung Sünde?«, heißt ein Aufsatz aus dieser Zeit, 1922. Sie schreibt so »wie Kinderzeichnungen sind«. Erst eine Internatsgeschichte, dann eine Erzählung »Die Dreizehnjährige«. Sie lenkt ihre Schritte zurück, sie nimmt den Faden auf, der sie und ihre Geschichte zusammenhält, denn sie will nicht verlorengehen.
Da ist etwas sichtbar geworden. Licht fällt ein. Sie arbeitet an ihrem Leben.
Ihre ersten Texte bringt sie dem Autor Feuchtwanger in die Wohnung. Er nennt alles Mist, bis auf eine Erzählung. Das andere verbrennt sie. Ihr erstes Stück »Die Fußwaschung« gefällt, Bertolt Brecht empfiehlt es ans Münchner Theater. Zwei Tage vor der Premiere erfährt sie seinen neuen Titel: »Fegefeuer in Ingolstadt«. Das hat der Regisseur einfach besser gefunden. Hat sie das auch gewollt? Es ist keine Zeit mehr, darüber nachzudenken.
Die Begegnung mit Brecht ändert viel für sie. Darüber schreibt sie, 40 Jahre später, 1963, eine Erzählung mit dem Titel »Avantgarde«. Sie sollte ursprünglich »Das Trauma« heißen.
Brecht, auch noch am Anfang (aber vor Augen steht ihm schon klar das »Theater der Zukunft« für die neuen Menschen aus Tabula-Rasa-Land) schreibt seine ersten Stücke »Im Dickicht der Städte«, »Mann ist Mann«, »Baal«. Das ist kristallische Kritik an bürgerlicher Ästhetik, am vernebelnden Idealismus der »Gesinnung«, an der Maskenkultur, die den Kriegszustand der bürgerlichen Gesellschaft verbirgt. Und da ist mit knappen, neuen Mitteln »das Genie« Bertolt Brecht zugange. »Wie einen gekonnten Strich zog er sparsam eine Gebärde. Eine Offenbarung konnte daraus werden.« So beschreibt Marieluise Fleißer seine »Faszination«. Als erstes holt er sie vom Studium runter, »aus den Zufällen muß man was machen«. Sie vergißt die Vorlesungen, um zur Hand zu sein, wenn »das Genie« sie ruft. »War sie bei ihm, faßte sie doch einen Zipfel vom starken, vom glühenden Leben«.
Sie lernte ganz neue Sachen.
Es ist verboten, sich anzulehnen. Nichts ist umsonst. Leben heißt Leben für die Zukunft. Können ist Ökonomie. Widerstand und Reibung machen stark! Das große Leben macht nicht halt, du mußt es einholen, mußt laufen, zupacken.
Das ist das Dynamit des kommenden Mannes. Marieluise Fleißer: »Das

waren die Fröste der Freiheit. Sie mußte lernen, zu frieren!« Damit muß sie eben fertig werden! Sie will ja weiterkommen, raus aus der Klemme des kleinen Lebens. Das ist der Preis, meint sie. Wenn sie das nicht übersteht, »ist sie es eben nicht wert«, meint sie. Die neue Zeit wird durch seine Hände gehen.

War das nicht ihre Sehnsucht gewesen? Dieser atemlose Aufschwung, dieser große, weite Bogen? Jetzt endlich steht sie nicht mehr an den Rändern, am Ufer der Donau, so fern. Sie steht mitten im Sog, treibt auf offenem Meer. Jetzt wird es sich zeigen, das Leben. Es wird heraustreten aus den Kulissen, vor den Vorhang kommen, aus den farblosen Büchern gleiten. Es wird aus den Flächen ihrer Träume aufsteigen, vielfältig, großartig, magnetisch.

Ihr erstes Stück und die Erzählungen sind aufgefallen. Ihr Name erscheint in der Presse, sie macht von sich reden. Brecht gibt ihr den Auftrag, ein neues Stück zu schreiben. Sie erzählt ihm, daß in Ingolstadt die Pioniere eine Brücke bauen. Die ganze Stadt steht Kopf, wie eine große Woge hat das ungewohnte Abenteuer die Leute erfaßt. Sie berichtet, und er hat die Figuren schon fertig im Kopf, materialgerecht. Jetzt soll sie das Stück schreiben.

Aber sie packt es nicht hinten und nicht vorn. »Er verlangte ihr ab, was nicht drin war. Sie spürte, da war was falsch«, an ihr mußte es liegen, oder lag es nicht einmal an ihr? Was ihr zu eigen war, wurde verletzt, gerade das ließ er nicht gelten. »Ganz radikal« streicht er »alles Atmosphärische« heraus: »die Träume waren für ihn Schäume«.

Sie weiß nicht, wie sie es erklären soll, nicht einmal sich selber. Da geht etwas von ihr hin, und soll nicht mehr sein als Makulatur. Zu den befohlenen Änderungen fällt ihr nichts ein, die Ablieferung des Stückes verzögert sich, und zur Generalprobe bleibt sie einfach weg. Das Stück »Die Pioniere in Ingolstadt« wird im Berliner Schiffbauerdamm-Theater ein Skandal. Das Publikum (das ist der Polizeipräfekt, das Militär, die völkischen Parteien und die deutschen Männer) erzwingt den Eingriff der Zensur. Der Bürgermeister von Ingolstadt nennt das Stück »ein gemeines Machwerk«.

Wieder schaut sie sich um. Marieluise Fleißer, die auszog, das Leben zu lernen.

Wer ist sie? Niemand sagt es ihr, und niemand hilft ihr jetzt. Dem kommenden Mann Bertolt Brecht ist ihr Unglück eine Last, er ist fertig mit ihr. Sie ist zwischen allem: die Zeitungen feinden sie an, ihre Leute in Ingolstadt erklären sie für vogelfrei, vom Vater erhält sie Hausverbot. Das Erlebnis dringt in sie ein, so mit voller Wucht, daß sie sterbenskrank wird. »Die Seele spie sie sich aus dem Magen, sie kotzte ihr Innenleben heraus . . . Das Bett rollte mit ihr stundenlang, als hätte sie einen Rausch. Die Wände

zogen sich undeutlich um sie zusammen, buchteten undeutlich wieder aus. Die Wände hatten es abgesehen auf sie. Die Wände waren nicht fest, ihr zum Hohn. Alles wankte und schwankte. Sie ließ es über sich weggehen, was konnte sie machen?«
Was macht sie?
»Sie war aus ihren Ufern getreten und fand nicht mehr zurück.« Das ist ihre verzweifelte Situation. Sie ist verschwenderisch offen für das Neue und ungeschützt in die Fremde gegangen und suchte nach der kürzesten Verbindung zwischen ihrem Ich und der Welt. Jetzt ist sie wie eine Scherbe, herausgebrochen aus einem Ganzen und beiseite geschmissen. An ihrer Geschichte hat die Gewalt einer Wirklichkeit mitgeschrieben, in der es für Frauen nur falsche Plätze gibt.
Aber in den Texten Marieluise Fleißers spiegeln sich noch die Sterne von einst: ihre Erzählungen »Die Dreizehnjährigen«, »Der Venusberg«, »Stunde der Magd« tragen schwer an ihren Wünschen, aber sie haben sie nicht vergessen. In ihnen ist mehr geblieben als das Bewußtsein der Niederlagen. Marieluise Fleißer hat das Provinznest Ingolstadt, nach ihrer Rückkehr dorthin, mitten im faschistischen Deutschland, wie eine weibliche Unterwelt besetzt. Sie spricht zu uns in einer Sprache, die sich in unsere Zukunft hineinschrieb. Ihre unbelehrbaren und widerspenstigen Wünsche – das wird heute als ihr wirklicher Aufbruch erkennbar.

Eine Frau geht vorbei

»Bewege dich, so *wirst* du schön!« (P. A.)

Wenn ich ihr irgendwo in Frankfurt zufällig begegnen würde, an der Hauptwache oder im Grüneburgpark, würde sie mir auffallen, ohne daß ich gleich sagen könnte, warum oder wodurch. Denn es sind nicht Einzelheiten, die sich vordrängen; es sind verborgene, auf den ersten Blick unzugängliche Zusammenhänge, Verknüpfungen aus einer spröden, widersprüchlichen Logik heraus. Das schöne, fremde Kleid, an irgendeiner Stelle streift es Häßlichkeit durch seine Farbe, seine Länge oder das ramponierte Tuch über den Schultern. In ihrem Gang liegt die Sicherheit derjenigen, die sich ihr Tempo nach dem Zeitgefühl des Spazierengehens vorgeben läßt. Oder nach dem Wunsch, dort die Zelte aufzuschlagen, wo es schön ist, wo sie lebendig werden kann in der Bewegung ihres Körpers. Aber wo ist der Raum und die Gelegenheit, sich zu zeigen, sich zu zerstreuen? An wen? In den Augen der Männer, die alltäglich schauen, nimmt sie das Bild wahr, das nicht gemeint ist. Sie kann sich keine Zeit lassen, will sie unerkannt bleiben, und die Eile, mit der sie dann vorübergeht, mit geradem Kreuz, genauen

Schritten, wie aus Angst, angestoßen zu werden oder irgendwo hängenzubleiben, ist sparsam. Sie fühlt die eifersüchtige Kontrolle. Die überlebensgroßen, fremden Augen der Propaganda für die Frau, die ins Straßenbild paßt. Deren Sog ist kaum zu entgehen. Was sie aber sucht, ist der Blick, in dem sie sich erkennen kann und der sich selber begegnet in ihrer vorauseilenden Erscheinung. Nur in ihm zeigt sich die Zukunft, deren Bilder die Vorbeigehende schon in sich trägt: die authentischen Spielräume des Widerstands liegen in den Augenblicken der gemeinsamen Produktion. Luce Irigaray nennt den Ort des weiblichen Lebens vorerst »Anderswo«. Der Weg dorthin führt nicht auf abgespaltenes Terrain, sondern in die eigene Fremdheit, nach deren Ausdruck wir suchen müssen.

Die Mutter hat es nicht leicht. Der Sohn will Philosophie studieren und auch der Mann, er ist Konditor, hat unangemessene Phantasien: aus Zucker, Marzipan und Biskuit formt er Rosen, Tänzerinnen, Musikinstrumente, ein Paar Schuhe. Das ist verrückter, peinlicher Plunder. Was sollen nur die Leute davon halten? Und was sind das für Verhältnisse, das enge Haus, das lästige kleine Café! Und unerreichbar ist auch die Tochter – auf der Flucht vor diesem Haus, irgendwo, ohne Geld, unterwegs in Deutschland. Sie. Heute erzählt sie von ihren Anfängen als Bühnenbildnerin, von den farbigen Erfindungen aus Stoff, Papier und Holz. Sie arbeitete sich vor in einem Meer der Materialien und Formen, deren Eigenschaften und Wirkungen sie kennenlernt. Zugleich ließ der Vater sie begreifen, klein, betrogen und unversöhnt, das ist das Leben nicht, was *nur* im Zuckerguß erscheint. Das leere Leben und die leere Phantasie gehören zusammen. So beginnt sie. Aber die Mutter läßt sie nicht in Ruhe. Wenigstens soll das alles eine ordentliche Form bekommen, als Beruf, als beglaubigte Könnerschaft. So wird die Tochter Lehrerin. Das ist ihr Tribut an die Angst der Mutter, und an die eigene. So erbt sie eine Geschichte, Frauengeschichte, die ihrer eigenen im Weg steht.
Wenn ich sie besuche, öffnet sie und steht doppelt da. In ihrem Rücken zeigt sich in einer Glasvitrine das Wachsmodell ihres Kopfes, ihr weißes Gesicht mit der roten Henna-Perücke. Zwischen vergilbten Sträußen, graubraun von irgendeiner verjährten Sommerwiese in Hessen, zwischen den farbigen Kissen aus dem Stoff von Zirkuskostümen, zwischen den Pin-Ups der Marilyn, zwischen diesen Floskeln eines abgesunkenen Universums der Phantasie formen sich Gestalten ihrer Wünsche, die Begierde nach sich selbst. Die Gegenstände, die Bilder, die Möbel, zusammengetragen von sonstwoher: nicht die Form ist gelungen, aber die Konstellation, die Facetten. Das, was zu sagen ist, läßt sich nicht direkt sagen. Es liegt wie eine verlängerte Haut, eine organische Schicht aus Widersprüchen und Übertreibungen, ein Gebilde der Zeichen, über ihrem Körper.

Seit sieben Jahren ist sie in der Frauenbewegung. Sie hat ihre Aktionen mitgetragen, und ohne ihre Erlebnisse in der »Selbsterfahrungsgruppe« wäre sie heute längst nicht so frei, die gehüteten Verstecke verheimlichter Phantasien zu verlassen und ihre selbstbewußten Erfahrungen mit der eigenen Biographie zu machen. Aber oft ist es dann doch nicht das »Frauenhaus«, in das sie sich vorwagen möchte mit ihren Entdeckungen. Sie fühlt jeden kleinen Schritt in die neuen Möglichkeiten als Anstrengung, fast als ein Drama. Sie fürchtet die Vehemenz einer Bewegung, die über ihren Kopf, über ihren Körper und ihre Seele hinweggehen könnte. Vielleicht sind ihre Erfahrungen zu verästelt, allzu zerfasert, um sich in der feministischen Öffentlichkeit ›einbringen‹ zu können. Sie denkt an die alte Frau aus ihrem Dorf, die zum Entsetzen der Eltern und überhaupt der ganzen Siedlung sich einfach auf eine Anhöhe stellte, ihre Röcke hob und von dort aus auf die Dächer herunterpinkelte. Sie hat schon früh, schon als Kind, nach denen gesucht, die sich außerhalb, auf solchen Anhöhen, zu bewegen wußten. Es ist ein Gefühl von Angst und Glück, für das sie sich offenhält. In dieser Spannung sucht sie nach ihren Möglichkeiten. Wenn sie ihre Freundinnen besucht, bringt sie ein Stückchen Seife, Kuchen oder Wein mit. Sie hat den Wunsch, allen wie eine angenehme Fee zu erscheinen. Dieser Wunsch, das ist ihr Feind: er macht ihre Stimme leise und wirft ein Lächeln auf ihr Gesicht, das sie im gleichen Augenblick verwünschen möchte. Darum ist der Schritt klein und immer möglich, der sie auf jene Anhöhe trägt und sie zu einer unbequemen und exilierten Fremden macht. Sie kann sich ihre Phantasien nicht aussuchen, nicht die guten und die bösen voneinander scheiden. Schwierigkeiten hat sie mit wohltemperierten Geschichten und Situationen. Ihr Gewicht fühlt sie schwerer auf sich liegen als die immer wieder große Anstrengung, an die Ränder zu gehen: und in eine schockierende oder unverbrauchte oder in sich ungefügte Wirklichkeit hinüberzuwechseln. Eine Wirklichkeit mit vorgeschobenen Grenzen, wie der Zirkus, die Lieder von Al Jarreau oder Amalia Rodrigues, die Londoner Transvestitenfeste, die sie mit ihrem Bruder besucht, die Gedichte von Charles Bukowski, die Freundschaften zu den Arbeitsemigranten in Frankfurt.
Am Vormittag ist sie in der Schule. Sie frühstückt zwischen Zeitansage und Nachrichtendienst aus dem Radio: ich habe mehr Zeit als sie und kann ihr zuschauen. Es ist eine Härte, in die sie sich jeden Morgen aufs neue verwickeln lassen muß, die die Ambivalenzen ihres Lebens noch tiefer ausfurcht als es sonst schon geschieht. Das Kollegium, die müden Wände einer Sonderschule und das schlimmste aller Gefühle, nicht vom Fleck weg zu kommen. Von solchen Kontrasten nährt sich ihre Erfahrung, greift nicht zu schnell über Reales hinweg, wo es so alltäglich hautnah vor ihr steht. Sie bewegt sich in vielen Leben und manchmal denkt sie, diese Existenzen, so wie wir sie führen, das hat mit dieser Stadt, mit Frankfurt, zu tun. Die

Perspektiven verrutschen schärfer als anderswo, es gibt nur Schauplätze voller Asymmetrie. Aber wenn schon die Welt kaputt gegangen ist, dann will sie die Trümmer genau sehen. Die Trümmer, das sind die Extreme; nichts rundet sich mehr zur organischen Figur. Wir hier, denkt sie, sind voller Anstrengung, aber wir sind nicht klein, nicht wehleidig und nicht ahnungslos.

An jenem Wochenende war ich krank. Ich hatte den, glaube ich, fürchterlichsten Katzenjammer-Liebeskummer meines Lebens. Die Wohnung war leer, und ich hatte allein mich schon morgens betrunken. Ich sollte zu ihr kommen, drei, vier Tage lang. Als ich die Treppe runterging, rutschte ich auf den glatten Stufen aus und kann noch heute die Delle fühlen, die sie in mich hineinschlugen. Es war wie mein eigener Weltuntergang. Als ich dann in ihrer Küche stand, konnte ich ihr nur noch sagen: Da bin ich. Und sie sagte erst einmal auch nur und weit weg: Das ist viel. Das hat sie für mich festgehalten und an die Stelle gesetzt, die ich an diesem Tag nicht selber füllen konnte. Sie fing an, einen Kuchen zu backen. Sie mischte Mehl und Eier, rührte das Kakaopulver an und sagte, wir müssen morgen ein paar Frauen anrufen, denn den großen Kuchen schaffen wir alleine bestimmt nicht. Schokoladentorte hält sich nicht so lange. Aber erstmal essen wir davon, soviel wir können. Das war eine Erfahrung für Anfänger, so wie ich heute einer war: wie dieser Kuchen entstand, wer ihn essen würde und daß auch morgen noch genug da sein wird. Eine einzige, wirklich alltägliche Form der Befriedigung, ein feierliches Genießen ohne Enttäuschungen. Nach diesem Bild ließe sich die Welt verändern. Für Augenblicke vergaß ich das Kranksein meiner zerfahrenen Empfindungen. Es war wie ein Nachdenken der Natur, dieses Innehalten. Der Versuch, den allernächsten Schritt zu finden, ohne die Treppe hinunterzustürzen, und dann weiterzugehen.

Sie photographiert ihr eigenes Gesicht, zehnmal, hundertmal. Zum Beispiel freundlich, angenehm, zufrieden, besänftigt, gutgelaunt, hingebungsvoll, scheu, geziert, gläubig. Sie nennt ihr Projekt »Übertretungen«. Denn sie kann auch das Gesicht einer Hexe, einer »bösen Frau« haben. Voller Häme, Aggressivität, Verachtung, Wut, Ungeduld, Frechheit, Bosheit, Härte. Die »häßlichen« Gesichter, schreibt sie, »suchen ihr eigenes, verlorenes Ich«. Sie sprechen eine »pathologische« Sprache, weil sie ihr Leben und ihren Ausdruck nur aus den Zeiten der Unterdrückung kennen. Das »schöne« Gesicht ist das gefangene Gesicht, solange es sich nicht seiner vielen Möglichkeiten erinnert und seine Freiheiten zurückfordert. In diesen Bildern bekämpft sie die Angst vor ihrem entstellten Gesicht, vor der rohen, ungemilderten Grimasse: in Trauer und Wut darüber, daß das »schöne«

Gesicht nicht das freie Gesicht ist, vielmehr besetztes Gebiet. Die »Schönheit« sucht sie an der Peripherie, dort wo sie noch in eine schreckliche Krankheit oder in die Übertreibung münden muß. Der Riß ist in allem, bewußte und unbewußte Polemik.

Dies Gefühl der Panik bei unserem ersten Streit. Die Angst vor ihrer Andersheit, vor den Signalen der Trennung, die in der Fremdheit der anderen Frau gelegen sind. Diese Angst bringt uns dazu, nur das zu entdecken, was uns gemeinsam ist – oft nur das Erlebnis unserer Schwäche. »Frauen gemeinsam sind stark!« Es müßte aber auch heißen: jede für sich, denn jede Einzelne muß den Sprung in die Zukunft, in die noch unbekannten Freiheiten aus dem Land ihrer Geschichte heraus ansetzen. »Tanze also allein!», dieser Satz, den Jean Genet dem Tänzer auf dem Seil, dem Balancekünstler auf dünner Schnur, zugerufen hat, zeigt auch auf die Einsamkeit der Frauen, die »auf dem Erdboden«, auf dem ausgedörrten, fruchtlosen Boden dieser Erde, »stolpern werden«. Die richtige Höhe, der genaue Abstand, die Sicherheit des Halts liegen verstreut in den ungelebten Phantasien und Erinnerungen jeder einzelnen Frau.

Literaturhinweise

Peter Altenberg, *Prodromos*, Berlin 1919

Roland Barthes, *Mythen des Alltags*, Frankfurt 1974

Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Hamburg 1968

Silvia Bovenschen, »Über die Frage: gibt es eine weibliche Ästhetik?«, in *Ästhetik und Kommunikation*, Heft 25 (Frauen, Kunst, Kulturgeschichte), Frankfurt 1976

Phyllis Chesler, *Frauen – das verrückte Geschlecht?* Verlag Neue Presse

Marieluise Fleißer, *Gesammelte Erzählungen*, Bd. III der Gesamtausgabe, Frankfurt 1972

Ola Hansson, *Alltagsfrauen*, Berlin 1896

Marianne Herzog, *Von der Hand in den Mund. Frauen im Akkord*, Berlin 1976

Luce Irigaray, *Speculum de l'autre Femme*, Paris 1974

Susan Koppelman Cornillon, »The Fiction of Fiction«, in *Images of Women in Fiction. Feminist Perspectives*, Ohio 1973

Henri Lefèbvre, *Kritik des Alltagslebens* (3 Bände), München 1975

Rosa Mayreder, *Zur Kritik der Weiblichkeit*, Jena 1922

Claude Meillassoux, *»Die wilden Früchte der Frau«. Über häusliche Produktion und kapitalistische Wirtschaft*, Frankfurt 1976

Juliet Mitchell, *Psychoanalyse und Feminismus* (Freud, Reich, Laing und die Frauenbewegung), Frankfurt 1976

Ulrike Prokop, *Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche*, Frankfurt 1976

Thessa V. R., »Die Frau in der Dichtung«, *Die Frau*, Jg. 1, 1893/94, abgedruckt in *Literarische Manifeste der Jahrhundertwende* (1890–1910), Stuttgart 1970

Grete Wiesenthal, *Der Aufstieg. Aus dem Leben einer Tänzerin*, Berlin 1919

Eine **Diogenes**-Anzeige

Alfred Andersch
Öffentlicher Brief an einen sowjetischen Schriftsteller, das Überholte betreffend

Reportagen (über Mexico, Spanien, Portugal) und Aufsätze (über Politik und Kunst). Erstausgabe, detebe 1/XIII, 224 Seiten, 7.80

Alfred Andersch
Winterspelt

»Das bedeutendste deutschsprachige Werk über den Zweiten Weltkrieg.« *JEAN AMERY*
Erstmals als Taschenbuch, detebe 1/IX, 608 Seiten, 9.80

Carson McCullers
Werkausgabe

In 8 Bänden in Kassette. »Bezeichnend für das politische Bewußtsein der jungen Carson McCullers, das kapitalistische Amerika von einem dezidiert marxistischen Standpunkt aus zu kritisieren.« *GERD FUCHS*
Übersetzungen von Elisabeth Schnack, Susanna Rademacher, Richard Moering und Elizabeth Gilbert.
K 11, umfaßt detebe 20/I–VIII, zusammen 1472 Seiten, Kassette nur 45.–. Als Einzelbände je 4.80 – 9.80

Eine amüsant-polemische Kulturgeschichte ohnegleichen:

Ein Panorama europäischen Geistes

Texte aus 3 Jahrtausenden von Diogenes bis Thomas Mann, ausgewählt und vorgestellt von *LUDWIG MARCUSE* mit einem Vorwort von Gerhard Szczesny.
3 Sonderbände in Kassette, Leinen, zusammen 1280 Seiten, Vorzugspreis im Diogenes-Jubiläumsjahr nur 49.–, dann 65.–

25 Jahre Diogenes Verlag

Erziehung und Schule

Kurt Bader / Gerd Otte / Detlef Stoklossa
Handbuch für Kindertagesstätten
Informationen zur öffentlichen Kindererziehung. (7051/DM 9,80). Dieser Band bietet Analyse, Wertung, pädagogisch-praktische Anleitung und praktisches Grundwissen für alle an der öffentlichen Erziehung unmittelbar oder mittelbar Beteiligten.

Heinrich Dauber / Heribert Weber
Eltern aktiv
Handbuch für eine humane Schule. (6993/DM 6,80). Alle Eltern, die angesichts der Schulmisere nicht ohnmächtig auf bessere Zeiten warten wollen oder sich in den Glauben flüchten, ihr Kind werde es schon schaffen, informiert dieses Handbuch über die Kernprobleme der Elternarbeit.

Paulo Freire
Erziehung als Praxis der Freiheit
Beispiele zur Pädagogik der Unterdrückten. (7058/DM 4,80).

Wolfgang Wimmer
Nicht allen das Gleiche, sondern jedem das Seine
Sozialbiographien aus einer Hauptschulklasse. (6996/DM 5,80). Wolfgang Wimmer, Hauptschullehrer in einem Stadtteil, beschreibt seine Klasse: Zumeist Arbeiterkinder, manche aus Obdachlosenquartieren, fast alle ohne Illusion über ihre Möglichkeiten, etwas »Besseres« zu werden als ihre Eltern.

Anna Dorothea Brockmann (Hg.)
Landleben
Ein Lesebuch von Land und Leuten. Argumente und Reportagen. (Band »Politische Erziehung«). (7064/DM 10,80). Aus dem Inhalt: Die soziale Lage der Bauern, ihre Lebensbedingungen, die Formen ihrer Arbeit und ihre Selbsteinschätzung / Die Rolle der Bauern in Sozialgeschichte und Politik / Wie Ärzte, Frauen, Jugendliche, Lehrer, Beamte auf dem Land leben / Die neue Landnahme der Städter.

Klaus Ottomeyer
Ökonomische Zwänge und menschliche Beziehungen
Soziales Verhalten im Kapitalismus. (Band »Politische Erziehung«). (7055/DM 7,80).

Klaus Bergmann (Hg.)
Bildungsarbeit mit Erwachsenen
Handbuch für selbstbestimmtes Lernen. (Band »Politische Erziehung«). (7059/DM 10,80). Erwachsene sollen ihre Lernprozesse, die Ziele, Formen und Inhalte ihres Lernens selbsttätig bestimmen: dafür werden in diesem Buch Modelle und Handlungsstrategien angeboten.

ro ro ro

Ele Schöfthaler
Troubadora und Meisterin

»Mein Mann hab ich gehabt vier Jahr,
der mir zuerst viel lieber war.
Dieselb mein Lieb ist gar erloschen
und hat im Herzen mir ausdroschen.«

Knapp vierhundert Jahre ist es her, daß eine Frau ihrem Herzen so offen Luft machte. In einem Faßnachtsspiel Hans Sachs', des Nürnberger Schuhmacherpoeten. Ich war über die Direktheit dieser Frau verblüfft. Eine Frau, die ihre Klage über die Langeweile des Ehealltags nicht nach innen kehrt, nach ihrer Schuld sucht, die auch nicht sofort auf Versöhnung drängt. Im Gegenteil. Sie klagt ihren Mann an, nicht mehr »lieblich wie im ersten Jahr« zu sein. Der Mann trägt in diesem Faßnachtsspiel die Narrenkappe tief über Augen und Ohren. Vergeblich weist er auf die Solidität seiner Liebe, seine Rechtschaffenheit und seinen Fleiß:

»Mein liebes Weib, du hab Geduld!
Die Lieb im Herzen liegt verborgen!
Müh und Arbeit und täglichs Sorgen
tut viel Scherz und Schimpfens vertreiben.
Meinst drum, ich buhl mit andern Weibern?
Das denk nur nit! ich bin zu fromm.«

Von Geduld will sie nichts hören. Erst als der tölpelhaft-brave Mann hinter das Dutzend Liebschaften seiner Frau kommt, steckt sie ein wenig zurück. Wortgewaltig darf der Brave fluchen: »du zunichtiger Pubensack«, »du Unflat«, und »ich dürft dir wohl dein Haut voll schlagen«. Damit aber auch genug. Die ›alt Gevatterin‹ der Frau bringt ihn zur Vernunft, ihren Weisungen beugt er sich widerspruchslos. Die Ehefrau nimmt auf den Rat der Gevatterin hin »Süßholz ins Maul« und feiert bei einem Weingelage mit dem Schmollenden eine ›neu Hochzeit‹.

Von Faschingsfesten heute zu Faßnachtsspielen damals ist's ein weiter Schritt. Die Einheitsmaskeraden und stinkteuren Faschingsbälle lassen nicht erkennen, daß früher mehr dahinter war. Speziell für Frauen. Träume der Entmündigten und Entrechteten von der (einstig) besseren Welt. Träume, die wenigstens einmal im Jahr Wirklichkeit wurden. So gab es noch im 15. und 16. Jahrhundert in Württemberg Weiberzechen zu Faßnacht. Das waren Tanzfeste, Schmausereien, Saufgelage, bei denen sich kein

Mann blicken lassen durfte. Nur der Schultheiß und der Bürgermeister höchstpersönlich waren geladen; sie mußten als Kellner und Aufwärter zu Diensten sein.
Einmal im Jahr nur solche Frauenfeste und heute gerade erst wiederentdeckt. Grund zur Euphorie bietet die Geschichte der Frauen nicht. Dennoch, die Geschichte von den ewig gleich unterdrückten Frauen, von der Universalität patriarchalischer Herrschaft, hat mit Geschichte nichts zu tun. Wo blieben da all die Troubadoras, die fahrenden Spielweiber, wo die Bierbrauerinnen, Teppichweberinnen und Seidmacherinnen?
Mitten drin in den Volksfesten der spätmittelalterlichen Städte, auf Märkten und Messen, in den Trinkstuben der Zünfte finde ich die Frauen. Alleine, zusammen mit Gefährtinnen, zusammen mit Männern, nicht aber als deren bescheidene Zugabe. Zahlreich die fahrenden Weiber, ihren Lebensunterhalt mit Tanz, Gesang, Leier- und Harfenspiel, als Gauklerinnen und Schauspielerinnen verdienend. Frauen auch mitten drin in den religiösen Auseinandersetzungen dieser Zeit. Die Äbtissin eines Nürnberger Frauenklosters, die jahrelang mit dem Stadtrat um ihr Kloster, um Macht, Güter und Geld kämpfte. Auf der anderen Seite die Frau aus dem Volk, die öffentlich Sakrament und Evangelium verhöhnt. Die sich mitten in die Stadtkirche stellt und Wein trinkend Aufruhr predigt.
Und überall entdecke ich Troubadoras, die sich die Männer ihres Herzens selber suchten. Selbst in der eher männlichen Minnedichtung, die in Deutschland seit Mitte des 12. Jahrhunderts meist bei Hof gepflegt wurde, wird von der eigenständigen Frau erzählt:

»O wohl dir, Falke, wie du bist!
Du fliegst, wohin dir lieb ist,
Du erkiesest dir in dem Walde
einen Baum, der dir gefalle.
Also hab' auch ich getan,
ich erkor mir selbst den lieben Mann,
ihn wählten meine Augen;
das neiden schöne Frauen.«

Wer so liebt, lebt anders. Lebt und arbeitet nicht in Abhängigkeit vom Mann.
Die Trennung zwischen Haus und Beruf war damals kaum ausgebildet. Auch nicht die Trennung zwischen un(ter)bezahlter, wenig geachteter Frauenarbeit und angeseheneren Männerberufen. Wohl hatte sich die geschlechtliche Arbeitsteilung so weit entwickelt, daß Frauen eher als Männer Arbeiten im Haus verrichteten. Das bedeutete allerdings kaum Prestigeverlust. Die Städte, die überall in Deutschland seit dem 12. Jahrhundert gebaut wurden, gründeten sich aufs Handwerk. Und Handwerk war Hausarbeit. Selbstverständlich waren Frauen in nahezu allen Handwerksdisziplinen vertreten. Handwerk, wie wir es kennen, als ausschließliche Männersache

– Töchter, Tanten, Großmütter, Ehefrauen ›helfen‹ mit –, das gilt erst für die letzten zweihundert Jahre. Zunächst finden sich Frauen in allen städtischen Handwerksorganisationen, den Zünften, als Mägde, Gesellinnen, Meisterinnen und auch als Zunftvorsteherinnen. Bis ins 15. Jahrhundert galt in Frankfurt die Bierbrauerei gar als Frauenmonopol. In Köln gab es zur selben Zeit selbständige Metzgermeisterinnen. Im Bader- und Barbiergewerbe arbeiteten Gehilfinnen ebenso wie Meisterinnen. Selbst im scheinbar urmännlichen Metallgewerbe waren Frauen vertreten; in der Kettenschmiede meist als Hilfskräfte, im Nadlerhandwerk als Meisterinnen.
Im Textilgewerbe hatten die Frauen den Männern eine Menge voraus. Seit jeher verstanden sie sich auf dieses Gewerbe, hatten von klein auf gelernt, Garn zu ziehen, zu nähen, zu spinnen und zu weben. Oft konnten sich Männer nur mit List diese weiblichen Fertigkeiten aneignen. So die Schneider, die den Näherinnen mit der Moral kamen: ›es sei doch unschicklich, wenn Frauen Männergewänder fertigten‹. (Daß die Schneider dann auch Frauenkleider nähten, hatte mit Moral weniger zu tun.) Oder die Teppichweber, die mit ihrer Muskelkraft protzten: ›ihre Arbeit sei zu schwierig, zu anstrengend für das schwache Geschlecht‹.
Mit dem Rausdrängeln der Frauen aus bezahlten Arbeitsplätzen klappte es dennoch lange nicht. In größeren Handwerks- und Handelsstädten wie Paris, Lyon und auch Köln hatten Frauen eigene Zünfte gegründet. Kein Mann hatte im Köln des 15. Jahrhunderts die Möglichkeit, die Garnmacherei, die Goldspinnerei, die Seidweberei und -spinnerei zu erlernen. Frauen hatten hier ihre Zünfte in eigener Regie. Das herrschende Recht mußte auf Druck der Kölner Garnmacherinnen außer Kraft gesetzt werden: nach einer Ratsverordnung vom Mai 1456 durften auch Frauen das Zunftvorsteheramt verwalten.
Obwohl die Frauen damals nicht wählen durften, den Herren-Rat nicht direkt unter Druck setzen konnten, befleißigte sich dieser, auf Bitten und Forderungen der Handwerkerinnen wohl einzugehen. Das öffentliche Ansehen dieser Frauen war groß, der Preis ihrer Waren hoch. Kölner Garn, Gold und Seide brachten auf dem internationalen Markt riesige Handelsgewinne ein. Von selbstverständlicher Kumpanei zwischen Ratsherr und Bürgersmann war so zunächst wenig zu spüren. Eher schlugen sich die Ratsherren bei Konflikten auf die Seite der Frauen. Die Garnzwirner, die Zuarbeit für die Garnmacherinnen zu leisten hatten, wurden vom Rat in ihrer Beschwerde über zu niedrige Löhne abgewiesen. Der Rat stimmte im Konflikt zwischen abhängiger Männerzunft und mächtigerer Frauenzunft obendrein noch für eine Lohnsenkung.
Ähnlich allerdings auch die Auseinandersetzungen zwischen den Frauenzünften. Die Mächtigeren setzten sich durch. Wie die Zwirner für die Garnmacherinnen, hatten die Seidspinnerinnen für die Seidweberinnen

Zuarbeit zu leisten. Die Weberinnen bestimmten, was die Arbeit der Spinnerinnen wert war. Die Spinnerinnen waren ihnen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, nur an diese durften sie ihre Seide verkaufen. Handelten sie unter der Hand, wurde ihnen das Zunft- und das Stadtrecht aufgekündigt.

Härter noch die Konflikte zwischen abhängig arbeitenden Frauengruppen, zwischen Beginen und den Seidenspinnerinnen. Die Beginen waren nicht in Zünften organisiert, sie lebten und arbeiteten in kleinen Gruppen bis zu zehn Genossinnen. Über hundert solcher Beginenhäuser gab es im 15. Jahrhundert allein in Köln. Ihren Lebensunterhalt verdienten sich die Beginen meist mit Textilarbeit, in Köln vor allem mit Seidenspinnerei.Von der Kirche zunächst protegiert, wurden diese Frauen bald wegen ihrer Selbständigkeit verfolgt. Unsittlicher Lebenswandel, Unzucht, Kuppelei, Eitelkeit und Faulheit waren die Vorwürfe kirchlicher Inquisitoren. Die Seidspinnerinnenzunft, die die lohndrückende Konkurrenz der Beginen zu spüren bekam, klagte über zu große Arbeitsamkeit und mangelnde Ansprüche dieser Frauen. Beim Rat erwirkten die Zunftfrauen Berufsverbot für die Beginen. Nur die Seidmacherinnen, von denen beide Gruppen abhängig waren, profitierten. Sie beschäftigten die Beginen schwarz weiter, drückten die Löhne der Zunftspinnerinnen.

Bei der Mangel- und Modeware Seide setzten sich frühkapitalistische Tendenzen besonders rasch durch. Vier bis sechs Hauptseidmacherinnen, die jährlich 2000 bis 3000 Gulden (40 000 bis 60 000 DM) für den Einkauf von Rohseide ausgeben konnten, hatten im Kölner Gewerbe bald eine Art Monopolstellung erlangt. Daß sie die übrigen Werkstätten nicht aufkaufen konnten, dafür sorgten allerdings strenge Zunftgesetze, die die Zahl der Beschäftigten, der Arbeitsgeräte und der Arbeitsstunden beschränkten. Auch im Verhältnis zu den Lehrtöchtern hatten die reicheren Handwerkerinnen keine unangreifbare Stellung. Der Zunftbrief der Seidmacherinnen z. B. sah ausdrücklich für die Lehrtochter, ›die sich mit der Lehrfrau nicht verträgt‹, das Recht vor, den Arbeitsplatz zu wechseln, Mägde, Lehrtöchter und Gesellinnen genossen selbst langfristigen Kündigungsschutz. Im Zunftbrief der Goldspinnerinnen war es den Meisterinnen untersagt, ›Gesinde zu mieten kürzer denn ein Jahr‹. Vom Verhältnis zwischen Handwerkerinnen, die sich nicht aus Konkurrenzangst und Profitgier bekriegten, erzählen die Zunftbriefe nichts. Nichts davon, wie sie sich gegenseitig aushalfen bei Krankheit und Not, wie sie zusammenstanden, wenn eine von ihnen mit einem herrschsüchtigen Ehemann zu leben hatte. Nur von der Herrschsucht der Ehemänner ist die Rede.

Die Männer der Kölner Zunftfrauen waren meist Händler, hatten in der Werkstatt der Frau nichts zu melden. Wer anschaffte, hatte die Hosen an. Nicht umgekehrt.

In Zeichnungen und Bildern aus dieser Zeit ist von der direkten Macht der Frau viel zu entdecken. Auf dem Titelblatt eines Meistergesangs von 1480 ist der Ehemann zu Boden gestürzt, hat im Kampf mit der Frau Hut und Schwert verloren. Die Frau zerrt ihn am Bein, schwingt drohend einen Prügel über ihn. Je versteckter Frauen mit Männern um die Macht im Hause zu kämpfen hatten, desto stilisierter die Bilder: im vergangenen Jahrhundert nur noch der symbolische Streit um die die Hose; Frau und Mann stehen dumm herum, halten sich eher an der Hose fest, als sich um sie zu raufen.

Die Macht der mit selbständigen Handwerkerinnen verheirateten Männer beschränkte sich zunächst auf das Witwernrecht. Erst nach dem Tod der Frau waren sie Herr im Haus. Das Witwernrecht wurde allerdings sofort aufgekündigt, wenn der Mann sich mit einer zunftfremden Frau wiederverheiratete. Den Frauen die Macht im Haus zu nehmen und ihnen die Produktionsmittel zu lassen, war für die abhängigen Ehemänner das Problem. Ihr Trick, für den sich auch die Ratsherren erwärmen konnten: die Meisterinnen durften ihre Produkte nicht an Händler ihrer Wahl geben. Entweder sie verkauften sie selbst – das ging von der Arbeitszeit in der Werkstatt ab, brachte die Meisterin ins Hintertreffen gegenüber den übrigen Zunftfrauen –, oder sie übergaben ihre Waren an die Ehemänner, die sich über den Handel einen unabhängigeren Status erobern konnten.

Mit dieser Handelsbeschränkung wurde zugleich das Recht der Handwerkerin, sich für oder gegen die Ehe zu entscheiden, beschnitten. Vorher waren Ledige meist noch extra begünstigt worden; bei den Goldspinnerinnen durften die Ledigen vier statt nur drei Mägde haben. Im Handel auf den Ehemann verwiesen, war die Handwerkerin, die Wert auf ein gutes Auskommen und auf Ansehen legte, bald auf eine nutzbringende Heirat angewiesen. Ein tüchtiges Mannsbild mußte her, ordentlich feilschen mußte er können, und lebenslang die Liebschaft dauern.

Das Handelsmonopol der Männer wurde zum Angelpunkt, an dem im Lauf der Jahrhunderte die gesellschaftliche Macht der Frauen gebrochen wurde. Die großen Handelshäuser bildeten die eigentliche Machtgrundlage der reicher gewordenen Städte. Immer eindeutiger schlugen sich die Stadtväter auf die Seite der Handelsherren, von deren Geschick hing Ehre, Ruhm und vor allem das Geld der Stadt ab. Und – nur Männer waren wehrfähig, nur Männer zogen in die großen Kriege, eroberten die weltweiten Handelsverbindungen. Die Abenteurer- und Seefahrerromantik waren von Anfang an Männerromantik. Eine waffenlose Frau konnte die gefährliche Reise in den fernen Osten, nach Neapel, zu den anderen Handelszentren überhaupt nicht wagen. Der Handel der Frauen war auf kleinsten Raum begrenzt, meist auf den innerstädtischen Bereich. Oder sie zogen als Hökerweiber

von Markt zu Markt. Handelsreichtum konnte keine Frau erwerben. In den großen Lagerhallen, in denen der Warenreichtum der Städte gestapelt war, hatten Männer das Sagen.
Krisen im Handwerk und Handel vereinten Handwerksburschen, Handelsherren und Stadtväter; der deutsche Handel hatte seine Bedeutung auf dem Weltmarkt im 16. Jahrhundert, als der Kampf gegen die selbständige Frauenarbeit geführt wurde, verloren. Vorausgegangen war die Eroberung Konstantinopels durch die Türken in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Venedig, das mit Konstantinopel einen wichtigen Handelsstützpunkt verlor, hatte kein Interesse mehr an deutscher Stapelware. Dann die Entdekkung Amerikas und des Seeweges nach Indien – die meeresnahen Länder wie Holland, Spanien und Portugal bauten ihr Weltimperium auf, die Handelswege zu Land, die deutsche Händler erobert hatten, waren passé. Überall in Deutschland Waren und doch kein Geld. Bei der Produktionsdrosselung mußten die Schwächsten zuerst daran glauben. Die Frauen waren dran, die ohnehin kaum öffentliche Rechte besaßen. Die Kumpanei der (Ehe-)Männer, der kleinen Handwerksmeister, der Gesellen und Knechte mit den Großkaufleuten und den Ratsherren blühte. Die Lizenz für Meisterswitwen, den Betrieb weiterzuführen, wurde auf einen festgelegten Zeitraum eingeschränkt. Die Zahl des weiblichen Gesindes und der weiblichen Familienangehörigen wurde immer niedriger geschraubt, damit Knechte und Söhne die alten Arbeitsmöglichkeiten behalten könnten. Webstühle, Spinnräder in Frauenbetrieben wurden auf eine geringe Anzahl beschränkt. Schließlich ging es direkt gegen die selbständige Tätigkeit der Frauen in gemischten und eigenständigen Zünften. Frauen wurden nicht mehr zum Meisteramt zugelassen, aus Zünften ausgeschlossen.
Lange bevor Frauen in ihren Arbeitsmöglichkeiten so beschränkt wurden, waren in den Städten Sittengesetze entwickelt worden, die alle Bewohner in der Arbeit und Freizeit kontrollieren sollten. Männer bildeten da keine Ausnahme. In Straßburg wurden um 1500 per Ratsbeschluß die viel begehrten Männerkittel, die oben bis auf die Schultern ausgeschnitten oder unten so kurz waren, daß sie vorn und hinten die ›schame nit bedeckten‹, verboten.
Nach den großen Zunftrevolutionen Ende des 14. Jahrhunderts waren zwar die Männer an der Spitze der Stadt ausgewechselt, die neuen Herren aber schon bald kaum noch von den alten Feudalen zu unterscheiden. Höchstens dadurch, daß ihr System der Kontrolle engmaschiger wurde. Schnell hatten die Ratsherren die Kämpfe verdrängt, denen sie ihre Herrschaft verdankten. Übrig blieb ihre Angst vor neuen Revolten, vor Revolten gegen sie selbst. Aufständisch waren viele. Die Bürgerinnen und Bürger, die die hohen Abgaben für Stadtpolizei und -verwaltung nicht zahlen mochten oder konnten. Die Reisenden, Spielleute, Gauklerinnen und Gaukler, Schauspie-

ler und kleinen Händler, von denen der Rat oft nicht wußte, woher sie kamen, was sie wollten, wohin sie gingen. In Köln erließen die neuen Herren ein Gesetz, nach dem höchstens zwei bis drei Bittsteller Beschwerden direkt bei ihnen vorbringen durften. Alles andere galt als Volksaufruhr. Größere Versammlungen vor dem Rathaus wurden generell verboten (heute die Bannmeile vor dem Rathaus). Nachts wurden Ketten über die Straßen gespannt, die von einzelnen leicht überwunden werden konnten, die einen Massensturm jedoch verhinderten. Beschränkungen, die sich Handwerkerinnen und Handwerker in ihren Zunftgesetzen zunächst selbst auferlegt hatten, wurden nicht selten gegen deren Willen vom Stadtrat weiter ausgebaut. Streitigkeiten zwischen Zünften, zwischen Mann und Frau wurden geschickt zu Gunsten der Ratsherrschaft genutzt.

Sittenverordnungen und Arbeitsgenehmigung wurden bei den Frauen besonders deutlich miteinander verquickt. Aus einer Lübecker Ratsverordnung aus dem Jahr 1500 erfahren wir, daß einer Witwe die Fortführung eines Färberbetriebs unter dem Vorbehalt gestattet wurde, daß sie ›sich tugendsam hält‹.

Nur noch zu Faßnacht durfte sich eine Ehefrau so offen wie in Hans Sachs' Schauspiel äußern, durfte ungestraft von ihren außerehelichen Buhlschaften erzählen. Im Nürnberg, im Köln des 16. Jahrhunderts hätten ihr schwere Strafen gedroht, wenn der erboste Mann sie beim Rat verpfiffen hätte: einen Tag und eine Nacht in den Pranger (Käfig am Marktplatz) gesperrt und mit Ruten aus der Stadt ›gestäupt‹. Wenn sich zunächst auch nur wenige ernsthaft um die neuen Sittengesetze kümmerten, die Arbeitsmoral und Unterwürfigkeit fördern sollten, so schafften diese Gesetze doch ein Klima der Verlogenheit und Denunziation. Ausgelassene Feste, Freundschaften, Liebschaften ohne Ehezwang wurden weiterhin gepflegt. Mit der Heimlichkeit und der Angst vor der Strafe wurde ›außereheliche‹ Sexualität aber zur Frage des Geldes. Lohnt es sich überhaupt? Troubadoras wurden zu Prostituierten, Männer zu braven Familienvätern mit sorgsam getarntem Doppelleben. Jahrhundete dauerte diese Entwicklung an. Die öffentliche Moral der Städte unterschied lange nicht eindeutig zwischen Prostituierten, lebenslustigen Dirnen und Ehefrauen. In Köln wurden Prostituierte zwar schon im 14. Jahrhundert zum Tragen eines Abzeichens verpflichtet, die Kennzeichnung blieb jedoch äußerlich. Die wenigsten kümmerten sich darum. Erst mit der Errichtung von Frauenhäusern für Prostituierte im 15. und 16. Jahrhundert wurde die Trennung zwischen Frauen unter und über dem Strich deutlicher. Der Tag gehörte der sauberen Stadtmoral, die Nacht verbrachten die Bürger im Frauenhaus. Trotz der Vergünstigungen, die Prostituierte im Frauenhaus vom Rat zugestanden bekamen – Adelsgefolgschaften, die reichlich Geld locker machten, wurden zur Begrüßung von den Stadtvätern meist direkt ins Frauenhaus geführt –, ließen sich viele

Dirnen lange nicht auf dieses Haus verpflichten. Sie blieben in der Stadt, waren weder sittenreine Ehefrauen noch Prostituierte.
Neben Ratsverfügungen, die speziell Frauen in ihrer Eigenständigkeit zu brechen suchten, gab es viele, die beide Geschlechter in ihrer Lebenslust beschränkten. Ebenso wie Volksversammlungen vor dem Rathaus wurden große Volksfeste verboten oder mit Auflagen versehen. Was die Feste betrifft, leisteten die Städter am längsten Widerstand. Hier stand auch die alte Kirche auf ihrer Seite. Die Prozessionen der katholischen Kirche unterschieden sich kaum von großen Volksfesten, beide gehörten direkt zusammen. Wie die Macht der alten, sinnenfreudigeren Religion durch die neue Moral der Reformation nicht von einem Tag auf den anderen gebrochen werden konnte, so feierten die Städter noch lange, nachdem ihre Feste von Ratsherren verboten worden waren, weiter. Die Kölner hingen vor allem an den alten Faßnachtsfeiern. Bürgerinnen und Bürger zogen vermummt durch die Stadt, tanzten und zechten auf den Straßen. Alle Häuser standen offen, die zu Hause Gebliebenen versorgten die Feiernden mit Speise und Trank.
Direkten Erfolg hatten Ratsverordnungen da, wo sie sich auf die Ordnung des einzelnen Hausstandes bezogen. Hier wurde auch die Macht der alten Kirche am frühesten gebrochen, – auch die kirchlichen Hausfeste wurden kontrolliert. Drei ›Morgensprachen‹ des Kölner Rats aus dem 15. Jahrhundert sind dazu bekannt: Bei einer Kindstaufe durften nur noch zwölf Frauen (Männer grundsätzlich nicht) am Kirchgang teilnehmen. Das Taufessen wurde auf sechs Gedecke beschränkt. Wenn die Gäste nicht selbst zahlten, durften auch bei Hochzeiten nicht mehr als zwanzig Gäste geladen werden. Höchstens vier Spielleute durften vor der Braut in die Kirche ziehen, Pfeifer erst abends zum Tanz aufspielen. Geschenke zu Familienfesten durften einen festgelegten Wert nicht überschreiten. Bei Beerdigungen wurde bestimmt, wie viele Personen trauern durften. Zur Ersten Messe der Kinder durften nur noch wenige Gäste geladen werden. Zwei vom Rat eingesetzte Gewaltrichter überprüften die Bürgermoral bis ins Haus. Strafgelder, die diese Männer einzogen, flossen zu einem Drittel in deren eigene Tasche.
Die neue Religion, die das Stadtleben beherrschte, war noch stärker als die alte von patriarchalischer Natur. Feste wurden kaum noch gefeiert; die vielen Heiligen (Frauen und Männer) hatten ihren Platz räumen müssen. Selbst Maria, als Mutter Gottes, als Mittlerin zwischen Himmel und Erde einstmals hoch geehrt, war beiseite gedrängt worden. Übrig blieb der Herr auf Erden, der seinen Machtanspruch im Haus direkt vom Herrn im Himmel ableitete. Den Ehemann, der wie in Hans Sachs' Faßnachtsspiel nur schüchtern zu Geduld mahnt, Müh und Arbeit nur zaghaft gegen Freundlichkeit, Scherz und Liebeslust ausspielt, gab es nicht mehr. Die

Bürgermoral des Handwerkspatriarchen hatte sich gegen die Ansprüche der Frau durchgesetzt.
Die vielzitierte List der Frau, erst jetzt kann sie sich recht entwickeln. Wenn Frauen nach dem 16. Jahrhundert in der deutschen Literatur noch als selbständig Handelnde auftreten, dann nicht mehr ohne Falschheit und Bestechlichkeit. So treibt Grimmelshausens Courage als Landstörzerin mitten im Dreißigjährigen Krieg zwar noch offen ihre Lust und Liebe; anders als Hans Sachs' Ehefrau macht sie aus ihren Liebschaften aber bald ein Geschäft. In ihrer ersten Liebschaft schon erfährt sie, daß die Liebe eines Mannes von dessen Machtansprüchen nicht zu trennen ist. Und daß sie ohne die Liebe eines Mannes nirgendwo geachtet ist. Immer wieder aufs neue geht sie Ehen ein, mimt vor der Ehe und nach außen die Sanftmütige. Den Kampf mit dem Mann um ihre Eigenständigkeit muß sie heimlich führen. Die einzige Chance für Courage, ihre Selbständigkeit zu wahren: den Krieg, die Liebe, die eigenen Fähigkeiten zum Geschäft machen, kühl bleiben und genau abwägen zwischen Risiko und Gewinn.
Wie lange Zeit es trotz einschneidendster Beschränkungen der Lebens- und Liebeslust von Männern und Frauen brauchte, bis die neuen Moralvorstellungen nicht mehr von außen aufgezwungen werden mußten, sondern als verinnerlichte Zwänge wirksam waren, verwundert mich. Da wußte doch der deutsche Pädagoge Basedow noch im 18. Jahrhundert nicht, den Sinn eines Schamgefühls, das zur Sprachlosigkeit verdammt, zu erklären:

»Aber von den zur Begattung erforderlichen Schamteilen und von der Begattung der Menschen solltet ihr ohne besondere Erlaubnis nicht reden, ihr Kinder. Die Übertretung dieses Verbots ist euch selbst sehr schädlich und schändlich. Ich kann euch freilich die Ursache davon nicht sagen. Aber wahr ist es, gleichwie es wahr ist, daß man die Entblößung der Schamteile als schändlich und unehrbar tadelt.«

Literatur

Wilhelm Behagel, Die gewerbliche Stellung der Frau im mittelalterlichen Köln, Berlin und Leipzig 1910

Beate Brodmeier, *Die Frau im Handwerk in historischer und in moderner Sicht,* Münster 1963

Heinrich Finke, *Die Frau im Mittelalter,* Kempten und München 1913

Eduard Fuchs, *Sozialgeschichte der Frau,* Frankfurt/M 1973

Hans Jakob Chr. Grimmelshausen, *Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Courasche,* Stuttgart 1971 (Reclam)

Jacob Kemp, *Die Wohlfahrtspflege des Kölner Rats im Jahrhundert nach der großen Zunftrevolution,* Dissertation, Bonn 1904

Hans Sachs, *Meistergesänge, Fastnachtsspiele, Schwänke,* Stuttgart 1973 (Reclam)

Hans von Schubert, *Grundzüge der Kirchengeschichte,* Tübingen und Leipzig 1904

Dora Schuster, *Die Stellung der Frau in der Zunftverfassung,* Berlin 1927

Vereinigung evangelischer Akademiker in Nürnberg, *Die Reformation in Nürnberg,* Nürnberg 1925

das Buch zum Film

Mit diesem Band werden Dokumente vorgelegt, die zum größten Teil bisher unveröffentlicht sind. Diese Protokolle und Materialien begleiten Originalfilme aus der Studentenrevolte, die jetzt erstmals aufgeführt werden. Beide Formen der Dokumentation – Filme und Buch – muten den Zuschauern und Lesern eigene Urteile zu und sind insgesamt wenig kommentiert. Es ergibt sich kein vollständiges oder geschlossenes Bild, sondern Bruchstück, Einblick mithilfe authentischen Materials. Die Dokumente fügen sich weder zu einem verklärenden Erinnerungsbild, noch dienen sie den Scharfrichtern der Studentenrevolte als Munition; vielmehr sind sie oft spitz genug, um immer noch als aktuelle Kritik zu wirken. „In Deutschland ist dafür gesorgt, daß Kritik sich nicht verspätet".

254 Seiten, über 80 Fotos aus den Filmen, 15.-
hrsg. von Frank Wolff und Eberhard Windaus

Verlag Roter Stern
6 Frankfurt Postfach 18 0147

Barbara Duden
Das schöne Eigentum

Zur Herausbildung des bürgerlichen Frauenbildes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert

> »Ein Frauenzimmer ist ein Consonans, den man ohne Mann nicht aussprechen kann.« (Th. v. Hippel, *Über die Ehe*, 1774)

Ein wesentliches Problem aller Frauen ist, sich nicht oder kaum als »Ich« begreifen zu können, als selbständig handelnde Personen. Unsere Ichschwäche ist notorisch und der Kampf der Frauenbewegung um die Konstituierung des weiblichen Selbst hat die Auswirkungen einer langen Geschichte zu überwinden. Die patriarchale Herrschaft hat immer neue Formen der Unterdrückung von Frauen hervorgebracht, die mit den verschiedenen Gesellschaftsformationen wechseln. Im Folgenden will ich mich mit der Entwicklung des weiblichen Geschlechtscharakters beschäftigen, der die bürgerliche Gesellschaft kennzeichnet: es handelt sich um die psychische Zurichtung der Frauen als einer Person ohne Ich.

Die bisherige Familien- und Frauengeschichtsforschung beschäftigt sich vorwiegend mit den Möglichkeiten für eine Emanzipation der Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft. Die Anfänge der Frauenbewegung – so hören wir – sind begleitet von den Schriften der Wollstonecraft und des Theodor von Hippel. Und weiter weiß diese Forschung zu berichten, daß erst der Kapitalismus mit seiner entfalteten Arbeitsteilung und seiner verallgemeinerten Warenproduktion überhaupt die Grundlagen für eine Entfaltung der Frau als eigenständiges Wesen hervorgebracht, daß er sie von den Zwängen des finsteren Mittelalters befreit habe.

Ich denke, daß die Entwicklung genau andersherum verlaufen ist: erst die Durchsetzung der bürgerlichen Gesellschaft hat eine bis in die Psyche hineinreichende Unterdrückung der Frau mit sich gebracht. Auf dem Hintergrund dieser »Errungenschaft« stellt sich das Problem der »Emanzipation« in der Tat völlig neu und radikaler als je zuvor.

Ich will von vornherein klarstellen, daß ich die vorkapitalistischen Verhältnisse keineswegs glorifiziere. Marx hat – in Bezug auf den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus – einmal von einem »bloßen Formwechsel der Herrschaft« gesprochen, das scheint mir wichtig zu bedenken, um weder einer romantisierenden Betrachtung der alten Verhältnisse noch einem naiven Fortschrittsoptimismus zu verfallen.

Das letztere liegt zumindest nahe, scheint es doch so, als habe im Zuge der Durchsetzung der bürgerlichen Gesellschaft seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die unmittelbare Beherrschung der Frau durch den Mann im

Prinzip schon ihr Ende gefunden und als sei die weitere Entwicklung dieser Gesellschaft so angelegt, daß nur noch in die Tat umgesetzt werden muß, was prinzipiell bereits erkannt und ausgesprochen wurde. Und so wurde ein wunderbar verklärtes und idealisches Bild der Frau entworfen, sie selbst auf ein Podest gestellt, an dessen Grundfesten Stein für Stein gebaut wurde. Nicht sie lernt vom Mann, sondern er soll sich von der Frau lenken lassen, sich ihrer »natürlichen Sittlichkeit« anvertrauen.

Goethe beschreibt im *Tasso*, wie das vonstatten gehen kann:

»Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.«

Ist denn die Frechheit und Aufmüpfigkeit des Weiberverhaltens im »finstern Mittelalter« vergessen? Will man ihnen Gutes tun, gegen ihren Willen? Um jemanden zum Schweigen zu bringen, gibt es zwei Möglichkeiten: entweder rohe Gewalt oder erstickendes Lob. In der Tat liegt gerade in der Erhöhung der Weiber ihre erneute Erniedrigung, denn sie macht sie willfährig für die nächste Form ihrer Unterdrückung. Dieser Prozeß läßt sich am Übergang zweier Gesellschaftsformationen besonders deutlich zeigen. Insofern ist der Rückgriff auf die deutsche Philosophie und Popularphilosophie der deutschen Aufklärung kein bloßer Ausflug in die Geschichte. Das ausgehende 18. und das beginnende 19. Jahrhundert haben die alten Verhältnisse, von denen sie sich absetzen wollen, noch deutlich vor Augen: Das Bürgertum brauchte nur die Verhaltensweisen der Unterschichten zu studieren, um etwas über seine eigene Geschichte zu erfahren. In einer solchen historischen Umbruchsituation formuliert die neue Klasse ihr Selbstbewußtsein in einer Klarheit, die auch uns – 200 Jahre später – die Augen öffnen kann.

Im wesentlichen werde ich mich an der Abfolge Kant – Schiller – Fichte orientieren und an ihnen eine Entwicklung zeigen, die von Ehe und Geschlechterkampf zur »Schönen Seele« führt und letztlich in der triebverzichtenden Hausfrau, Gattin und Mutter kulminiert. Dabei geht es mir nicht um eine Rekonstruktion der naturrechtlichen oder vernunftrechtlichen Gesamtentwürfe dieser Philosophien. Aller idealistischen Philosophie ist eigen, daß sie das »Gegebene« nicht einfach hinnimmt, sondern versucht, es aus Prinzipien zu erklären. Diese Prinzipien interessieren uns hier nur insoweit, wie sie zur Festlegung des Verhaltens von Frauen benutzt wurden. Die Deduktion des »Gegebenen« aus der Vernunft umfaßt stets mehr als dessen bloße Verdoppelung: die Vernunftprinzipien sind normativ, sie

nehmen die Wirklichkeit nicht auf, wie sie ist, sondern zeigen, wie sie sein soll. Realität und Sollensethik vermischen sich auf fast unentwirrbare Weise, und wer auf den Realitätsgehalt dieser Philosophien kommen will und damit auf das Interesse, das sich hinter ihnen verbirgt, muß auf die Populärphilosophie zurückgreifen. Sie eifert demselben Prinzip nach, verleugnet aber die Nähe der Frau zu Kochtopf, Kinderaufzucht und dem liebenden Dasein für den Mann in der Familie.
Dieses »Überfliegen« der Realität gilt von den drei genannten Philosophen noch am wenigsten für Kant. In seiner Rechtsphilosophie finden sich noch viele Verhältnisse und Denkformen der »alten«, vorkapitalistischen Gesellschaft. Es ist durchaus nicht so, daß man von seiner Betrachtung über das »Schöne« und »Erhabene« – Begriffe, mit denen er die Charakteristika des weiblichen und männlichen Geschlechts zu fassen versucht – eine gerade Linie zu Schiller und der »Schönen Seele« ziehen könnte. Es zeigt sich vielmehr, daß Kant zwar schon einige Grundzüge des »neuen« Frauenbildes entwickelt, daß er aber in ganz wesentlichen Punkten noch von den »alten« Verhältnissen ausgeht. Aus dieser Zwieschlächtigkeit rührt seine zentrale Ansicht über das Verhältnis der Geschlechter zueinander. Was er an »alten« Zuständen vor Augen hat, sei kurz zusammengefaßt: Ehe hat nichts mit Liebe zu tun, sondern mit wirtschaftlichen Erwägungen. Die Familie ist kein Binnenraum des Glücks, sondern fortwährender Kampf zwischen Mann und Frau: *krude Sinnlichkeit, äußerste Rohheit und harte Arbeit.* Eine ganz und gar unmenschliche Angelegenheit, und sie dient Kant als Hintergrund für seine Auffassung vom Verhältnis der Geschlechter.

Der offene und der verdeckte Kampf der Geschlechter

Wenn Kant in einer seiner letzten Schriften, der *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* auf den Charakter der Geschlechter zu sprechen kommt, beginnt er mit einem artigen Kompliment an die Frauen:

»In alle Maschinen, durch die mit kleiner Kraft ebenso viel ausgerichtet werden soll, als durch andere mit großer, muß *Kunst* gelegt sein. Daher kann man schon im Voraus annehmen, daß die Vorsorge der Natur in die Organisation des weiblichen Teils mehr Kunst gelegt haben wird, als in die des männlichen, weil sie den Mann mit größerer Kraft ausstattete als das Weib . . .« (VII, S. 303)

Was Kant unter »Vorsorge der Natur« versteht, ist nicht einfach die Natur, sofern sie unter strengen Gesetzen steht, sondern eine in sich selbst zweckmäßig angelegte Natur. Alles in der Natur kann so betrachtet werden, als ob es einem sittlichen Zwecke gemäß sei. Wenn sie nun in das Weib eine größere *Kunst* gelegt hat – weshalb übrigens Kant das Studium des

weiblichen Geschlechtscharakters für interessanter hält, als das des männlichen –, so hat sie damit einen bestimmten Zweck verfolgt. Ohne diese Ausstattung wäre die sittliche Verbindung beider Geschlechter in einer dauerhaften Ehegemeinschaft nicht möglich. Denn eine Ehe ist nicht das beliebige Zusammentreten zweier Personen: sie ist die Unterwerfung des einen durch den anderen. Wenn daher die Natur den Mann mit größerer Kraft ausgestattet hat, so muß sie dem Weib einen komplizierteren Mechanismus mitgegeben haben, um sich in der Ehe behaupten zu können. In den »rohen Zuständen«, die der bürgerlichen Gesellschaft vorausgehen, obsiegte freilich die brutale Kraft des Mannes:

»Das Weib ist da ein Haustier. Der Mann geht mit Waffen in der Hand voran, und das Weib folgt ihm mit dem Gepäck des Hauses beladen.« (VII, S. 304)

Erst im zivilisierten Zustand zeigt sich, daß die Natur die Frau so ausgestattet hat, daß sie sich gegen diese Unterjochung wehren kann, allerdings nicht ebenfalls mit roher Gewalt, sondern mit den »Waffen einer Frau«. Hier findet sich die ausgleichende, größere *Kunst*, mit der die Natur die »kleine Maschine« versehen hat:

»Denn in der *Gleichheit* der Ansprüche zweier, die einander nicht entbehren können, bewirkt die Selbstliebe lauter Zank. Ein Teil muß im *Fortgang der Cultur* auf heterogene Art überlegen sein: der Mann dem Weibe durch sein körperliches Vermögen und seinen Mut, das Weib aber dem Manne durch ihre Naturgabe, sich der Neigung des Mannes zu ihr zu bemeistern.« (VII, S. 303)

Wie das Weib dies im Einzelnen anstellt, braucht uns nicht zu interessieren. Wichtig ist nur zweierlei: Kant beschreibt die Ehe als einen offenen oder verdeckten Kampf der Geschlechter und hofft, daß beide Partner mit den Mitteln ihrer verschiedenen Naturanlagen jeweils zu ihrem Recht kommen. Nur durch diese wechselseitige Möglichkeit, sich zufriedenzustellen, begründet sich die Dauerhaftigkeit der Ehe. Dahinter steht die Vorstellung von zwei im Prinzip gleichberechtigten Partnern, die einen Vertrag miteinander schließen. Die Form des Vertrages, den Kant der Ehe unterstellt, zeigt ihn als Ideologen des bürgerlichen Naturrechtes: sein Inhalt, jener Kampf der Geschlechter, resultiert aber noch aus seiner Anschauung der »lieblosen« Ehesituation der vorkapitalistischen Gesellschaft.

Kants Auffassung von der Ehe wird oft mit einiger Larmoyanz und mit ebenso großer Verständnislosigkeit zitiert. In der Tat, das ist bekannt, spricht Kant den Frauen bei aller gleichberechtigten Ehevertraglichkeit doch gerade die staatsbürgerlichen Rechte ab. (Nun hat uns der Erwerb dieser Rechte als Frauen nicht eben viel gebracht seither!) »Alles Frauenzimmer« wird zusammen mit Dienstboten, Gesellen, Unmündigen – Kindern oder Geisteskranken – der Oberhoheit des Familienvaters unterworfen. Die Frau ist keine bürgerliche Rechtsperson. Andererseits herrscht zwischen den beiden Ehepartnern innerhalb des Hauswesens eine bemer-

kenswerte Gleichgewichtigkeit. Daß diese Gleichgewichtigkeit wenig beachtet worden ist, liegt daran, daß Kant sie in eine scheinbar abstruse Überlegung eingekleidet hat. Er will sie vor allem auf sexuellem Gebiet angewendet sehen. Die Ehe ist gedacht als ein Vertrag, und dieser Vertrag regelt – horribile dictu – den wechselseitigen Gebrauch der Geschlechtseigenschaften. Von dieser Konstruktion wenden sich z. B. Fichte und Hegel mit Ausdrücken des Entsetzens ab, und dieses Entsetzen pflanzt sich im 19. Jahrhundert fort – um so mehr, als Kant nicht etwa die »Geschlechtseigenschaften« im weiteren Sinne meint, sondern tatsächlich und eindeutig die *Geschlechtsorgane*. Es geht um den »usus membrorum et facultatum sexualium alterius« (den wechselseitigen Gebrauch der sexuellen Organe und des Geschlechtsvermögens) und mit der ihm eigenen Pedanterie versucht Kant den Gebrauch dieser »Sachen« sozusagen in eine Rechtsform zu bringen. Dennoch handelt es sich nicht um die verständnislose oder zynische Konstruktion eines philosophierenden Junggesellen.

Es verdient festgehalten zu werden, daß Kant die Auseinandersetzung um den Gebrauch der Geschlechtsorgane (auf dessen Wechselseitigkeit er besteht) als einen Kampf betrachtet, den Mann und Frau in je verschiedener Weise mit gleicher Macht führen und der gerade deshalb eine vertragliche Form haben muß. Denn ohne einen solchen Vertrag, der immer eine Vereinbarung über den *Gebrauch* einer Sache ist, würde ein *Verbrauch* stattfinden, in dem beide Teile sich wechselseitig lädieren. Da ist noch nichts von Liebe oder freiwilliger Selbstbeschränkung. Bei Kant hat die Ehe eher gemeinsame Züge mit dem Kannibalismus:

»Ob mit Maul oder Zähnen, oder der weibliche Teil durch Schwängerung und daraus vielleicht erfolgender, für ihn tödlicher Niederkunft, der männliche aber durch von öfteren Ansprüchen des Weibes an das Geschlechtsvermögen des Mannes herrührende Erschöpfungen *aufgezehrt* wird, ist bloß in der Manier zu genießen unterschieden.« (VI, S. 359 f.)

Zwar kann der mörderische Kampf nicht per Vertrag ausgeschieden, wohl aber auf ein kalkulierbares Maß reduziert werden. Ich habe dieser auf den ersten Blick etwas seltsam anmutenden Idee, einen Vertrag der Genitale zu stiften, deshalb so viel Platz eingeräumt, weil sie in exemplarischer Weise vorführt, warum Kant in seinen Betrachtungen über die Ehe immer wieder auf dieses Verhältnis der offenen oder versteckten Auseinandersetzung zurückkommt.

»Wer soll dann den oberen Befehl im Hause haben? denn nur Einer kann es doch sein, der alle Geschäfte in einen mit diesen seinen Zwecken übereinstimmenden Zusammenhang bringt. Ich würde in der Sprache der Galanterie (doch nicht ohne Wahrheit) sagen: die Frau soll *herrschen* und der Mann *regieren;* denn Neigung herrscht, und der Verstand regiert.« (VII, S. 309)

Auf diesen schließlichen Ausgleich des Kampfes hin hat die Natur die beiden Geschlechter angelegt:

»Er liebt den *Hausfrieden* und unterwirft sich gern ihrem Regiment, um sich nur in seinen

Geschäften nicht behindert zu sehen; Sie scheut den *Hauskrieg* nicht, den sie mit der Zunge führt und zu welchem Behuf die Natur ihr Redseligkeit und affectvolle Beredtheit gab, die den Mann entwaffnet.« (VII, S. 304)

Wenn Kant also von der Ehe spricht – seine an anderer Stelle formulierten Tugenden des »Schönen« und »Erhabenen« spiegeln nur eine zivilisiertere, für eine höhere Schicht gültige Form des Kampfes der Geschlechter –, so hat er keineswegs die Vorstellung, daß mit ihr die Unterwerfung der Frau besiegelt sei. Dieser Zweck der Ehe wird erst bei Fichte konstruiert.

Historischer Exkurs in die »alten Zustände«

Aber woher rührt eigentlich dieses Widerstandspotential der Frauen? War es ihnen denn vorher nicht noch schlechter ergangen? Wie kommt Kant dazu, ihnen diese relative Gleichberechtigung zuzugestehen? Solche Fragen stellen sich für uns heute, weil unsere Wahrnehmung der Zustände, in denen die Frauen leben und zu leben haben, gezeichnet ist von den Schäden, die die sich entwickelnde bürgerliche Ideologie angerichtet hat: Da sich die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft selber nur als Höhepunkt und zugleich Ende der menschlichen Geschichte denken kann, muß sie auch suggerieren, daß sich die gesellschaftliche Lage der Frauen von »ganz unterdrückt und rechtlos« bis »emanzipiert aufgrund von objektiven Bedingungen« gradlinig verbessert habe. Auf solchem Hintergrund erscheint dann die Gleichberechtigung als großzügige Konzession des aufsteigenden Bürgertums an die Frauen, während sie in Wirklichkeit lediglich den Übergang von einer Stellung relativer Macht zu derjenigen neuer Ohnmacht markiert. Diese relative Machtstellung hat ihre Wurzel ganz offensichtlich in der Bedeutung der Frau in der Ökonomie des »ganzen Hauses«. In diesen Familienwirtschaften hatte die Frau in der Tat ein »Selbst«, ein widerstandsfähiges Ich, das aus ihrer spezifischen Arbeitsleistung resultierte. Daß die relativ hohe Stellung der Frau durch ihre Arbeit begründet sein sollte, mutet uns heute etwas seltsam an, denn schließlich arbeiten die Frauen ja auch im Kapitalismus, aber gesellschaftliche Macht besitzen sie dennoch nicht.

In der Arbeitsaufteilung der »alten Gesellschaft« brachte die Arbeit der Frau aber tatsächlich eine fast gleichberechtigte soziale Stellung ein, denn diese Arbeit war nicht auf das Haus und die Familie beschränkt, sondern trug unmittelbar zur Ernährung in der gemeinsamen Wirtschaft bei. Frau, Mann, Kinder und Gesinde, alle leisten ihren je spezifischen Beitrag. Die Frauen arbeiten außer Hauses, auf den Feldern, sie sammeln Holz oder hüten Vieh. Sie machen sich mit dem vorbereiteten Brotteig auf den Weg zum Bäcker, um ihn im gemeinsamen Ofen backen zu lassen; sie

treffen sich bei der Wäsche auf dem Marktplatz, auf der Bleiche und am Brunnen. Gerade der Brunnen ist der »eigentliche« Frauenplatz des Dorfes oder der Stadt. Tatsächlich haben die Frauen an noch weit mehr Plätzen das »Sagen«.

In den meisten Gewerben ist eine Geschäftsführung ohne die Mitarbeit der Frauen undenkbar; dies gilt nicht nur für das Handwerk, sondern auch für die frühkapitalistischen Formen der Verlagsindustrie, in der zwar nicht mehr das Rohprodukt und die fertige Ware in der Verfügung des unmittelbaren Produzenten sind, aber doch noch die Organisation der Arbeit im eigenen Haus. Hier bestimmen die Frauen ebensogut wie die Männer, wie die Arbeit innerhalb der Familie aufgeteilt werden soll. Alles ist genauestens traditionell geregelt. Allein nach diesen Arbeitserfordernissen bestimmt sich, was als »männliches« und was als »weibliches« Verhalten gelten kann; und hiernach bestimmt sich auch die soziale Rolle und die Wertschätzung der Familienmitglieder. Die unterschiedliche Arbeit aller hat insofern eine gleiche Bedeutung, als auf niemanden verzichtet werden kann. Daß es ohne Frauen nicht geht, zeigt die folgende Nutzen-Kosten-Rechnung eines Ehemannes: »Wenn man sie entbehren könnte, welch ein schöner Viehstapel könnte nicht dafür angelegt werden. Allein, kaum ist die eine todt, so nimmt man schon eine andere«. So sehen wir die Frauen des 18. Jahrhunderts in den Unter- und Mittelschichten als wahrhafte Arbeitstiere, plumpe und mühselig schuftende Wesen, keineswegs »weiblich« im späteren Sinne; dafür ist ihre Arbeit aber auch der des Mannes gleich und wird auch gleich geachtet. Die Frau hat keinen besonderen »Geschlechtscharakter«, das heißt, ihre Sozialisation erfordert keine besondere psychische Zurichtung. Sie verantwortet bestimmte Arbeitsbereiche, spricht aber mit dem Mann die gleiche Sprache, äußert sich in den gleichen unbeherrschten Gebärden und führt einen großen Teil des Kampfes gegen die feudale und frühkapitalistische Ausbeutung.

Mit der »Schönen Seele« gegen die »Wanduhr« – die deutsche Idylle

Diese wechselseitige Erwartungshaltung, in der sich Mann und Frau als Arbeitstiere wertschätzen, die nur gemeinsam ihren Lebensunterhalt sichern können, gilt Ende des 18. Jahrhunderts nicht nur für die Unterschichten, sondern in gleicher Weise für das Bürgertum. Als »Bürgertum« bezeichne ich hier den neuen Stand der Gelehrten und Beamten, der sich weniger durch Besitz, als durch Bildung vom alten Handwerksbürgertum unterscheidet. Er ist auch nicht ohne weiteres zu vergleichen mit dem westeuropäischen Bürgertum in England und Frankreich, das viel ausgeprägter Züge einer Handels- und Industriebourgeoisie zeigt. Es ist jenes

deutsche – zumeist protestantische – Bildungsbürgertum, das Goethe als den »Mittelstand« bezeichnet,

»die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlbestellte zählt, alle Beamten mit Unterbeamten daselbst, Handelsleute, Fabrikanten, vorzüglich Frauen und Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche, sofern sie Erzieher sind«.

Diese Personen befinden sich in Lebensumständen, die zwar als beschränkt, aber auch als wohlhäbig gelten und die einem »sittlichen« Betragen förderlich sind. Diese »Sittlichkeit« besteht zuallererst in einem normativen Tugend- und Pflichtsystem. Dabei handelt es sich um unmittelbare ökonomische Tugenden wie Ordnung, Pünktlichkeit, anhaltende Arbeitsamkeit, zugleich aber auch, auf dieser Grundlage aufbauend, um »ächte, wahre Würde des Menschen, höhere, bessere Moralität, mehr Güte des Herzens, Wohlwollen, wärmere und aufrichtige Freundschaft und einen wirklich ausgebildeten Geist«. Es sind vor allem diese durch die Bildung bedingten Anforderungen, die das neue Beamtenbürgertum des Absolutismus sowohl gegen den Adel als auch gegen die Unterschichten abgrenzen. In diesem Umkreis wird das Bild von der Kultivierung der Frau entworfen: die Herausbildung der heutigen Familie und der »Aufstieg« der Frau zur Trägerin eines idealen weiblichen Geschlechtscharakters hängen eng zusammen.

Zunächst unterscheidet sich die Arbeit der Frau des Bürgers gar nicht so sehr von der Arbeit derjenigen in den Unterschichten; auch der Pfarrer, der Beamte, der Gelehrte und der Literat können auf die Mitarbeit der Frau nicht verzichten. Wenn sie dennoch auf einen Vertreter der Unterschichten als auf jemanden herabblicken, der sich um Nahrung, Kleidung und Wohnung gleichsam »tierisch« besorgt – wie Wieland in einer Untersuchung über das Verhältnis des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen schreibt –, so macht das »Menschliche« des Bürgers die Art aus,

»*wie* der Mensch . . . alle diese thierischen Dinge thut . . . Denn dies Thier, das sich Mensch nennt, und dies allein, hat ein angeborenes Gefühl für Schönheit und Ordnung, hat ein Herz, das zur Mittheilung seiner selbst, zum Mitleiden und Mitfreude, und zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit angenehmer und schöner Empfindungen angelegt ist.« (Wieland, SW Bd. 44, S. 81 f.)

Es ist also gar nicht so sehr die Formverwandlung der Arbeit der Frau selbst, sondern die psychischen Erwartungen des gebildeten Bürgertums lassen die Arbeitsleistungen der Frau in einem veränderten Lichte erscheinen. Allenfalls wird die Bürgerfrau durch Dienstboten unterstützt, so daß ihr die mehr organisatorischen Aufgaben zufallen. Die eigentliche Umbewertung der häuslichen Arbeit, die schließlich dazu tendiert, den Charakter von »Arbeit« überhaupt verschwinden zu lassen, wird durch die Auslagerung der Arbeit des Mannes aus der gemeinsamen Familienwirtschaft in Gang gesetzt. Außerhalb des Hauses wird der Mann zum Gehaltsempfän-

ger, und mit der zunehmenden Entwicklung der Geldverhältnisse wird dieser Erwerb von Geld zur eigentlichen Erwerbsquelle der Familie, der gegenüber die gebrauchswertschaffende Arbeit der Frau allmählich an Bedeutung verliert. Die Familie ist nicht mehr der Ort der gemeinsamen Wirtschaft, sondern der – scheinbar von aller Arbeit befreite – Binnenraum, in dem der Mann, von der Arbeit heimgekehrt, eine liebende Dienstleistung an sich und den Kindern erwartet. Im Zuge dieser Umbewertung verwandeln sich alle ehemals gleichwertigen ökonomischen Fähigkeiten der Frau in »weibliche Natur«, psychisch begründete Geschlechtseigenschaften. Die sich daraus ergebenden neuen Anforderungen an die Frau werden deutlich formuliert von G. W. F. Pockels, einem Braunschweigischen Hofrat:

»Aber Gott bewahre uns vor einer Gehülfin ohne alle Bildung. Es ist für einen gebildeten Mann keine größere Strafe und Pein auf Gottes Erdboden, als – mit Ehren zu melden – ein Klotz von Weibe. Und wenn die Frau noch so wohlschmeckend kocht, und noch so fleißig spinnt, und sie hat kein Gefühl für Wahres, Großes und Schönes, und sie kann mit uns darüber nicht sympathisieren . . . und wir können über nichts als küchliches und über spinnrockiges mit ihr reden; so ist sie den ganzen Tag für uns nichts mehr, als eine – Wanduhr, die wir bisweilen schlagen, oder singen hören, und diese Vorstellung macht uns sogar ihres nächtlichen Nießbrauchs bald überdrüssig.« (*Versuch einer Charakteristik*, Bd. 2, S. 322)

Diese »Wanduhr«, die haushälterische Frau als Inkarnation der bisher geforderten ökonomischen Fähigkeiten, paßt nicht mehr zu den veränderten Glücksvorstellungen der Männer der bürgerlichen Schicht. Denn diese zentrieren sich zunehmend auf die Familie, als den eigentlichen Raum der Menschlichkeit, der von der »großen Welt« abgeschirmt ist. Dort – in der Erwerbssphäre des Mannes – herrscht die Konkurrenz, der kalte Egoismus, schäbiges Übervorteilen usw., in der Familie herrschen unter der Anleitung der Frau »Wohltun und Liebe«:

»Wenn es draußen in der Welt stürmt, wenn alle Gemüther und Kräfte miteinander kämpfen und ringen, wenn die Kriege wüthen, und alle Hoffnungen einer besseren Zeit untergehen, wenn selbst die stärksten und muthigsten verzagen, was bleibt dem bessern Menschen dann noch übrig, als der vertrauliche Umgang mit seinem häuslichen Glücke, sein inniges Wohlgefallen an einem edlen Weibe, an ihrer Liebenswürdigkeit und stillen Güte . . . an dem süßen und unaussprechlichen Genuß veredelter Familienfreuden, und an dem reinen Einklange, welcher sie alle miteinander verbindet.« (Pockels, II, S. 232)

Die »Innenarchitektur« dieses Binnenraumes bedarf auch der Frau als Einrichtungsgegenstand, und hier liegt der Ursprung ihrer idealischen Überhöhung. Sie soll sich nun zugleich harmonisierend, liebend und triebverzichtend ihrem Manne zuwenden. Ihr Bild wird psychisch umgebaut. Jenseits dieses Raumes hat sie keinen »eigentlichen« Bereich mehr, denn ihre Natur, d. h. ihre »Bestimmung« ist es nun, sich als Gattin, Hausfrau und Mutter zu erfüllen. Damit sie dieser Bestimmung genüge, wird ihr ein »weiblicher Geschlechtscharakter« angedient. Diese Verwandlung der Frau vollzieht sich in verschiedenen Stufen. Zunächst einmal mußte die neue

Verinnerlichung des familiären Lebens in Widerspruch geraten mit den objektiven Bedingungen, unter denen die Reproduktion der Familie und also auch die Arbeit der Frau nach wie vor standen. Liebe wurde genannt, was nach wie vor in Wirklichkeit Arbeit war. Dieser Widerspruch zwischen der Realität der Arbeit und den männlichen Ansprüchen auf Erfüllung einer gesteigerten Glückserwartung wird – wie auch anders – auf dem Rücken der Frauen gelöst. Durch die relative Entwertung der gebrauchswertorientierten Arbeit der Frau gegenüber der in Geld bezahlten Tätigkeit des Mannes war auch ein Anstoß gegeben, die Arbeit der Frau neu einzuschätzen: sie konnte *idyllisch* verklärt werden. Es ist das Wesen der Idylle, die Arbeit der Mühe zu entkleiden und sie in eine schön anzusehende liebende Zuwendung umzuinterpretieren.

In seiner *Ästhetik* wirft Hegel die Frage auf, wie überhaupt die Sphäre der Notwendigkeit Gegenstand der Kunst werden könne. Als Antwort beschreibt er einen Zustand, »der in der Mitte steht zwischen den goldenen idyllischen Zeiten und den vollkommen ausgebildeten allseitigen Vermittlungen der bürgerlichen Gesellschaft« (*Ästhetik,* Bd. I, S. 254). Dieser Zustand erinnert lebhaft an die Schilderungen der häuslichen Verhältnisse des gebildeten Bürgertums. Die Nahrungsmittel sind einfach und darum ideal, sie werden vor allem selbst hergestellt, sie sind sozusagen mit Liebe durchtränkt und nicht bloße Waren. In einem zeitgenössischen Dialog hebt die »Frau Pfarrerin« diesen ihren Vorzug gegenüber einer städtischen, begüterten Dame hervor:

»Mein schönes Obst, meine herrlichen Blumen hab' ich *selbst* gepflanzt und gar nicht ohne Mühe gewartet und gepflegt. Meine Linnen hab' ich selbst erbauet, selbst spinnen helfen, selbst wirken lassen, selbst gebleicht, selbst genäht. Zu meinem Kuchen hatt' ich die Kirschen selbst gepflückt, selbst die besten ausgesucht – kurz, es war ganz und gar *mein* Werk . . . Sie aber haben das alles *für Geld* kaufen, haben es *durch Andere* machen lassen. *Selbst machen,* selbst Mühe und Fleiß darauf wenden – das ists, was immer und überall durch die schönste Freude vergolten wird.«

Alle Selbständigkeit der Frau, auf die sie hat verzichten müssen, findet sich wieder im »Selbstmachen«, die selbstgemachten Gegenstände verdecken ihre Person, indem sie – mit Liebe gemacht – ihre Arbeit unsichtbar werden lassen. Die gute Pfarrerin illustriert hier die Voraussetzungen, die Hegel als Bedingung der Möglichkeit der Idealisierung nennt:

»In einem solchen Zustance hat der Mensch in allem, was er benutzt und womit er sich umgibt, das Gefühl, daß er es aus sich selber hervorgebracht und es dadurch in den äußeren Dingen mit dem Seinigen und nicht mit entfremdeten Gegenständen zu tun hat, die außer seiner eigenen Sphäre, in welcher er Herr ist, liegen.« (Ä, I, S. 256)

Allgemeine Voraussetzung aber bleibt die Verklärung der Arbeit: »Allerdings muß dann die Tätigkeit für das Herbeischaffen und Formieren des Materials nicht als saure Mühe, sondern als eine leichte, befriedigende Arbeit erscheinen . . . (ebd., S. 256)

Diese Ausbildung der häuslichen Sphäre zur idyllischen Heimeligkeit ist nur möglich, wenn die Arbeit der Frau nicht als Last, sondern als ästhetischer Wert erscheint. Das kann einmal dadurch geschehen, daß nicht die Tätigkeit selbst, sondern das von seinem Entstehungsprozeß abgetrennte Produkt genüßlich betrachtet wird. Als Beispiel seien die Lobpreisungen der ländlichen Tafeln in den Idyllen von J. H. Voß genannt. Nach dem Essen lobt der Hausvater das Mahl und die Hausfrau:

». . . War denn der Reisbrei
Angebrannt? und der Wein auf dem Reisbrei nüchtern und kahnig?
Waren nicht jung die Erbsen und frisch, und wie Zucker die Wurzeln,
Und was fehlte dem Schinken, den Heringen oder der Spickgans?
Was dem gebratenen Lamm, und dem kühlen rötlichgesprengten
Kopfsalat? War der Essig nicht scharf, und fein das Provinzöl . . .«

Während hier der mühselige Entstehungsprozeß vom glänzenden Produkt abgetrennt wird und dahinter verschwindet, versucht eine andere Wendung, gerade diesen Arbeitsprozeß selbst zu verklären. Die Frau soll nicht nur arbeiten, sondern beide: die Frau bei der Arbeit und die Arbeit der Frau sollen auch niedlich anzusehen sein. Aus dieser Arbeit wird für den Mann eine Quelle erotischer Freuden. Ein Oberamtmann schreibt, als er seine Frau bei der Arbeit beobachtet:

»Aber da ich Dich mit so viel Emsigkeit und so netten feinen Stichen ausbessern sah, da holte ich unsern Oheim, es mitanzusehen, und ich küßte die deutsche Weiberhand, die wechselweise weißes Zeug nähen, Landschaften und Bilder zeichnen, sticken, kochen, Hauben und Garnierungen machen, Clavier spielen, Hausrechnung führen, Wäsche plätten und Briefe schreiben kann. Dieß, meine theure Salie!, ist ein wahrer Zauberkreis von so vielen reizenden Tugenden, in dem ich mit süßem Bewußtsein einer dauernden Glückseligkeit um dich herumgehe. Alles dieß ist auch Ursache, warum ich die Lesetage in diesem Zimmer halten will; um ganz nahe bei den Beweisen diesen häuslichen Verdienstes zu seyn.« (Sophie La Roche, III, S. 83)

Vergleicht man diese anmutige Tätigkeit, auf der der gefällige Blick des Mannes ruht, mit der vormaligen gemeinsamen Familienwirtschaft, in der Mann und Frau zusammen mit Kindern und dem Gesinde in je spezifischer Weise ihren Beitrag zur Existenz leisten, so hat sich die Ausgangsposition der Frau dafür, in der Ehe als gleichberechtigter Partner anerkannt zu werden, in einer ganz bestimmten Weise verschoben – und verschlechtert. Ihre Forderungen an den Mann, wie Kant sie in seiner Konstruktion des Ehevertrages entwickelt hatte, beruhten auf ihrer Arbeit selbst. In der Familie des gebildeten Bürgers arbeitet sie zwar nach wie vor – und diese Familie könnte auch nach wie vor ohne ihre Arbeit nicht bestehen –, trotzdem ist sie jetzt für ihre Anerkennung auf den Mann verwiesen, und zwar vermittelt über die erotischen Qualitäten, die ihn ergötzen sollen und die er beanspruchen kann, da sie Teil ihrer Arbeit im Haus geworden sind. Die Frau und alles, was sie umgibt, soll »schön« sein, was sie tut, soll aus

»Liebe« getan sein. Aus dieser Vermittlung entwickelt sich die allgemeinere Vorstellung von der »schönen Tugend« der Frau. Kant transportiert noch Teile der »alten« Gesellschaft, wenn er, wie in der Rechtsphilosophie, die Verhältnisse der Familienwirtschaft zugrundelegt. Er ist aber zugleich auch Mitglied der neuen, bürgerlichen Gesellschaft, wenn er, wie in den »Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen« (es verschlägt dem nichts, daß sie fast 30 Jahre vor der Rechtsphilosophie geschrieben sind) postuliert, daß Frauen schlechthin als das »schöne Geschlecht« tituliert werden sollten. Für Kant ist dies nur eine Weiterentwicklung seines Grundgedankens, daß die Natur für einen Ausgleich der Geschlechter gesorgt hat, so daß auch auf verfeinerte Weise Mann und Frau sich wechselseitig ergänzen. Dennoch sind jetzt Mann und Frau auf *je verschiedene Geschlechtscharaktere* festgelegt:

»Die Tugend des Frauenzimmers ist eine *schöne Tugend*. Die des männlichen Geschlechts soll eine *edle Tugend* sein. Sie werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es häßlich ist, und tugendhafte Handlungen bedeuten bei ihnen solche, die sittlich schön sind. Nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit.« (II, 231)

Diese letzten Begriffe sind typisch für das Verhalten des Mannes in der bürgerlichen Gesellschaft. Ihr Grundgedanke ist der der Pflicht. Der Pflicht muß der Mann seine »Neigung« opfern, und in diesem Opfer besteht seine Tugend. Was er jedoch in der feindlichen Konkurrenzgesellschaft nicht vermag, nämlich zu einem harmonischen Ausgleich von Pflicht und Neigung zu kommen, das kann er in doppelter Weise in seiner Familie erwarten: hier darf er seinen Neigungen leben und erfährt das ästhetische Schauspiel seines Weibes, die ihm jene Verbindung von Pflicht und Neigung in scheinbar spielerischer Leichtigkeit vorführt – und ihn selbst dabei veredelt, also doch wenigstens im Kreise der Familie zu einem »Menschen« macht, der er im »feindlichen Leben« nicht sein konnte. Tugendhafte, »sittlich schöne« Handlungen haben offenbar Platz in einer Sphäre, die nicht unmittelbar den Zwängen der bürgerlichen Gesellschaft unterworfen ist. Und sie finden in der »schönen Seele« ihre Inkarnation.

»Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Erscheinungen desselben in Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmütige Opfer, das sie dem Naturtrieb abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen . . . In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung.« (Schiller S. 173 f.)

Was in der »schönen Tugend« der Frau bei Kant nur erst angedeutet ist, wird hier in Schillers »schöner Seele« als Idealbild formuliert: Pflicht und Affekt sollen so zusammenfallen, daß die Erfüllung der Pflicht selbst zur Äußerungsform des Triebes wird. Triebanspruch und Triebunterdrückung sollen keine Gegensätze mehr bilden, sondern das ästhetische Schauspiel ihrer unmittelbaren Identität in der »schönen Seele« sein. Einfacher ausgedrückt heißt das für die soziale Wirklichkeit der Frau: Wenn sie arbeitet, soll sie sich mühelos darstellen; wenn sie Pflichten hat, soll sie diese mit Neigung tun; wird sie unterdrückt, soll sie sich sanft beugen; zwanglos soll sie den Zwang verleugnen, der ihr angetan wird. Und dieses alles soll in ihrer »Natur« begründet sein.
Was hinter einem solchen Konzept im Einzelnen steht, läßt sich in einem letzten Teil an Fichtes *Grundlage des Naturrechts* demonstrieren.

Das männliche Ich und sein selbst-loser Spiegel

Die »schöne Seele« ist nichts für sich selbst, aber alles für Andere; erst dadurch wird sie für sich. Der trübsinnige Hintergrund dieses dialektischen Tricks – Liebe genannt – wird erst deutlich, wenn man die allgemeinen Begriffe »Pflicht« und »Neigung«, die doch auf das schönste vereinigt werden sollen, wieder mit ihrem realen Substrat anfüllt. Was ist denn die Pflicht des Weibes?

»Sie sorgt für sich, wenn sie für ihren Gatten sorgt . . . Die höchste Entäußerung der Selbstheit, ist hier die feinste Selbstliebe, wie sie es überhaupt bei aller Liebe ist.« (Ewald, *Die Kunst*, II, S. 81)

Der Bürger findet sich in seinen täglichen Geschäften außer sich; erst im Familienkreise, den die Frau ihm garniert, findet er zu sich selbst:

»Wer bei einem Blicke in die bürgerliche Gesellschaft sich sagen muß: da achten die meisten mich nur nach meiner Kraft, viel oder wenig zu heben und zu treiben; da gelte ich als Rad in der Maschine, an dessen Stelle, wenn es stockt, ein anderes gesetzt wird, und der noch nicht eingefügten Räder und Gewichte stehn immer viele bereit; wer sich so in der bürgerlichen Gesellschaft verliert, der findet sich in der häuslichen wieder. Hier wird jeder um seiner selbst willen, und uneigennütziger geschätzt.« (Starke, S. 167)

Die Liebe der Frau genügt ihrer Bestimmung, wenn sie den Mann

»mit der undankbaren Welt wieder aussöhnt, wenn sie in sein finsteres, von allen Seiten bestürmtes Gemüth, neue Strahlen der Hoffnung leitet, ihm ein neues emporstrebendes Kraftgefühl erweckt«. (Pockels, *Versuch*, S. 147)

Wie sie dies erreicht, wird ihr in einem Hauskalender nahegelegt, wie ihn Frau Nicolai 1785 von einer Freundin geschickt bekam. In diesem Kalender stehen hinter den Tagen nicht mehr die Namen von Heiligen, sondern die Tugenden der Frau – allmorgendliche Mahnung, wie sie sich verhalten soll.

Ich habe ein paar dieser Tugenden herausgegriffen und sie in zwei unterschiedlichen Rubriken sortiert:

I	II
Liebe	Beständigkeit
Zärtlichkeit	Gefaßt
Gefälligkeit	Langmuth
Scherz	Gelassenheit
Anmuth	Bedachtsam
Niedlich	Zufrieden
Hold	Klug
Zierlich	Geduld

Die Tugenden in den beiden Kolonnen dienen einem je verschiedenen Zweck. Die erste ist eindeutig auf den Mann ausgerichtet: so soll die Frau ihm erscheinen. Die zweite zeigt die Selbstzurichtung der Frau, die erforderlich ist, um sich jederzeit gemäß der ersten Kolonne geben zu können. Die Frau hat kein »Selbst«, weil sie sich ganz an dem Ich eines anderen orientieren soll. Stattdessen verfügt sie über eine Reihe von Eigenschaften, die es ihr – gleichsam wie mit Krücken und Stützen – ermöglichen, ihr Ich für diese Aufgabe bereitzustellen. Mauvillon – einer der fortgeschrittensten Theoretiker – hat dieses Problem durchaus gesehen. Jeder Mann ist ein Ich für sich selbst, nur die Frau ist ein Ich für einen Mann:

»Indes ist doch ihre Lage in diesem Punkt sonderbar genug, und wir können uns keinen rechten Begriff davon machen. Das Urgesetz der menschlichen Natur ist, daß jeder für sich selbst der Mittelpunkt der ganzen Welt ist. Nur von seinem Ich hat man ein innres Gefühl, alles andre sind bloße Erscheinungen, Eindrücke, die auf dieses Ich geschehen, und wovon es Bewußtsein hat. Diesem Gesetze sind die Weiber sowohl unterworfen als wir. Ihr Mann ist also auch bloß für sie eine Erscheinung, und dieser Erscheinung müssen sie doch ihr ganzes Wesen unterwerfen, ihrem Willen, von dem sie allein die Empfindung haben, entsagen und seinen, da er doch ihrem Wesen fremd ist, annehmen.« (S. 141)

Was jedoch auch Mauvillon nicht sieht, ist, daß dieser Kulturcharakter der Frau ein historisches Produkt ist, hervorgegangen aus der Einschließung des Weibes in die häusliche Sphäre. So ist auch für ihn die Leistung der Selbstzurichtung als Teil von Arbeit kein gesellschaftliches Problem, sondern er stellt das stille Leiden der Frau an ihrer Aufgabe als Ausfluß ihrer Natur dar:

»So wollte es die Natur, und dagegen hilft nun freylich keine Sträuben.« ». . . diese gütige Mutter rüstete das weibliche Geschlecht dagegen mit zwei Eigenschaften aus, ohne welche sein Zustand ganz unerträglich sein würde. Die eine ist jene Mäßigung der Triebe . . ., die andere ist eine heldenmäßige Geduld im Leiden.« (S. 46)

So konstruiert die Theorie einen Kreislauf der Fatalität: will die Frau aufbegehren, so kann sie ihre »Bestimmung« nicht erreichen, will sie ihre »Bestimmung« erreichen, muß sie sich selbst aufgeben, sofern sie mehr anstrebt, als liebende »Gattin, Hausfrau und Mutter« zu sein.
Daß diese »Selbst«-Aufgabe ganz konkret zu denken und durchaus keine

Metapher ist, macht der Philosoph J. G. Fichte den Frauen deutlich. Hier wird sonnenklar bewiesen, daß die Unterdrückung der Frau nicht gesellschaftlich bedingt ist, sondern ihrem Wesen entspricht. Unter Fichtes Hand verwandelt sich die historisch gewordene Segregierung in bestimmte geschlechtsspezifische Verhaltensweisen in zwei ahistorische Prinzipien um: das männliche ist schlechthin aktiv, das weibliche ebenso schlechthin passiv. Das eine verhält nicht nur tätig, das andere nur leidend. Da es – nun kommt die Pointe – widersinnig sei, daß ein leidendes Prinzip seine Befriedigung verlange, kann die Befriedigung des weiblichen Geschlechtstriebes – den der Philosoph nicht umhin kann zuzugestehen - nur dadurch geschehen, daß er eine besondere Form annimmt:

»Es ist daher nothwendig, daß dieser Trieb beim Weibe unter einer anderen Gestalt und, um neben der Vernünftigkeit bestehen zu können, selbst als Trieb zur Thätigkeit erscheine; und zwar, als charakteristischer Naturtrieb zu einer nur diesem Geschlechte zukommenden Thätigkeit.« (S. 307)

Auf diesem Grundgedanken beruht Fichtes Deduktion der Ehe. Da die Frau zwar einen Geschlechtstrieb besitzt, ihn aber nicht aktiv äußern kann, kann sie ihn nur befriedigen, indem sie nicht sich, sondern ihren Mann befriedigt. Nur dann lebt sie der Vernunft gemäß; sie ist nicht länger Selbstzweck, sondern wird Mittel zum Zweck der Befriedigung des Mannes. Dieses Verhältnis der Frau zum Manne nennt Fichte »Liebe«:

»Liebe ist also die Gestalt, unter welcher der Geschlechtstrieb im Weibe sich zeigt. Liebe aber ist es, wenn man um des Andern willen, nicht zufolge eines Begriffes, sondern zufolge eines Naturtriebes, sich aufopfert.« (S. 310)

»Daß ich alles kurz zusammenfasse: Im unverdorbenen Weibe äußert sich kein Geschlechtstrieb, und wohnt kein Geschlechtstrieb, sondern nur Liebe; und diese Liebe ist der Naturtrieb des Weibes, einen Mann zu befriedigen. Es ist allerdings ein Trieb, der dringend seine Befriedigung heischt: aber diese seine Befriedigung ist nicht die sinnliche Befriedigung des Weibes, sondern die des Mannes; für das Weib ist es nur Befriedigung des Herzens.« (S. 311)

Vor diesem endlich gefundenen neuen Kulturcharakter der Frau und vor seinem Bild stehen die anderen Aufklärer teils ehrfürchtig staunend, teils unverhohlen triumphierend:

»Von dem Triebe, der den Grund des Bandes beider Geschlechter ausmacht, ist dem Weibe die geringere Freude zuteil geworden. Uns hingegen reicht die Natur ihren Zauberkelch in vollstem Maße.« (Mauvillon, S. 37)

So war am Ausgang der bürgerlichen Gesellschaft als »Bestimmung des Weibes« ein weiblicher Geschlechtscharakter formuliert worden, in dem die Aufgabe der Frau identisch wurde mit ihrer Selbstaufgabe. Zu »sich selbst« kommen hieß für sie, auf sich selbst verzichten.

Mit der scheinbaren Befreiung der Frau aus den »rohen« Zuständen der »alten Gesellschaft« wurde die neue Gestalt ihrer Unterdrückung in die Frau selbst hineingegeben. Dennoch war diese neue Form der Repression

nie vollständig und gewiß nie unwidersprochen: wer sich aber gegen sie auflehnen wollte, hatte mit der Schwierigkeit zu kämpfen, gegen den »eigenen« weiblichen Kulturcharakter rebellieren zu müssen.

Literatur

Kant, *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen,* Akademiausgabe Bd. II

Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht,* Akademieausgabe Bd. VII

Kant, *Die Metaphysik der Sitten,* Akademieausgabe, Bd. VI

Schiller, *Über Anmut und Würde,* Insel-Ausgabe, Bd. IV, Frankfurt 1966

Fichte, »Deduction der Ehe«, in: *Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre* 1796, Sämtliche Werke, Berlin 1845, Bd. III S. 304 ff.

Ch. M. Wieland, *Untersuchung über das Verhältnis des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen,* Werke, Bd. 44

C. F. Pockels, *Versuch einer Charakteristik des Weiblichen Geschlechts. Ein Sittengemälde,* Bd. I-V, Hannover 1797-1802

J. Mauvillon, *Mann und Weib nach ihren gegenseitigen Verhältnissen geschildert,* Leipzig 1791

G. W. Starcke, *Gemählde aus dem häuslichen Leben,* Berlin (1793-1796) 1827³, 3. Slg.

E. Brandes, *Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben,* Teil I-III, Hannover 1802

J. L. Ewald, *Eheliche Verhältnisse und eheliches Leben in Briefen,* Leipzig 1810-1814

J. L. Ewald, *Die Kunst ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden,* Frankfurt (1804) 1826³

Ehe und Hauskalender des Herrn und der Madame Nicolai in Berlin, Berlin 1785

Sophie von La Roche, *Rosaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von St. Altenburg,* 3 Bde. 1779–1781

R. M. Grimmer, *Das bürgerliche Frauenideal und Ansätze zur Frauenemanzipation in der Literatur des 18. Jahrhunderts,* Magisterarbeit, Berlin 1972

K. Hausen, »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, erscheint in W. Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas,* Stuttgart 1977

Thomas Brasch
Vor den Vätern sterben die Söhne
Erzählungen

„Mit Klarheit und Entschiedenheit breitet dieser Prosaband also das psychische Material, den sozialen Konfliktstoff aus, mit dem und an dem der Autor Brasch arbeitet, und kein Zweifel: dieser Leidens-, dieser Rebellionsdruck, diese anarchistische Trauerwut sind heute aktuell, glaubwürdig, explosiv, nicht nur in der Literatur und beileibe nicht nur in der DDR.“
(Süddeutsche Zeitung)
Rotbuch 162. 112 Seiten. DM 8.–

sozialmagazin

Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik

Protokolle, Materialien, Erfahrungsberichte aus Projekten, Modellen – geschrieben von den Leuten, die sie machen:
Erfahrungen von der Basis

Theorie, die Bedingungen von Erfahrungen benennt, Grenzen von Erfahrungen formuliert und damit ihre Tauglichkeit für die Praxis ausweist:
eingreifende, praktische Theorie

Analysen, Daten, Fakten aus traditionellen Arbeitsfeldern, die in anderen Zeitschriften nicht erscheinen (dürfen):
Informationen, die weiter helfen

sozialmagazin

In den ersten Heften des Sozialmagazins schreiben:
Manfred Liebel,
Hedwig Ortmann,
Reinhard Wolff,
Gunnar Heinsohn,
Barbara M. C. Knieper,
Christian Marzahn,
Udo Maas,
Annelie Keil,
C. W. Müller,
Prodosh Aich,
Monika Seifert,
Oskar Negt . . . u. a.

Außerdem kann man erfahren, wo es unveröffentlichte, aber wichtige Manuskripte gibt – kann man Karteikarten sammeln – kann sich über neue Bücher und Zielgruppenfilme informieren – Cartoons von Clodwig Poth, Marie Marcks, Jan Tomaschoff u. a.

Heinsohn/Knieper und Monika Seifert über Kindertagesstätten: Realität – für Kinder verboten

Gruppe Kinderschutzzentrum Berlin: Das Elend der Kinder Protokolle, Analysen . . . Auswege

Hedwig Ortmann über Leben und Lernen an der Hochschule: Das Zutrauen zum eigenen Denken bei der Aufhebung der Knechtschaft

Alvons Diemer über Arbeitslose im Jugendzentrum: Solidarität lernen

Erziehung in Kollektiven: Kindheit in China

Nach drei Jahren Kampf um den „aufrechten Gang": Tagebuch aus dem Knast

Mädchen berichten aus einem katholischen Erziehungsheim: Überwacht, isoliert, totgeschwiegen

Coupon bitte ausfüllen, ausschneiden und einsenden an Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim

Vorzugsangebot zum Kennenlernen

Ich bestelle ab sofort zum Vorzugspreis von DM 10,– (inkl. Versandkosten und MwSt.) ein Probeabonnement (4 Hefte) ab Nr. ( ) der Zeitschrift SOZIALMAGAZIN 1010

Bitte beachten Sie: Wir liefern nach Ablauf des Probeabonnements zum regulären Bezugspreis (Jahresabonnement DM 40,– inkl. Versandkosten und MwSt.) weiter, falls nach Auslieferung des dritten Heftes keine Abbestellung erfolgt.

Name

Vorname

Straße

PLZ/Ort

Datum/Unterschrift

Selbstorganisation im Altenklub: Der (sehr) lange Weg zur Selbstbestimmung

ATHENÄUM
HAIN
SCRIPTOR

Postfach 1348 · D-6242 Kronberg/Ts.

Lida-Gustava Heymann
in Zusammenarbeit mit Anita Augspurg

Erlebtes – Erschautes

Deutsche Frauen kämpfen für Freiheit, Recht und Frieden 1850-1940
Herausgegeben von Margrit Twellmann
310 Seiten, ca. 19,80 DM
ISBN 3-445-00927-9 (Hain)

Die vorliegenden Memoiren tragen in ihrer komprimierten Form wesentlich dazu bei, eine erhebliche Wissens- und Informationslücke in dem Bereich der radikalen bürgerlichen Frauenbewegung und der politischen Frauenaktivität in der „Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit" zu schließen. Bislang existieren nämlich so gut wie keine umfassenden Abhandlungen über die deutsche bürgerliche Frauenbewegung, die den linken, „radikalen" Flügel auch nur berücksichtigen, geschweige denn in seiner vollen Bedeutung werten und würdigen.

Margrit Twellmann

Die Deutsche Frauenbewegung

Ihre Anfänge und erste Entwicklung
1843-1889
246 Seiten, 14,80 DM
ISBN 3-7610-4112-8 (Athenäum)

Im Mittelpunkt dieser Untersuchung steht die Tätigkeit der ältesten Vereinsgruppen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (1865 Leipzig) und des Verbandes Deutscher Frauenbildungs- und Erwerbsvereine (1869 Berlin). Als Quellenmaterial wurden u. a. folgende Zeitschriften benutzt: „Die Gleichheit" (hrsg. v. Clara Zetkin), „Frauenwohl" (hrsg. v. Verein Frauenwohl), „Die Frauenbewegung" (hrsg. v. M. Cauer), „Zeitschrift für Frauenstimmrecht" (hrsg. v. A. Augspurg), „Mutterschutz" (hrsg. v. H. Stöcker).

Karen Böhme

Zum Selbstverständnis der Frau

Philosophische Aspekte der Frauenemanzipation.
1973 VIII, 81 Seiten br. 35,50 DM
ISBN 3-445-00986-4 (Hain)

Carola Möller

Die Einfügung der ungelernten Jungarbeiterin in den industriellen Arbeitsprozeß

1966 X, 181 Seiten br. 28,00 DM
ISBN 3-445-00479-X (Hain)

Maria Mies

Indische Frauen zwischen Patriarchat und Chancengleichheit

Rollenkonflikte studierender und berufstätiger Frauen
1973 XIV, 266 Seiten br. 57,50 DM
ISBN 3-445-01042-0 (Hain)

Ästhetik und Kommunikation Heft 25

Das „Frauenheft":

Frauen/Kunst/Kulturgeschichte

Mit Beiträgen von Silvia Bovenschen, Luciana Zingarelli, Iris Wagner, Elisabeth Lenk, Sarah Schumann, Cäcilia Rentmeister u. a.

Einzelpreis 7,50 DM

Heft 1-26 zu beziehen beim Scriptor Verlag.

Bitte fordern Sie unser ausführliches Prospektmaterial an.

Ulla/Birgit/Susan/Sabine/Barbara
»Ich möchte lernen, ich selbst zu sein«

SIEBZEHNJÄHRIGE OBERSCHÜLERINNEN SCHREIBEN ÜBER SICH

I. ROLLEN-TRAINING

Ulla

Über meine Erziehung als Frau kann ich nicht viel sagen. Ich habe, wie wohl die meisten Mädchen, Puppen gehabt und auch damit gespielt. Ich war nie sehr begeistert von meinen Puppen, aber manchmal war es schön, etwas zu haben, woran ich meine Aggression und meine Zärtlichkeit auslassen konnte. Selbst Autorität sein, selbst Mutter spielen, besonders dann, wenn meine Mutter mich geärgert hatte. Es waren immer sehr extreme Stimmungen, in denen ich mich meinen Puppen oder besser meiner Lieblingspuppe zugewendet habe: aus einer totalen Verzweiflung heraus, wenn z. B. meine Geschwister (Bruder 6 Jahre älter, Schwester 3 Jahre älter) nicht mit mir spielen wollten; aus einem Wutgefühl heraus, wobei ich meine Puppe bewußt sadistisch gequält habe, verhauen, mit Liebesentzug bestraft, an die Wand geworfen . . . oder aus einer Zärtlichkeit heraus, wenn ich sie geliebt, gestreichelt, geküßt habe, eben eine »liebe Mutter« war.
Meine große Puppenzeit hatte ich mit 9 bis 10 Jahren. Zu der Zeit waren die sogenannten Modepuppen auf den Markt gekommen, und meine Freundin und ich waren davon begeistert. Mit ihnen haben wir die Sexualität, so wie wir sie im Aufklärungsunterricht mitbekommen hatten, nachgespielt. Das war eine sehr spannende Sache! Wie »das« jetzt genau abläuft, hatte man uns nicht gesagt, und wir waren sehr am Detail interessiert. Vage Vorstellungen davon, daß der Mann eben einen Penis hat und die Frau eine Vagina, und daß der Mann irgendwann seinen Penis in die Vagina der Frau einführt . . . Durch die Puppen haben wir unsere eigenen Vorstellungen ausgedrückt. Wichtig ist dabei, daß wir uns sehr sadistisch-masochistische Spiele ausgedacht haben. Das arme Mädchen, das vergewaltigt wird . . . Dabei haben wir uns, glaube ich, mehr mit dem »Mann« als mit der Frau identifiziert. Gerade diese sexuell-betonten Spiele waren sehr geheim. Wir hätten nie jemandem davon erzählt. Es war etwas Verbotenes, sehr Faszinierendes, Erregendes.
Auch unsere anderen Spiele waren sehr rollenbezogen. Eins unserer favourites war das Prinzessinspiel. Wir haben uns verkleidet (Stöckelschuhe, lange Kleider . . .) und eben Prinz und Prinzessin gespielt. Bei diesen Spielen mußte es immer, oder fast immer, einen Mann geben, das gehörte dazu. Das Problem war nur, daß keine von uns der Prinz sein wollte. Das

gab laufend Konflikte. Jede wollte die schwache Prinzessin sein, die ohnmächtig wird, gerettet wird, sich hübsch machen darf. Der Prinz mußte eben stark sein, mußte die Prinzessin aus ihren Miseren retten, durfte auch keine schönen Kleider anhaben; hatte also eine für uns nicht erstrebenswerte Rolle.
Auf der anderen Seite habe ich das Schwachsein, Schönsein, Schöne-Kleider-Haben von Frauen immer abgelehnt. War sehr stolz darauf, genauso auf Bäume klettern zu können, genauso Mutproben bestehen zu können wie die Jungen, mit denen ich zu tun hatte. Ich wollte auch ein Junge sein! Mit ca. 12 Jahren war mein Jungeseinwollen am stärksten ausgeprägt. Trotzdem war es mir irgendwo in meinem Kopf klar, daß ich einmal heiraten und Kinder kriegen würde. Zu der Zeit begann sich meine Schwester für Jungen zu interessieren, auf die ersten Parties zu gehen, sich zu schminken. Ich konnte das einfach nicht verstehen und habe es rundweg abgelehnt. »Wie kann ein normaler Mensch sich das Gesicht anmalen, sich hübsch anziehen, nur für ein paar ohnehin doofe Typen, mit denen man wenig anfangen kann?« Ich wußte eins mit 100% Sicherheit: »So wirst du nie!« Ich konnte es nicht begreifen, was daran schön sein soll, mit einem Jungen zu gehen und sich zu küssen. – Diese Vorstellung hat sich so lange gehalten, bis meine Klasse auch in die Partyzeit kam. Am Anfang habe ich mich noch davon distanziert, aber mit der Zeit bekam ich mit, daß du als Frau nur etwas giltst, wenn du einen Freund hast, daß es wichtig ist, wenn mich die Jungen gut finden, und daß ich auch selbst etwas dazu tun muß: kurzes Röckchen anziehen, Wimperntusche, Brauen zupfen etc. Das habe ich dann zusammen mit meiner Freundin auch gemacht. In der Zeit gingen alle meine Mädchenfreundschaften ziemlich am Arsch. Ein unsinniger Konkurrenzkampf setzte zwischen uns ein. Jede wollte besser, begehrenswerter, weiblicher sein als die andere. Wir haben uns gegenseitig ausgespielt. Das war eine sehr schlimme Zeit. Ich fühlte mich wahnsinnig allein und isoliert.
Seit dem Dezember 1973 hatte ich eine sehr intensive Zweierbeziehung zu einem 4 Jahre älteren Jungen. Für diese Beziehung habe ich meine anderen Beziehungen zu Mädchen alle einschlafen lassen. Auch eine sehr intensive Freundschaft zu einem Mädchen, eine platonische Liebe, habe ich aufgegeben. Ich habe mich voll dem A. zugewendet. Nach einiger Zeit stellte ich fest, daß ich außer ihm niemanden mehr hatte, daß er meine gesamte Stabilität ausmachte . . .

Birgit

Meine Erziehung als Mädchen war im wahrsten Sinne des Wortes perfekt. Mein Vater ist Chef einer Firma und wünschte sich zur Erhaltung der Firma nichts sehnlicher als einen Sohn. Da ihm dieser Wunsch nicht erfüllt wurde,

sollten aus meiner Schwester und mir wenigstens perfekte Mädchen werden.
Bis ich in die Schule kam, war meine Erziehung noch nicht so rollenspezifisch. Ich hatte nur Jungen aus der Nachbarschaft als Spielkameraden, mein Vater förderte diese Bekanntschaften, so hatte er in mir wenigstens einen »Ersatzjungen«. Später dann mußten wir tischdecken, kochen, in der Küche helfen usw. Noch schlimmer wurde es, als ich abends weggehen wollte. »Einem Jungen in deinem Alter könnte ich es erlauben, aber dir . . .« Als ich dann die ersten Widerstände gegen die Erziehung und ihm gegenüber brachte, wurde ich mit Sprüchen konfrontiert wie z. B. »Hier im Hause bin ich der Mann und ich bestimme, was zu tun ist«. Daß man als Mädchen nicht so viel zählte, bekam ich öfters zu spüren . . .

Susan
Meine Eltern haben mich unter dem Gesichtspunkt erzogen, einen aufrichtigen, selbständigen Menschen aus mir zu machen – eine ganz normale Wunschvorstellung von Eltern. Ich glaube, ganz *unbewußt* haben sie mich aber doch in die typische Frauen-Rolle reingepreßt. Ich würde das vielleicht nicht so kraß merken, wenn ich nicht einen zwei Jahre jüngeren Bruder hätte. Schon immer war es so, daß er z. B. für handwerkliche Arbeiten und ich mehr für häusliche herangezogen wurde. Logisch, daß er jetzt beides kann, während ich z. B. null Ahnung im technischen Bereich habe. Daraus entwickelt sich natürlich dann *der* Prototyp Frau, der total unfähig ist, was weiß ich, eine elektrische Leitung zu verlegen. – Weiterhin gibt es in unserer Erziehung sehr große Unterschiede im moralischen Bereich. Würde die Freundin meines Bruders ein Kind bekommen, dann wäre das nichts weiter als ärgerlich, werde ich aber schwanger, ist natürlich der Teufel los. Und im übrigen hat eine Frau »sauber in die Ehe zu gehen«. Das Mädchen bzw. die Frau sollte sich einem Mann gegenüber immer so zurückhaltend verhalten, daß sie ihm nie »nachläuft«, sondern daß der Mann sie »erobern« muß. Na ja, das sind alles so Punkte, die ich beliebig weiter fortsetzen könnte, besonders in bezug auf »Aussehen einer Frau«, aber ich glaube, das bringt jetzt nicht viel, und im übrigen glaube ich, daß ich bestimmt etwas von dieser Mentalität übernommen habe . . .

Sabine
Ich glaube nicht, daß meine Erziehung typisch ist für die Erziehung zur »Frau«. Ich hatte die gleichen Freiheiten wie mein Bruder, gerade spielerisch gesehen, ich durfte dreckig und »wild« sein, wie es damals meinen Bedürfnissen entsprach. Allerdings sehe ich heute, daß meinem Bruder technische Aufgaben erteilt werden, mir dagegen mehr die Hausarbeit zugeschoben und erklärt wird, da ich doch mal eine Familie und Kinder

haben soll, was ich, bis jetzt wenigstens, gar nicht möchte. Meine Mutter meint aber, daß Menschen, die nicht dem angeblich »natürlichen« Trieb folgen und eine Familie gründen, unfähig seien, mit einem Partner zu leben, also egoistisch und selbstliebend sind. Diese Meinung beeinflußt mich nicht mehr und ich möchte versuchen, mir so viel Kraft und Selbstbewußtsein zu schaffen, daß ich meinen Weg gehen kann, ohne ein totales Abhängigkeitsverhältnis wie die Ehe einzugehen.
Manchmal erwische ich mich doch in der Rolle der »Hausfrau«, wenn meine Eltern nicht da sind. Ich fange dann eher an zu kochen und zu waschen als mein Bruder, was mich sehr ärgert; aber meine Mutter hat eben *mir* erklärt, wie die Waschmaschine funktioniert. Oder wenn Freunde uns besuchen, fühle ich mich in einer Gastgeberrolle, koche Tee und backe auch mal. Mir ist das schon bewußt, und deshalb glaube ich, daß ich diesen Zwang überwinden kann, d. h. für mich das richtige Verhalten finde. Manchmal ist da ein innerer Konflikt in mir, denn bei manchen Freunden koche ich eben gerne etwas, da ich weiß, sie freuen sich und wissen es zu schätzen. Aber dann denke ich, sone Scheiße, jetzt gibst du wieder das typische Frauenbild ab, obwohl du es ablehnst und emanzipiert sein möchtest und als eine, die auf dem Weg zur Emanzipation ist, verstanden und akzeptiert werden willst. Kochste also, stehste *so da*; und wenn nicht, ist es dann nur Prinzipienreiterei? Das lehnst du auch ab.
Dann noch der Punkt mit der Kleidung. Ich solle mich etwas »mädchenhafter« anziehen, nicht so gleichgültig sein damit, das sehe nicht schön und »vorteilhaft« aus. Mir sind schönere Sachen nicht wichtig, zu teuer und zu unpraktisch. Außerdem verbinde ich mit diesem Schöner-anziehen eine Zur-Schau-Stellung meines Körpers, was ich rational gesehen fast ablehne, weil ich meinen Körper nicht lieben will aufgrund seines »Reizes«, den er ausübt, sondern ein natürliches Verhältnis zu ihm haben möchte, unabhängig von seinem Aussehen. Andererseits bin ich noch nicht so weit, daß ich auch nach meinem Denken handeln kann, d. h. ich finde es manchmal schon ganz gut, wenn Typen gucken, ich schminke mich sogar manchmal aus diesem Grund. Allerdings weiß ich, daß ich Schminken nur nötig habe, wenn ich unzufrieden mit meinem Äußeren bin, mich nicht schön finde, was aber wieder mit der Bestätigung von anderen zusammenhängt. Und solche Momente zeigen mir deutlich, wie weit ich von meinem »Ziel«, wenn man das so nennen kann, noch weg bin, und wie sehr ich die Bestätigung (natürlich nicht nur äußerlich) brauche.

Barbara
Es ist nicht so leicht für mich nachzuvollziehen, was in meiner Erziehung mein weibliches Verhalten hervorgerufen hat. Natürlich habe ich Puppen zum Spielen bekommen und schöne Kleider zum Anziehen, glaube aber

nicht, daß solche Identifikationsgeschichten am meisten Ausschlag für mein Rollenverhalten gegeben haben. Ich bin bei meinen Großeltern aufgewachsen, da meine Mutter nicht verheiratet war und immer arbeiten mußte. Ich habe sehr darunter gelitten, keine Familie zu haben und meine Mutter nur so selten zu sehen. So hatte ich aber einen relativ großen Freiraum und war auch recht eigensinnig und eigenbrötlerisch. Mein Großvater war sehr autoritär und jähzornig, aber andererseits auch gutmütig und lieb. Zeitweise identifizierte ich mich sehr mit ihm und seiner Stärke, obwohl ich große Angst vor ihm hatte. Meine Oma verachtete ich teilweise wegen ihrer Schwäche und Gutmütigkeit und war oft sehr aggressiv ihr gegenüber, was mir ein schlechtes Gewissen macht, da ich sie mochte und mich mit ihr auf einer Stufe fühlte, zumindest wenn mein Opa seine Wutausbrüche hatte. Ich wollte zeitweilig sehr gern ein Junge sein, aber komischerweise aus dem Grund, weil ich beschützt werden wollte. Vielleicht hat die Konstantheit, mit der meine Mutter und Oma gearbeitet haben, für mich einen beschützenderen Aspekt gehabt als die Labilität und Versoffenheit meines Opas. Der einzige Junge, zu dem ich früher Kontakt hatte, war der Bruder meiner Freundin, der ebenso äußerst autoritär war. Ich mochte ihn auch ganz gern und machte fast alles, was er sagte. Als ich älter war, verbündete ich mich immer mit den Freunden meiner Mutter gegen sie. Mit meiner Mutter und Oma habe ich mich einerseits identifiziert, da wir ähnlichen Repressalien ausgesetzt waren, verachtete sie aber andererseits, was bestimmt damit zusammenhängt, daß ich meine eigene Schwachheit und Unterlegenheit als Frau nie akzeptiert habe . . .

II. In der Frauengruppe

Ulla

Durch Zufall hörte ich von einer Frauengruppe, die sich an unserer Schule bilden sollte. Sie ging von einer Referendarin und einer Schülerin aus. Ich habe mich nach Treffpunkt und Termin erkundigt und bin, wenn auch klopfenden Herzens, mal hingegangen. Ich hatte nur sehr diffuse Vorstellungen, was da überhaupt ablaufen sollte. Ich wollte eigentlich nur neue Frauen kennenlernen, aus meiner Isolation herauskommen. Was ich so über die Inhalte der Frauengruppe gehört hatte: über Probleme sprechen, sich über seine Stellung als Frau klar werden . . ., hat mich schon sehr interessiert. Die ersten Male, wo wir uns getroffen haben, liefen sehr chaotisch ab. Es mußte erst geklärt werden, was jede von der Gruppe erwartete, was jede wollte. Mit der Zeit gab es aber unheimlich gute Gespräche zwischen uns Frauen. Wir bestanden damals aus 3 Referendarinnen und 6-8 Schülerinnen. Es herrschte auch eine ziemliche Fluktuation.

Einige kamen neu, andere blieben weg . . . bis sich halt ein fester Kern gebildet hatte, zu dem ich mich auch zählte. Diese wirklich intensiven Gespräche liefen zuerst nur zwischen einigen Frauen, wenn man nach der Gruppe noch so zusammensaß, um zu schwätzen. Dann wurde es oft viel persönlicher als in der Gruppe selbst. In der Gesamtgruppe fiel es allen Frauen schwer, ganz persönliche Sachen von sich zu erzählen. Wir unterhielten uns über unsere sexuellen Probleme, onanieren, zusammen schlafen, und es war für mich eine wahnsinnig schöne Erfahrung, die Dinge, die mich auf dem Gebiet beschäftigten, auch sagen zu können. Es lief sehr angstfrei ab. Dadurch, daß jede Frau erzählte, alle in die Gespräche einbezogen waren, war eine große Vertrauensbasis da. Es war so toll, mich in den anderen wiederzufinden. Das Gefühl, wenn eine Frau etwas erzählt hat und ich gemerkt habe, daß ich genau dasselbe empfinde und denke. Das Gefühl, nicht alleine dazustehen. Ich war damals noch sehr dazu geneigt, mich, gerade was meine Sexualität betrifft, für etwas außergewöhnlich zu halten. Es wurde vorher, auch in meiner Beziehung zu A., nie so offen über bestimmte Sachen geredet. Vielleicht ist auch ein Grund, daß wir halt alle Frauen waren. Wenn man seine Probleme nicht als ureigene ansieht, sondern merkt, daß ja wohl mehr dahinter stecken muß, wenn so viele Frauen genau dieselben Schwierigkeiten haben, ist das eine große Befreiung.
Ich hatte einen emotionalen Bezug zu der Frauengruppe, freute mich jedesmal darauf hinzugehen. Sie bildete eine Art Gegenpol zu meiner anderen Beziehung. Ich fühlte mich dort wohl und geborgen, eng verbunden mit den Frauen dort. Auch außerhalb der Gruppe intensivierte ich die Beziehungen zu einigen Frauen. – Die Gruppe zersplitterte dann: keine Zeit mehr dafür, mehr politische Frauenarbeit, keine Lust . . .

Susan
Das ganze fing so an, daß ein Mädchen in unserer Schule rumgegangen ist und verschiedene Frauen fragte, ob sie sich nicht an einer FG beteiligen wollten.
Ich weiß nicht, zunächst lehnte ich (damals erst 15 Jahre alt) ab, weil mir das überhaupt nichts sagte und ich die meisten, die ihre Teilnahme dabei schon zugesagt hatten, kaum kannte. Diese FG's waren vor 2 Jahren ja noch ziemlich unpopulär und deshalb hatte ich überhaupt keine Vorstellungen, welche Möglichkeiten sich da einem boten. Jedenfalls sagte meine beste Freundin damals zu, was für mich doch ein ziemlicher Schlag war, weil ich mich für »progressiver« gehalten hatte. Ich bekam dann so am Rande mit, was da alles so ablief, hatte also immer indirekten Kontakt zur Gruppe. Meine Freundin erzählte mir ab und zu etwas, und so langsam wurde auch mein Interesse geweckt. So beschloß ich, selbst auch mal dabei zu sein. Der

Grund, weshalb ich mit der Frauenbewegung überhaupt in Kontakt kam, war also reine Neugier. – Rückblickend muß ich sagen, daß mir das trotzdem wirklich unheimlich viel gebracht hat, sogar so viel, daß ich die FG als eine meiner entscheidendsten Entwicklungsphasen bezeichnen kann.

Abgesehen davon, daß ich mich selbst sehr gut entwickelt habe, fand ich die ganze Atmosphäre in der Gruppe unwahrscheinlich schön. Ich konnte mich da so total emotional reinsteigern, weil wir wirklich ein recht gutes Verhältnis zueinander bekamen. Man merkte auch selbst sofort: hier kannst du wirklich ohne Schiß erzählen, wie du über verschiedene Sachen denkst, hier hast du die beste Chance, mal alles loszuwerden. Klar, daß sich dadurch eine sehr gute Vertrauensbasis entwickelte. Einmal in der Woche trafen wir uns (manchmal sind wir auch am Wochenende in den Taunus rausgefahren), setzten uns zusammen, jemand fing an, über sich oder über ein Problem zu reden, die anderen haben interessiert zugehört und sind jede auf ihre eigene Art darauf eingegangen, indem sie selbst ihre eigenen Erfahrungen miteinbezogen oder einfach Stellung nahmen. Ein sehr wichtiger Lernprozeß war u. a., einen Beitrag nicht zu werten. Dies ist ein Vorgang, den ich bisher nur in der FG kennengelernt habe und weshalb ich sie für sehr wichtig halte. Vorher war es fast grundsätzlich so, daß die Gruppe oder der Mensch, dem man ein Problem anvertraute, vielleicht ganz unbewußt doch eine Wertung miteinbrachte. Sagt z. B. eine zur andern: du, ich brauche unheimliche lange, bis ich einen Höhepunkt bekomme, dann denkt die andere automatisch: Mensch, die ist ja frigide, also da bin ich fähiger! So eine Wertung konnte ich in der FG nie feststellen. Im Gegenteil, meistens war es sogar so, daß bestimmt noch jemand aus der Gruppe ähnliche Schwierigkeiten hatte, und gerade diese Erfahrung war so wichtig, daß man merkte: nicht nur mir geht es so, die andern haben ja das gleiche Problem. Das war manchmal sogar schon die Lösung des Problems, man verlor einfach seine Komplexe, Probleme waren dann nur noch Begleiterscheinungen. Es war in unserer Gruppe also nicht so, daß jemand ein Problem erzählte und die anderen grübelten darüber nach, was es da für Lösungsmöglichkeiten gibt. Die mußte jede für sich selbst finden, was allerdings durch die Gruppe doch unheimlich erleichtert wurde, indem man z. B. Denkanstöße erhielt. Das war der Anfang, sich mit sich selbst zu beschäftigen . . .

Ich war etwa ein Jahr in der Gruppe. Wie gesagt, jede Woche trafen wir uns einmal und meistens hatten wir ein bestimmtes Thema, das wir richtig ausführlich ausdiskutierten, und zwar Themen, die immer mit uns selbst, unseren Gefühlen, unserer Sexualität, unserem Körper zu tun hatten. Nach diesem einen Jahr war allerdings dieser Problemkreis ausgeschöpft und es fiel uns immer schwerer, ein Thema zu finden, über das wir bisher noch

nicht gesprochen hatten. Irgendjemand kam dann auf die Idee, ein Experiment zu machen. Und zwar einfach mal auszuprobieren, wie man selbst darauf reagiert, wenn man von einer anderen Frau berührt oder gestreichelt wird. Ich weiß nicht, mir sagte das irgendwie überhaupt nicht zu. Es sträubte sich alles in mir bei dem Gedanken, irgend jemand zu streicheln. Ich hatte gegen niemand etwas, und trotzdem, das muß ich ganz ehrlich gestehen, ekelte ich mich davor, mit bestimmten Leuten Zärtlichkeiten auszutauschen. Ekeln ist vielleicht das falsche Wort, aber ich finde im Moment nicht das richtige. Jedenfalls wurde mir etwas unwohl im Gedanken daran. Eigentlich bin ich ein Mensch, der unheimlich gerne körperlichen Kontakt mit anderen Menschen hat, aber das muß bei mir spontan kommen. Ich bring es einfach nicht auf Kommando, jemand zu streicheln. Dieses spontane Bedürfnis, einen anderen Menschen zu berühren, kommt dann meistens aus einer Gefühlsregung heraus, wenn ich z. B. sehr glücklich bin, weil die Sonne scheint, oder ich mich unwohl fühle und dann irgendwie die Körperwärme des andern spüren möchte. Auf alle Fälle sagte mir dieses Experiment nicht zu, außerdem hatte ich zu dieser Zeit eine ganze Menge Probleme und eine ziemlich schwierige Entwicklungsphase, so daß ich ziemlich empfindlich und teilweise auch aggressiv auf verschieden Leute wirkte, gegen die ich im Grunde gar nichts hatte, es mir jedenfalls nicht gerade leicht fiel, mich in der Gruppe zu verhalten, so daß ich auszutreten beschloß.

Birgit

Ich erfuhr, daß sich an unserer Schule eine Frauengruppe (Selbsterfahrungsgruppe) gebildet hatte. Um über wirkliche Probleme sprechen zu können, bedurfte es einer längeren Zeit. Am wichtigsten fand ich die Gespräche über Sexualität. Ich fand heraus, daß nicht ich allein Probleme hatte, mit meinem Freund zu schlafen, sondern daß es den anderen ähnlich ging. Zum erstenmal fühlte ich mich verstanden, bestätigt und nicht mehr als anormale Frau, bei der es, aus welchen Gründen auch immer, nicht klappte. Dieses gemeinsame Herausfinden schweißte die Gruppe zunächst auch enger zusammen. Unsere Probleme konnten aber erst durch einen langfristigen Lernprozeß »gelöst« werden. Die Selbsterfahrungsgruppe ging so lange gut, bis wir unsere sexuellen Probleme durchgesprochen hatten. Während dieser Zeit stellten wir fest, daß der emotionale Bezug in der Gruppe zwar da war, jedoch von den einzelnen Frauen untereinander nicht gezeigt werden konnte. Ich hatte sehr große Schwierigkeiten, wenn eine Frau aus unserer Frauengruppe auf mich zukam und mich umarmte. Ich verwandelte mich in einen »Stock« und konnte demnach auch mit keiner Miene diese Zärtlichkeiten erwidern. Wir stellten alle fest, daß in uns das Rollenverhalten mehr oder weniger ausgeprägt fest saß, Zärtlichkeiten nur Männern gegenüber zu

erwidern. Als neues Ziel wurde von uns gesetzt, nun auch den Zärtlichkeitsaustausch unter Frauen zu lernen. Die uns unsympathischen Frauen wurden langsam rausgegrault oder gingen von selbst. Ich glaube jetzt, daß dieser Schritt zu schnell kam. Verkraften konnte es zu dieser Zeit niemand von uns. Nachdem die Gruppe zusammengeschrumpft war, stellte sich die Frage, wie man am besten einsteigen könne. Wir legten uns auf Spiele fest, um so den Einstieg finden zu können. Vor jeder Sitzung war bei uns allen die gleiche Unsicherheit da, zumal wir uns nie richtig festlegen konnten, wie weit man bei all dem gehen solle. Lange Diskussionen wurden geführt, und die Berührungen, die wir uns entgegenbrachten, waren fast alle recht verkrampft und erzwungen. Selbst eine der Frauen, die dieses Gebiet als nächstes Ziel gesteckt hatte, kam nicht mehr. Obwohl ich die Situation während der Treffen oft sehr aufgesetzt empfand, erschien ich doch immer wieder und wollte auch erfahren, wie wir uns weiterentwickeln würden. Irgendwann stellten wir dann fest, daß wir uns lieber wieder mit anderen Frauenproblemen beschäftigen sollten, z. B. der Angst der Frau, im Alter allein zu sein. Wir trafen uns noch einige Male, konnten aber nie beschließen, wie wir nun fortfahren sollten. Letztendlich löste sich die Gruppe ohne irgendwelche Diskussionen rein zufällig, wie es schien, auf. Wir beschlossen, uns weiterhin manchmal noch privat zu treffen, um wieder einen Bezug zwischen uns herzustellen, was dann aber nie geschah . . .

Barbara

Ich bin durch eine Jugendinitiative, in der sich eine Frauengruppe gegründet hatte, näher mit der Frauenbewegung in Kontakt gekommen. In dieser Frauengruppe fiel es mir recht schwer, mich den anderen Frauen mitzuteilen, da ich mich einigen von ihnen wegen ihres Alters und Wissens unterlegen fühlte. Zumindest begann ich, intensiver über meine Rolle als Frau nachzudenken, und habe Frauenbücher wie *Der kleine Unterschied,* die Frauen-Offensive-Journale und *Häutungen* nur so verschlungen. Das hat mir bestimmt sehr vieles klar gemacht. Mit einigen Frauen aus dieser Frauengruppe entwickelten sich ziemlich intensive Beziehungen, in denen sehr viel Zärtlichkeiten abliefen. Mit einem Mädchen entwickelte sich eine sexuelle Beziehung, in der sich aber wahnsinnige Schwierigkeiten ergaben. Ich bin noch in eine andere Selbsterfahrungsgruppe von der Schule gegangen, in der ich nicht so große Schwierigkeiten hatte, da ich mich den Frauen gleichwertig fühlte. Aber auch hier war es so, daß mir durch die Gespräche viele Gedanken gekommen sind, die ich nicht wieder in die Frauengruppe getragen habe. Über sexuelle Beziehungen zu Frauen (speziell auch zu der oben erwähnten) konnte ich in dieser Gruppe gar nichts sagen, da diese Angelegenheit ein unheimliches Tabu war und die anderen Frauen auch nichts damit anfangen konnten (wollten?).

Trotz allem vermittelten mir die Frauengruppen ein Gefühl der Geborgenheit und Zugehörigkeit. Sie verhalfen mir zumindest im Ansatz dazu, mich und meine Bedürfnisse besser kennenzulernen, zu artikulieren und durchzusetzen . . .

Sabine

In der Frauengruppe habe ich gemerkt, daß Gespräche mit Frauen mir viel wichtiger und wertvoller sein konnten, als ich früher dachte. Man entdeckt so viel Gemeinsames, über das man sich nicht zu reden traute, schon gar nicht mit Typen, und es wurde mir manches erst bewußt, gerade Sexualitätsprobleme. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl ist wichtig, ich fühle mich dadurch gestärkt und habe eher den Mut, auch mein Verhalten zu ändern, da ich weiß, ich finde jemanden, der mich im Falle eines Frusts oder wieder aufkommenden Angstgefühls bestärkt. Auch habe ich ein neues Zärtlichkeitsgefühl kennengelernt, zu Frauen, das ich zwar nicht offen ausdrücken und zeigen kann – nur wenn ich mit einer Freundin alleine bin, kann ich mich zu so einer Offenheit überwinden und fühle mich dann meistens sehr gut . . .

In der Frauengruppe hatte ich jedoch oft das Gefühl, zu kurz zu kommen, da ich nicht so redegewandt und eher unsicher bin. Das baute sich dann etwas ab, ich habe gelernt, über meine Sexualität zu reden, und das dann auch mit anderen, meinem Freund z. B. Aber dann hatte ich wieder das Gefühl, die anderen interessiert gar nicht, was in mir vorgeht, man hört sich nur gerne reden, will endlich mal loswerden, was man sonst für sich behält. Und zu echten Lösungen sind wir auch nicht gekommen, was aber verständlich ist, denn das ist sehr schwer. Nur habe ich den Eindruck, daß man so manchen Schritt nicht gegangen ist, weil man die Gruppe im Rücken hat, bei der man sein Verhalten eher legitimieren kann, da die anderen ja auch so schwach sind, das verbindet, ist aber meiner Meinung nach die falsche Verbindung. Außerdem habe ich diesen Gruppenzwang gespürt, d. h. jeder muß mal von sich erzählen, und das bedeutet, daß auch jeder bestimmte Erfahrungen gemacht haben muß, um »mithalten« zu können bei den Gesprächen. Ich habe auch die Erfahrung gemacht, daß solche Gefühle wie »Wir verstehen uns, haben dieselben Schwierigkeiten« durch eine gemütliche Atmosphäre aufgelegt werden, obwohl sie gar nicht da sind. Man redet von ganz intimen Sachen, die noch nicht einmal der eigene Freund zu hören bekommt, und wenn man sich dann in der Schule oder in der Stadt trifft, weiß man sich nichts zu sagen . . .

Ulla

Die Erfahrung in der Frauengruppe hat mich, was meine Schwierigkeiten angeht, bewußter gemacht. Ich kann jetzt ziemlich offen über mich reden und habe angefangen zu begreifen, was es heißt, Frau zu sein. Ich habe das Bedürfnis, viel mehr mit Frauen zu machen!

Was ich in der Frauengruppe nicht gelernt habe, ist, das, was mir klargeworden ist, auch umzusetzen, daraus Konsequenzen zu ziehen. Wir haben ewig über unsere Beziehung zu Männern, unseren Freunden, gesprochen, was da läuft bzw. nicht läuft. Mir ist sehr viel klar geworden, was an meiner Zweierbeziehung nicht läuft, gerade auf sexuellem Gebiet. Daß ich eigentlich nie Lust hatte, mit dem A. zu schlafen (höchstens wenn ich betrunken war), daß ich hinterher oft angefangen habe zu heulen und ihm das nie sagen konnte . . . Wir haben in der Frauengruppe darüber geredet. Es war sehr erlösend und befreiend, aber damit auch Schluß. Ich habe es nicht gepackt, die Sachen, die mir klargeworden sind, in meine Beziehung einzubringen und zu sagen: »Hör zu, so geht das nicht!« Frauengruppe und Beziehung blieben zwei verschiedene Sachen. Ich weiß bis heute nicht, wie ich den Widerspruch damals für mich gelöst habe. Ich glaube, ich habe alles schön verdrängt und weggeschoben. Jetzt, nach mehr als einem Jahr, beginne ich die Konsequenz dessen, was mir schon so lange klar ist, zu ziehen. So lange hat es gedauert, bis der Widerspruch einfach zu kraß wurde. Ich beginne zu wissen, was ich nicht will, und mich auch durchzusetzen. Es fällt mir schwer und ich kann nicht sagen, daß es mir momentan gut geht, aber ich mache Entwicklungsprozesse durch, die in der Frauengruppe schon begonnen haben, sich immer mehr gefestigt haben und jetzt zum Ausbruch kommen. Ich habe meine Beziehung gelockert und akzeptiere meine Bedürfnisse, die sich mit der Beziehung nicht vereinbaren lassen . . .

Barbara

Durch diese Erfahrungen in der Gruppe ist mir klar geworden, daß mir Frauen sehr viel bedeuten, da ich mit ihnen viel mehr gemein habe, mich von ihnen jedenfalls besser als von Männern verstanden fühle und mit ihnen reden kann, ohne sie als Richter zu empfinden. Es ist sehr wichtig für mich, meine Freundinnen anfassen zu können und mit ihnen rumzuschmusen. Früher gab es natürlich auch schon so Sachen, daß man zusammen in einem Bett geschlafen und gekuschelt hat, aber es ist doch ein Schritt, das bewußt zu bejahen und diese Zärtlichkeitsgefühle nicht zu unterdrücken, sondern zu versuchen, sie auszuleben. Auch meine sexuellen Gefühle Frauen gegenüber versuche ich nicht mehr zu unterdrücken, obwohl ich in diesem Punkt

noch große Schwierigkeiten habe, weil es mir schwerfällt, einer Frau gegenüber meine Erregtheit zu zeigen, da ich damit etwas Tierisches verbinde.
Ich habe nur zu sehr wenigen Männern Kontakt und diesen auch nur oberflächlich. Auch früher hatte ich nie sehr gute und intensive Beziehungen zu Jungen, obwohl ich das sehr gern haben wollte. Ich fände es immer noch ganz gut, eine Beziehung zu einem Typ aufzubauen, stelle aber dermaßen hohe Ansprüche, daß mir wirklich selten einer gefällt. Wenn das aber der Fall ist, fühle ich mich unsicher, kann mich vor seinen Augen nicht bewegen, mißtraue ihm sehr und vermeide es, zu viele Gefühle zu äußern. Eigentlich kann ich das doch nicht verallgemeinern, es trifft mehr auf Verliebtheitsfälle zu. Das sind natürlich Verhaltensweisen, die mich sehr ärgern, allerdings nicht unlösbar sind und nur selten auftreten. Durch die Frauensachen habe ich schon sehr viel mehr Selbstbewußtsein entwickelt, und ich sehe solche Männergeschichten einfach nicht mehr als das Wichtigste, Einzige und Wahrste auf der Welt.
Ein großes Problem war für mich immer die Sache mit der Onanie. Dadurch, daß wir sehr ausführlich darüber geredet haben und gerade in diesem Punkt sehr ähnliche Erfahrungen hatten, habe ich jetzt ein gutes Verhältnis dazu, kann frei darüber reden und es als einen Teil von mir akzeptieren. Ich habe mir sehr viele Gedanken über meinen Körper gemacht und zumindest angefangen, mich mit meinen eigenen Augen zu betrachten und nicht mit denen der anderen. Meist gefalle ich mir recht gut, jedenfalls wenn es mir gut geht, aber bestimmte Details zu akzeptieren, fällt mir immer noch recht schwer, obwohl ich weiß, daß andere Frauen auch keine sogenannten Idealfiguren haben. Aber alleine durch Reden kann man kein anderes Körperbewußtsein erlangen.
Jetzt bin ich in keiner Frauengruppe mehr und habe auch nicht das Bedürfnis, in eine zu gehen, da ich nicht glaube, daß sie mir weiterhelfen würde. Ich beschäftige mich zur Zeit sehr eingehend mit meinem Körper und möchte in Richtung Bioenergetik und Yoga mich weiterentwickeln und mit deren Hilfe tiefer in meine Psyche eindringen und lernen, in allen Beziehungen einfach ich selbst zu sein. Große politische Ziele verfolge ich nicht, da ich nicht an positive gesellschaftliche Veränderungen glaube und meine Entwicklung mir wichtiger ist. Die Frauenbewegung ist dennoch nichts, was nichts mit mir zu tun hat, da ich immer noch an meinem Frau-sein leide und ständig irgendwelchen Repressalien ausgesetzt bin, gegen die ich mich zu wehren habe . . .

Sabine
Innerhalb einer organisierten Frauengruppe könnte ich mich nicht entfalten, auch nicht richtig äußern. Was mich vielleicht am meisten stört, ist, daß

man in so einer Gruppe eine feste Meinung vertreten muß, immer mit Argumenten umgehen muß, zeigen, daß man weiß, was man denkt und will. Abgesehen davon, daß ich meine Person nicht aus Meinungen und Standpunkten bestehen lassen will (auch vor anderen), weiß ich manchmal gar nicht, was ich nun wirklich denken soll . . .
Für mich käme eine anonyme Frauengruppe auch deshalb nicht mehr in Frage, weil die echten Partner, auf die man auch gerne eingeht, nicht da sind. Mir bringt es mehr, mit Freundinnen zu reden, wo ich auch manche Entwicklungen oder Ursachen kenne. Man lernt wahre Gedanken, die in einem vorgehen, zu artikulieren, über die andere, anonymere Frauen vielleicht nach dem Gespräch lachen würden, oder sie würden mich angreifen, anstatt zu versuchen, mich zu verstehen oder mir zu helfen. Ich denke dabei z. B. an Vergewaltigungsphantasien oder so Träume von einem tollen Typ, der sehr selbstbewußt ist oder gut aussieht, oder irgend so ein Quatsch.
Ich würde mittlerweile gerne mal mit einer gemischten Gruppe reden, da mir die Gefühle und Erwartungen von Jungen auch sehr wichtig sind. Sie sind es ja, vor denen ich Angst habe oder meine, mich schminken zu müssen, um besser auszusehen. Ich möchte gerne wissen, was sie von einer Frau erwarten, was sie bei Sexualität empfinden usw. Was mich im Moment sehr interessiert ist die Frage, ob und warum Typen so andere Gefühle in eine Beziehung (ich meine allerdings gerade eine kurze, Eine-Nacht-Beziehung) investieren. Warum ich immer wieder feststelle, daß Jungen am nächsten Morgen »tschüß« sagen können, während ich dann doch mehr erwartet habe, als ich mir am Anfang zugestehen wollte. Mir ist nicht klar, ob Mädchen wirklich mehr Stabilität suchen, aufgrund ihrer Erziehung vielleicht, als Jungen, oder ob Typen ihre Gefühle nicht mehr zeigen können oder sogar Angst davor haben, welche zu kriegen . . .
Die ganze Frauenbewegung bzw. was ich davon weiß, hat mich zum Nachdenken und zur Selbstreflexion gebracht in bezug auf mein Rollenverhalten, Sexualität usw. Und ich habe jetzt ein besseres Verhältnis zu Frauen allgemein, d. h. ich versuche dieses Konkurrenzdenken und -verhalten abzubauen, eifersüchtig auf die Schönheit der anderen zu sein. Ich habe einmal die Erfahrung gemacht, daß es mich ärgerte und frustrierte, daß meine Freundin mehr »Erfolg« bei fremden Typen hatte, im Urlaub, und sich für mich dadurch unbewußt eine Mauer und Aggressionen gebildet haben, was mich sehr störte, dann aber durch Gespräche wieder in Ordnung kam. Wie ich mich verhalten könnte und vielleicht sollte, weiß ich schon, aber der Weg zur Verwirklichung meiner Gedanken ist so schwer, die Angst vor eigenen Aggressionen und denen der anderen, wenn ich mich mal losreiße und einen Schritt nach vorne gehe, ist nicht schnell, wenn überhaupt, zu überwinden. Ich habe eine ausgeprägte Angst vor anderen, Angst, alleine dazustehen, Angst vor »Liebesentzug«, was ich auch gerade

in einer Situation mit meinem Freund festgestellt habe. Ich grübele manchmal wochenlang, ob ich mich von ihm losreißen soll oder nicht. Das heißt nicht, daß ich ihn nicht lieb habe, aber manchmal denke ich, es *muß* jetzt sein, du mußt deinen eigenen Weg finden, ich passe mich sowieso zuviel an. Ich habe oft den Eindruck, die anderen sind feste Persönlichkeiten, und ich schwimme so von einem zum anderen, ich passe mich an. Aber diese Angst, nicht so wichtig zu sein, nicht soviel wert zu sein, nicht so klug zu sein, habe ich besonders vor Jungen. Ich hatte in meinem Freundeskreis schon immer etwas die Rolle einer lieben Freundin, die man mal drücken kann, die zärtlich ist, vor allem aber immer freundlich. Keiner, außer meinem festen Freund, würde mit einer Aggression von mir rechnen, vielleicht würden sie es noch nicht einmal ernst nehmen.
Ich habe jetzt die Pille abgesetzt, d. h. ich schlafe nicht mit meinem Freund. Wir beide finden es so eigentlich sehr gut, man lernt sich anders, intensiver kennen. Die Zärtlichkeit kann sich nicht mehr auf die Geschlechtsteile konzentrieren, wir erfahren jedes Stück Haut, haben viel mehr Zeit, und ich stehe nicht unter diesem entsetzlichen Zwang, mit ihm schlafen zu müssen, obwohl ich eigentlich nicht will, was ich aber nie sagen konnte. Ich bin aber gerade auf dem Weg, es zu lernen, seit dieser Zwang, ihn befriedigen zu müssen, weg ist, da er es ja im Moment nicht erwartet. Aber wenn ich merke, er will gerne, kann ich nicht mehr nein sagen, ich habe Angst, ihm wehzutun.

Birgit
Meine Rolle als Frau hat sich sehr stark geändert. Der erste Schritt war, daß ich mit Hilfe der Frauengruppe andere Frauen kaum noch als Konkurrentinnen betrachtete. Außerdem habe ich gelernt, Besitzansprüche gegenüber meinem Freund sehr stark einzuschränken. Diese Bewußtseinsveränderungen erfuhr ich hauptsächlich durch Diskussionen in gemischten Gruppen. Ich bin auf dem Weg, Sexualität nicht mehr als etwas Absolutes anzusehen, was höchstens zwischen meinem Freund und mir laufen kann, sondern die Sexualität als eine Art Kommunikation zu begreifen. Meiner Meinung nach ist es nur natürlich, anderen Menschen auch Gefühle entgegenzubringen, die sich dann in Zärtlichkeiten, Küssen usw. äußern. Diese Zärtlichkeit äußert sich dann nicht nur Männern, sondern genauso Frauen gegenüber. Ich glaube, daß ich diesen Bewußtseinsprozeß noch nicht ganz geschafft habe. Manchmal merke ich, daß ich wieder Besitzansprüche an meinen Freund stelle oder mein Verhalten gegenüber anderen noch nicht richtig ausdrücken kann. Ich habe Angst vor Mißverständnissen, oder daß von anderen wieder Besitzansprüche an mich gestellt werden . . .

Susan

Es ist komisch, eigentlich habe ich mich vor allem in den Punkten radikal geändert, die wir in der Gruppe nur gestreift haben. Trotzdem bin ich der Überzeugung, ich hätte mich kaum geändert, wenn ich nicht in der FG gewesen wäre. Um konkreter zu werden: mein Verhalten gegenüber Männern ist ein anderes als vorher. Ich zeige z. B. sofort Abwehrreaktionen, wenn ich fühle, daß ein Aufreißertyp seinen Charme spielen läßt, um mich rumzukriegen. Diese Abwehrreaktionen drücken sich manchmal dadurch aus, daß ich offen sein Verhalten kritisiere. Der schöne Casanova fühlt sich natürlich in so einem Fall unheimlich gekränkt, weil er nicht ankam, und dreht nun den Spieß um, indem er einfach Gleichgültigkeit oder Desinteresse mir oder der betreffenden Frau gegenüber zeigt. Früher wußte ich mich dagegen überhaupt nicht zu wehren, deshalb zog ich es vor, ihm sein Spiel zu lassen. Vor allem bin ich schon ziemlich auf so einem Charmeur abgefahren und fand es ganz toll, umworben zu werden, egal eigentlich von wem. Heute kann ich solche Männer überhaupt nicht mehr ausstehen und weiß mich auch denen gegenüber zu verhalten. Dieser Gegensatz früher–heute ist vielleicht auch durch den Altersunterschied bedingt. Überhaupt hat sich mein Verhalten gegenüber Frauen und Männern sehr geändert, aber es ist ziemlich schwierig zu unterscheiden, ob der Grund dafür der Altersunterschied oder die FG ist. Um jetzt noch bei meinem Verhalten gegenüber Männern zu bleiben, muß ich sagen, daß es mir »egaler« geworden ist, was Typen von mir denken, z. B. in bezug auf Aussehen. Ich konzentriere mich jetzt mehr darauf, Jungen oder Männern, an denen mir etwas liegt, hauptsächlich seelische Werte zu vermitteln, z. B. das Gefühl, daß sie sich bei mir geborgen fühlen können, mir vertrauen können, einen echten Partner in mir finden können. Ich glaube, das sind die wichtigsten Punkte einer Zweierbeziehung oder überhaupt in der Beziehung zwischen Freunden, und nicht ob man gut tanzen kann oder gut küßt. – Mein Verhältnis zu Frauen hat sich auch sehr grundlegend verändert, wobei ich mir hier nun hundertprozentig sicher bin, daß dies das Resultat aus Erfahrungen und Gesprächen in der FG ist. Zuerst einmal das Verhalten gegenüber meiner Mutter. Früher fiel es uns z. B. sehr schwer, über sexuelle Probleme zu reden. Das hat sich ziemlich zum Positiven geändert. Ich habe in der FG gelernt, offen über Sexualität zu reden, was ich zu Hause nur in »Notfällen« tat, weil zunächst einmal die Aufklärung meiner Mutter überlassen war und die eigentlich nur darüber sprach, wenn ich irgendwelche Fragen auf dem Herzen hatte! Also dieses Problem ist jetzt fast zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Auch habe ich gelernt, ihre Launen besser zu vertragen und auf ihre Fehler (blödes Wort) viel mehr Rücksicht zu nehmen. – Verhältnisse zu anderen Frauen sind jetzt auch viel besser. Früher hatte ich, glaube ich, doch ein ziemlich konkurrentes Verhalten zu anderen Mädchen, wenn

auch nur unbewußt. Wirkte z. B. ein Mädchen aus unserer Klasse viel besser auf Typen, wurde ich natürlich unheimlich eifersüchtig, ich zweifelte an mir selbst. Zugegeben hätte ich das auf keinen Fall, aber neidisch war ich ohne Zweifel. Selbstverständlich hatte bzw. fand ich dann andere Gründe, weshalb ich die »Konkurrentin« nicht mehr leiden konnte. Jedenfalls wollte ich sagen, daß mir so ein Verhalten schon sehr lange nicht mehr an mir aufgefallen ist. Vielleicht verdränge ich das auch nur, aber immerhin wäre das auch ein sehr großer Erfolg.
Es fällt mir immer leichter, mit anderen Frauen zu kommunizieren, wahrscheinlich weil das Bedürfnis immer größer wird. Ich bin oft viel lieber mit Frauen zusammen, ich finde es schön, ihre Nähe zu spüren oder mit ihnen zu sprechen, ihre Probleme zu kennen, überhaupt sie kennenzulernen.
Ich habe mir mal überlegt, daß es vielleicht sehr sinnvoll wäre und auch meinen eigenen Bedürfnissen entspräche, wenn man eine Frauen-Selbsterfahrungsgruppe und eine Männer-Selbsterfahrungsgruppe parallel laufen lassen würde und sich dann irgendwann, wenn alle Probleme in der eigenen Gruppe besprochen sind, zusammensetzt, seine Ergebnisse zusammenträgt bzw. alles noch einmal zusammen erarbeitet und beobachtet, wie man sich selbst im gleichen Gespräch, das man vorher nur mit Frauen geführt hatte, gegenüber Männern verhält. Dabei würde sich sicher sehr gut feststellen lassen, wo man noch Schwierigkeiten hat, z. B. offen mit Männern zu reden, seine eigenen Probleme »an den Mann« zu bringen; die Frau hätte die Möglichkeit, sich in die Probleme des Mannes zu versetzen und umgekehrt, man könnte überprüfen, ob man wirklich über ganz bestimmte Probleme nur mit Frauen reden kann usw. . . . Ich kenne die Ansicht vieler Feministinnen, die behaupten, daß sich die Frau jahrhundertelang in den Mann versetzt hat und immer nur auf *ihn* eingegangen ist, weshalb es jetzt an der Zeit wäre, dieses Verhalten abzulegen. Ich sehe dieses Argument auch ein, aber ich halte es für unmöglich, dies zu realisieren, es entspräche nicht meinen Bedürfnissen. Meine Wunschvorstellung, meine Wunsch-Gesellschaft wäre eine Gleichberechtigung *aller Menschen,* und unter dem Gesichtspunkt bin ich auch *aktiv* . . .

das neue buch rowohlt die Reihe mit dem leuchtroten Rahmen. Herausgegeben von Jürgen Manthey

Die neuen Titel

James Baldwin: Teufelswerk. Betrachtungen zur Rolle der Farbigen im Film. Ein Essay. das neue buch, Band 83, 116 Seiten. DM 10,–

Louis-Ferdinand Céline: Kanonenfutter. Mit dem Notizbuch des Kürassiers Destouches. Deutsch von Christine Noel und Gert Sautermeister. das neue buch, Band 79, ca. 80 Seiten. DM 6,–

Maria Erlenberger: Der Hunger nach Wahnsinn. Ein Bericht. das neue buch, Band 84, 240 Seiten. DM 10,–

Wilhelm Genazino: Abschaffel. Roman. das neue buch, Band 85, 130 Seiten. DM 9,–

Günter Herburger: Ziele. Gedichte. das neue buch, Band 82, 170 Seiten. DM 12,–

Jean-Paul Sartre: Der Idiot der Familie. Gustave Flaubert 1821–1857. Erster Teil: Die Konstitution (La constitution). Deutsch von Traugott König. das neue buch, Band 78, 670 Seiten. DM 32,–

Peter Schneider: Atempause. Versuch, meine Gedanken über Literatur und Kunst zu ordnen. das neue buch, Band 86, ca. 220 Seiten. DM 10,–

Literaturmagazin 6
Die Literatur und die Wissenschaften. Hg. von Nicolas Born und Heinz Schlaffer. das neue buch, Band 77. DM 12,–
Aus dem Inhalt:
Einschränkungen und Erweiterungen der Literatur durch die Wissenschaften;
der Dichter als Germanist;
über die Schwierigkeiten des Vorsatzes, Erkenntnis in Poesie zu verwandeln;
Freud und die Literatur;
der Essay – zwischen Literatur und Wissenschaft;
Schwundformen der Wissenschaft – Schundformen der Literatur (Science-fiction; Archäologie-Thriller);
Brechts Versuch, das Kommunistische Manifest zu poetisieren;
künstlerische und wissenschaftliche Widerspiegelung – eine Diskussion in der DDR.

NEU BEI TRIKONT

MÄNNERWIRTSCHAFT
oder die Schwierigkeiten mit der Emanzipation in der Praxis

Wie sieht es aus, wenn Männer die Hausarbeit übernehmen? Welche Probleme treten auf, wenn alleinstehende Männer Kinder haben, gar noch Töchter? Wie sieht das Nichtehelichenrecht aus? Wie werden Schwule damit fertig, daß ihre Beziehungen nicht von dem gesellschaftlichen Auftrag der Kindererziehung bestimmt werden? Wie lösen sie die Rollenverteilung?
Dieses Buch vermittelt in Interviews und Aufsätzen Erfahrungen von betroffenen Männern, ihre Schwierigkeit, sich Schritt für Schritt mit der Auflösung der Geschlechterrollen zurecht zu finden, über ihren Kampf mit ihren Partnern auf dem langen Weg dahin. Es berichtet über den Alltag der Emanzipationsdiskussion.
ca. 120 Seiten ca. 10 Mark

Bob Marley und die Musik der Rastas

Der Rasta-Kult, praktiziert als kollektiver, gewaltfreier Widerstand, ist ein weiteres Modell sozialer Überlebenstechnik in der dritten Welt. Den Stellenwert, den populäre Musik – in diesem Fall Reggae – innerhalb und außerhalb solcher selbstorganisierter Bewegungen einnehmen kann, untersucht H. Dalrymple in seiner Studie: „Bob Marley – Music Myths & the Rastas".
ca. 80 Seiten ca. 7 Mark

Jerry Rubin: DO IT!
Szenarios für die Revolution
263 Seiten 10 Mark

POLITISCHE JUSTIZ - Ein Lesebuch
Hrsg. von Helmut Ortner

In den hier zusammengefaßten Texten und Beiträgen, schildern unmittelbar Betroffene ihre Auseinandersetzung mit einer Politischen Justiz, die in Deutschland eine lange Geschichte hat.
Texte und Beiträge von: Ernst Toller, Max Hoelz, Rosa Luxemburg, Heinz Brandt, Luise Rinser, Elfriede Kautz, Hans Christian Ströbele und Peter Paul Zahl.
ca. 180 Seiten ca. 12 Mark

Gisela Bock
Die „andere" Arbeiterbewegung in den USA von 1905 - 1922.
(I.W.W. – The Industrial Workers of the World)

Die IWW's prägten seit der Jahrhundertwende wesentlich den amerikanischen Klassenkampf. Von den autonomen Kämpfen dieser ungelernten, der Arbeit entfremdeten, mobilen Teilen der Klasse ging ihre Aktivität aus, die Radikalisierung der Lohnforderung von „Brot und Butter" zu „Brot und Rosen". Kein Wunder, daß gerade Frauen diese Forderung erhoben. Denn die Rationalisierungsoffensive betraf nicht nur die Fabrik, sondern auch den Arbeitsmarkt: die Hausarbeit wurde zum ersten Abschnitt des gesellschaftlichen Fließbands.
200 Seiten mit zahlreichen Abbildungen 15 Mark

TRIKONT Josephsburgstr. 16
8000 München 80

Victor Serge
GEBURT UNSERER MACHT
Übers. von Peter Paul Zahl
240 Seiten 15 Mark

Arno Münster
ARGENTINIEN
Guerilla und Konterrevolution
ca. 230 Seiten ca. 18 Mark

David Dickson
ALTERNATIVE TECHNOLOGIE UND STRATEGIEN DER TECHNISCHEN VERÄNDERUNG
ca. 250 Seiten ca. 20 Mark

Monika Savier / Carola Wildt
Rockerbräute, Treberinnen und Schulmädchen – zwischen Anpassung und Gegenwehr

Ein Beitrag über die Diskriminierung von Mädchen

Wir haben uns in den letzten Jahren mit der Situation von Mädchen – im Alter von 12 bis 17 Jahren – auseinandergesetzt. Das, was wir erlebt haben, erscheint uns wichtig genug, um es in einem Artikel denen zu vermitteln, die eine feministische Arbeit mit Mädchen machen oder machen wollen. Nach den ersten, schwer herzustellenden Kontakten mit Mädchen aus verschiedenen Stadtteilen Berlins wurden wir mutiger. Je mehr wir uns mit ihnen auseinandersetzten, um so komplizierter wurde es, es wurde nämlich so kompliziert, wie es wirklich ist.

Mädchen haben anders als Jungen zu sein, das war eigentlich schon immer so. Sie waren auch immer unwichtiger. Deshalb wurde, zum Beispiel auch in der Pädagogik, nicht weiter darüber nachgedacht, wie Mädchen sind und was sie wollen. Viele schöne Theorien über die Situation und Entwicklung von Jugendlichen wurden geschrieben. Mädchen fielen dabei weitgehend unter den Tisch. Sie galten als stillschweigend miteinbezogen, wenn von Mann-gleich-Mensch die Rede war. Frauen hatten, gerade weil ihre Situation anders ist, nicht die Möglichkeit, sich dagegenzu wehren, indem sie veröffentlichten, was sie unter geschlechtsspezifischer Erziehung verstanden.

Unsere Darstellung der Situation von Mädchen mag einigen Frauen zu schwarz-weiß gemalt erscheinen. Wir glauben aber, daß diese oder ähnliche Formen der Diskriminierung die Jugend der meisten Frauen, vielleicht manchmal subtiler, bestimmt hat.

Da ist zum Beispiel das sogenannte ›Elternhaus‹. Dabei spielt es für die Mädchen erstmal keine besondere Rolle, *wie* ihr Elternhaus aussieht. Also, ob es gar kein richtiges Haus ist, sondern nur eine 2-Zimmerwohnung im Wedding mit Außenklo, oder sogar vier Zimmer mit Bad in Schöneberg. Viel wichtiger ist, wie das *Mädchen* aussieht. Allein die Tatsache, daß sie Mädchen sind, reicht aus, einen Marktwert zu haben, Objekt zu sein. Ob die Eltern viel oder wenig Kohle haben, ist egal, denn im ›Sound‹ zum Beispiel fragt niemand nach dem Elternhaus.

Trotzdem haben die Eltern einiges zu sagen. Sie sagen zum Beispiel: »Wenn ich dich mit einem Jungen erwische, stecke ich dich ins Heim«, oder: »Wenn du deinen Typen hier anschleppst, hau ich dich tot, du Flittchen!«

Das käme für die Mädchen erstmal aufs Gleiche raus. Tatsache ist, daß niemand auf ihre Bedürfnisse wirklich eingeht. Sie fühlen sich von ihren Eltern total unverstanden, und ihr Freund, der redet zwar viel, aber mit ihren Problemen will er nichts zu tun haben.
Da wäre dann vielleicht noch die eine oder andere Freundin, aber der geht es genauso mies. Andererseits ist diese Beziehung irre wichtig, weil frau mit ihr über alles reden kann, und auch Zärtlichkeiten laufen, die frau sonst nicht erfährt. Das geht allerdings nur, solange der Freund noch keine wichtige Rolle spielt. Die Möglichkeit, sich mal zurückzuziehen, ist schwierig, weil auch die Freundin meist kein eigenes Zimmer hat für sich selbst, und sei es, um das neueste *Bravo*-Poster[2] von ›Alice Cooper‹ an die Wand kleben zu können. Und dann sind da noch die Typen im Jugendheim, die hinter ihnen her pfeifen, lachen und sagen: »Kiek mal, die beiden sind ja links-rum«. Lesbisch können sie also auch nicht sein, das macht zwar keine Kinder, aber dafür sind sie dann ›linksrum-verrückt‹.
Auch die Eltern wissen nicht genau, was sie wollen. Die Mutter will, daß es ihre Tochter einmal besser haben soll, einen Mann kriegt, der nicht säuft und prügelt wie ›der ihre‹. Und der Vater will, daß seine Tochter ihm nicht so lange auf der Tasche liegt. So kommt es dann, daß es einmal heißt: »Mach deine Schularbeiten, lern was, wenn du so weitermachst, kriegst du keinen Mann ab.« Das andere Mal, wenn der Vater nüchtern ist, tönt er rum: »Achte Klasse Hauptschule reicht für Mädchen, sieh zu, daß du bald abgehen kannst.« Denn dann kosten sie nicht mehr lange so viel und können schon ›sinnvoll‹ arbeiten (Bandarbeit in der Fabrik, oder wie wäre es mit der Wurstthеke im Supermarkt?), bevor sie heiraten. ›Sinnvoll arbeiten‹ heißt mit anderen Worten, Geld verdienen und dem ›Alten‹ möglichst viel abgeben. Und das, obwohl die wenigsten Mädchen ein iegenes Zimmer haben, für das sie bezahlen könnten. Im Gegenteil, sie ackern auch in der Familie, und für die kleineren Geschwister spielen sie oft genug die Ersatzmutter. In vielen Familien mit zu kleinen Wohnungen hat es sich sogar eingeschlichen, daß die Mädchen mit all ihren kleinen Geschwistern in einem Zimmer schlafen. Auch da kontrolliert die Familie, »damit die Tochter keine Dummheiten macht«. Welch ein Glück für den fast gleichaltrigen Bruder! Seine ›Unfähigkeit‹, mit kleinen Kindern umzugehen, wird sogar durch ein eigenes Zimmer belohnt. Aber aus ihm soll ja noch was werden, »Jungen brauchen einfach mehr Freiheiten«.

Die Schule tut auch ihr Bestes

Enger Wohnraum wirkt sich natürlich auch auf die Situation der Mädchen in der Schule aus. Wenn die kleinen Geschwister die Wimperntusche

vermanscht haben und frau vor der Schule noch zu Woolworth muß, um Neue klauen zu können – »denn ohne in die Schule, wäre doch reichlich albern!« –, wird es eben etwas spät für den Unterricht.
Es gibt einzelne Schulen in Berlin, in denen es so weit geht, daß der Schulleiter um 8.30 Uhr die Schultür abschließt und erst zur zweiten Stunde wieder aufmacht. Wer aber dann erst kommt, ist bereits unentschuldigt. Das gibt eine Verwarnung an die Eltern. So braucht frau am besten garnicht mehr erst zu erscheinen, denn das Gequatsche vom Lehrer über die Verspätung kann frau sich sparen. Das kennt sie schon, da kommen dann solche Sprüche wie: »Du bist wohl gestern abend wieder zu lange in der Discothek gewesen, hast nur deinen Freund im Kopf, anstatt was fürs Leben zu lernen.«
Zur Schule gehen zu müssen, wird von vielen Mädchen als lästige Pflicht empfunden. Es ist für sie sozusagen ein verschenkter Morgen, denn für das Leben, das sie sich vorstellen, können sie da kaum etwas lernen. Die Unterrichtsinhalte sind für sie realitätsfern. Es gilt nur die Langeweile abzusitzen, sie sich wenn möglich durch provozierendes Verhalten dem Lehrer gegenüber zu vertreiben. Fragen wir sie, was sie unter dem Begriff ›Lernen in der Schule‹ verstehen, so erhalten wir zur Antwort: »Rumsitzen, Hefte verteilen, was abschreiben.«
Viele würden gerne Englisch lernen, »um damit ins Ausland gehen zu können«. Da haben sie eine echte Motivation, die aber in keiner Unterrichtseinheit aufgegriffen wird, denn der Bezug zu ihrem Traum ›Ausland‹ kann nicht durch bloßes Vokabelpauken hergestellt werden.
Es gibt für die Mädchen nur eine wichtige Frage, nämlich ob sie nach der achten, neunten oder zehnten Klasse die Schule verlassen sollen.
Achte Klasse heißt: Keine Lehrstelle, kaum einen Job.
Neunte Klasse bedeutet: Eventuell eine Lehrstelle für einen Beruf, zu dem sie gar keine Lust haben.
Der Abschluß der zehnten Klasse bietet schon bessere Chancen für eine Ausbildung nach ihrem Interesse, doch da ist frau ja mindestens sechzehn Jahre alt, und mit sechzehn könnte sie ja schon fast heiraten.
Die, die sich zum Durchhalten entschlossen haben, müssen allerdings für die Schulzeit Überlebenstechniken entwickeln, um durchzuhalten, denn sie sind natürlich müde, wenn sie bis spät nachts unterwegs waren und am Morgen früh aufstehen müssen. Wenn schon Schule, dann muß das Leben auch ein bißchen genossen werden, sonst läßt ihr Freund sie hängen. Schwänzen liegt da auf der Hand und wird entsprechend viel praktiziert.
Das Problem ist nur, was tun Mädchen morgens um neun auf der Straße? Am besten zurück zu Woolworth und die neue *Bravo* klauen. Vielleicht begegnen ihnen ein paar Jungen aus der Schule, oder frau findet einen starken Typ, der eine Idee hat, irgendwo Geld locker zu machen. Aber die

meisten sind ja doch Spinner, die groß rumtönen. Und außerdem, so richtig kriminell werden, das ist erstmal nicht ihre Sache. Wenn das auffliegt, ist es mit der Schule doch ganz aus.
Carla zum Beispiel will noch Kinderkrankenschwester werden. Der Berufsberater hat gesagt, daß sie da große Chancen hat, wenn sie noch die zehnte Klasse macht. Dann müßte sie aber noch zwei Jahre zu Hause wohnen und sich dauernd das Gerede von den ›Alten‹ anhören, und das ist ja eigentlich ein bißchen viel verlangt.
Die Eltern haben meist andere Vorstellungen, wie ihre fast erwachsene Tochter zu werden hat. Erwachsensein heißt: Sich nach allen heterosexuellen Gesetzmäßigkeiten auf dem Heiratsmarkt verkaufen. Eine ›gute Hausfrau, Mutter und Geliebte‹ soll sie auch und insgesamt mit ihrem Dasein zufrieden sein.
Daraus resultiert bei vielen Mädchen der Wunsch, auf Trebe zu gehen, abzuhauen von all denen, die über sie bestimmen und nicht wollen, daß sie ihre Entscheidungen alleine treffen.
Aber ihre Freundin hat da gerade schlechte Erfahrungen gemacht. Sie war drei Wochen auf Trebe, und als sie zurückkam, haben alle, auch der Lehrer, sie als Nutte und Flittchen beschimpft. In der Schule mußte sie zum Schulleiter, und das Jugendamt ist auch eingeschaltet worden. Dabei hatte sie nur bei ihrem Freund gewohnt. Na gut, sie war zwar in dieser Zeit nicht in die Schule gegangen, aber dieser Typ war auch eine viel tollere Perspektive. Er sieht dufte aus, macht eine Lehre als Tankwart, und demnächst will er sich eine fünfhunderter Yamaha zulegen. Also, meinte Carla, »die Eltern könnten eigentlich ganz froh sein«. Denn sie hatte doch nur dem entsprochen, was sich ihre Eltern für ihre Zukunft gedacht haben.
So führt die Suche nach Selbstverwirklichung auf der Straße in eine anders verpackte, neue Abhängigkeit.

Der vermeintliche Ausweg, die Flucht in die peer-group

Sicher geht es nicht allen Mädchen so wie denen in der eben beschriebenen Situation. Aber eins haben fast alle gemeinsam: Sie versuchen einzutauchen in eine Clique, Gang, Rockergruppe oder dergleichen. Ihre Situation zu Hause und in der Schule ist desolat. Das ist ihnen mehr oder weniger klar, aber sie sind (noch) davon abhängig. So müssen sie sich für ihre Freizeit eine dufte Alternative suchen. Sie versuchen sich irgendwo mit ihren Bedürfnissen wiederzufinden. Dabei werden ihre Bedürfnisse, zum Beispiel durch Jugendzeitschriften wie *Bravo, Mädchen* oder *Joker*, so geprägt, daß sie wenigstens rein äußerlich in die von ihnen bevorzugte peer-group reinpassen. Entsprechend entwickelt sich auch ihr Verhalten.

Gitta zum Beispiel, die bei ›Abraxas-Typen‹[3] nachmittags am Nettelbeckplatz rumhängt, findet Mopeds reichlich albern. Unter einer zweihundertfünfziger Honda sieht sie schon nicht mehr hin. Auch sie kann sich in der *Bravo* wiederfinden, nämlich da wo ›Suzie Quatro‹ im schwarzen Lederanzug heiß hinter der Baßgitarre rummacht. Sie glaubt, weil Rocker ein »superfreies Leben« führen (einfach auf die Maschine setzen und losbrausen), ist ihr Leben auch sehr viel freier als das ihrer ›angepaßten‹ Freundinnen. Na klar, schlafen tut Gitta mit ihrem Typ auch, wenn *er* Lust hat. Das ist wichtig, darüber läuft viel, denn es gibt genug Mädchen, die auch gerne bei ›Abraxas‹ wären. Da muß sie sich schon in acht nehmen, daß ihr nicht eine andere dazwischen funkt. Am besten bezieht sie ihre Freundinnen nicht erst mit ein, denn die Typen sind ja unberechenbar.
Als Frau mußt du schon lernen, dich anzupassen, die Typen haben ja eh mehr Erfahrung und wissen, wo es lang geht.

Edith: »In manchen Dingen können wir Mädchen nicht so objektiv urteilen wie die Jungs untereinander, denn die haben ja eine andere Situation vor sich. Jungs unter Jungs ist ein ganz anderes Thema als Mädchen unter Mädchen. Wenn wir beispielsweise rüberfahren, gibt es wegen der Mädchen des öfteren Reibereien und die können wir dann vermeiden, indem wir nicht mit abstimmen. Wir können das in dem Fall den Jungs überlassen. Wir können ja unseren Spruch mit dazu sagen, also sagen, das gefällt uns nicht . . . im Endeffekt die Haupturteilskraft liegt dann bei den Jungs. Allerdings ist es so, daß sie uns auch anhören und das ist für uns dann sehr viel wert.«[4]

Dabei kommt es natürlich auch darauf an, mit *wem* frau zusammen ist, denn Rocker ist noch lange nicht Rocker. Sie haben eine klare Hierarchie, und einige Bräute haben erst nach langem mühevollem ›Lernen‹ ihre Rolle drauf. Dafür sind sie auch ganz oben – mit *dem* Typ zusammen, für den es sich schon lohnt, die eigene berufliche Perspektive zu vergessen.
So kommt es, daß es die Bezeichnung ›Rockerin‹ nicht gibt. Sie definieren sich ›freiwillig‹ über ihren Typ, sind also ›Rockerbräute‹.
Nicht alle Jungen sind Rocker, und daher sind nicht alle Mädchen Rockerbräute. Da gibt es zum Beispiel auch die Fixerinnen. Sie sorgen schon eher für sich selbst. Es liegt sicher mit daran, daß sie viel Geld brauchen – für sich selbst –, denn von der Nadel abhängig zu sein bedeutet, das Geld für den nächsten Schuß immer in der Tasche haben zu müssen. Für einige geht das am besten durch ›frauenspezifische Berufe‹, wie Prositution oder dergleichen. Abhängigkeiten der Mädchen, wie sie in der Rockerscene eindeutig sind, kommen zwischen Fixern und Fixerinnen selten so kraß zum Vorschein. Die Fixer kommen aus einer anderen Ecke, sie sind oft zu down, um den ›starken Typ‹ zu spielen. Dafür sind die Mädchen abhängig von der Droge und dem Dealer, der meist nicht selber fixt.
Kompliziert wird es erst, wenn eine Fixerin einem Zuhälter in die Arme läuft. Denn Fixerinnen sind wandelndes Kapital. Durch ihre Drogenabhängigkeit wird ihr Leidensdruck so groß, daß sie sich bereitwillig fünf- bis

sechsmal am Tag von ihrem Zuhälter abkassieren lassen. Da sie die zum Teil mühsam erkämpften ungeschriebenen Gesetze der Prostituierten-Subkultur nicht kennen (zum Beispiel Mindestpreis nach Standort), bezogen sie, zumindest in Berlin, von anderen Prostituierten reichlich Prügel, denn die Subkulturnormen, durch die sich die Prostituierten untereinander schützen, waren von ihnen durchbrochen worden.

Akzeptiert werden wollen durch Sex

In den Jugendheimen prostituieren sich die Mädchen entsprechend. Sie schlafen mit den Jungen, weil sie ›Liebe‹ suchen. Kaum einem Mädchen machen die üblichen Praktiken männlicher Sexualität Spaß. Sie machen mit, um ihren Freund nicht zu verlieren, lassen sich vergewaltigen und denken, daß es nun mal so sein muß. Denn allein fühlen sie sich noch einsamer, als sie es so schon sind. Sie sind davon abhängig, sich ›anmachen‹ zu lassen, denn gehen sie von sich aus auf einen Typ zu, kann es ihnen gehen wie Doris:

»Ich hab mal den Versuch gemacht – echt, ich find ich könnt den Typ heute noch umbringen, ehrlich, das war so en Frust! da hab ich ihn gefragt ob er mit mir pennen will. ›Mit dir penn ich doch nicht!‹ Das war so ein Frust, seitdem mach ich das nie wieder, das war so schlimm!«[5]

In dieser Form von Sexualität können die Mädchen ihre Interessen also kaum befriedigen. Durch die männliche, fast ausschließlich schwanzfixierte Sexualpraxis wird sogar verhindert, daß sie ihre Bedürfnisse kennenlernen und versuchen auszuleben.
Mit einem Typ schlafen läuft doch nur so, daß er mal »kurz über sie steigt«, seinen Orgasmus hat und sich befriedigt zur Seite dreht. Er kennt dabei nur seine Interessen. Die Freundin als ›Ganzes‹ gibt es in diesem Moment für ihn nicht, sie ist nur Vagina. Er verlangt sogar noch, daß sie einen Orgasmus hat, und wenn nicht, dann soll sie ihn wenigstens vorspielen. Das machen sie auch oft genug, denn sie trauen sich nicht zu sagen, daß es ihnen *so* keinen Spaß macht und sie *so* keinen Orgasmus haben können. Sie möchten an der Klitoris gesteichelt werden und suchen überhaupt mehr intensive körperliche Zärtlichkeit. Selbst wenn ein Mädchen es verweigert, ihren Orgasmus vorzuspielen, macht das dem Typ meist nichts aus. Es ist schließlich ihre Sache, und wenn sie will, wird sie es »schon noch bringen«. So erscheint die ›kaputte Sexualität‹ als Spiegelbild der gesamten desolaten Verkehrsformen zwischen Jugendlichen.

»Ich war damals zwölf, da hab ich nen Typen kennen gelernt, und da bin ich mit nach Hause gefahren und dann sind wir zu Hause gewesen. Und ich saß da, war natürlich schüchtern gewesen, keine Ahnung gehabt, da hat er mich einfach gegriffen und ausgezogen und mich gebumst.

Ich war total platt gewesen. Wußte überhaupt nicht, was ich machen sollte. Da hab ich geheult. Und dann war ich aber trotzdem noch mit dem zusammen, ich hatte ihn gerne gehabt. Aber es war ein Schock für mich gewesen.«[6]
»Wenn ich sage, ich will nicht, und er will halt doch, dann könnte ich losheulen. Da verkrampft sich bei mir alles dermaßen! Da fang ich an, mich vor dem Typen zu ekeln.«[7]

Über die massive Unterdrückung ihrer Sexualität sind die Mädchen sauer und frustriert, denn gleichzeitig sind sie völlig machtlos:

»Ein Mädchen ist Freiwild, ob sie ne Nutte ist, oder ob sie nur so über die Straße geht.«[8]

Wenn sie sich hier wehren und versuchen, ihre Schwierigkeiten darzustellen, setzen sie unter Umständen Beziehung und Marktwert aufs Spiel. Sie haben Angst, fallengelassen zu werden, und fürchten Gruppensanktionen, denn bei den anderen Typen heißt es schnell, man(n) sollte »von der lieber die Finger weglassen«. Ein Mädchen, das nicht wenigstens hin und wieder eine Beziehung zu einem Typ aus ihrer Clique vorweisen kann, meint, mit *ihr* stimme was nicht, und ihre Umgebung bestätigt dies. Die elende Langeweile und Perspektivlosigkeit muß doch wenigstens mit einem Freund geteilt werden, dafür tut frau schon einiges.

Auf der Suche nach dem »starken Charakter« und der »sicheren Zukunft«

Befragen wir die Mädchen nach ihrem ›Idealfreund‹, so hören wir immer wieder: »Na ja, nen starken Charakter muß er schon haben« und dann wird noch hinzugefügt: »und gut aussehen muß er«.
In Gesprächen kommt dann heraus, »einen starken Charakter« haben heißt: dominant sein, *wer* sein. Der Freund soll ihre Leere ausfüllen, dafür lassen sie sich beherrschen. Er kann fremdgehen, sie tut es nicht.

Bernd: »Natürlich, ne Frau die de hast, bezeichneste irgendwie als dein Eigentum – und da biste natürlich sehr sauer, wenn de erfährst, da hat ein anderer Typ sie angefaßt und mit ihr rumgemacht. Ist doch logisch, daß denn, ich glaube zu 90%, alle Typen sauer sind, bis auf ein paar Sonderfälle.«[9]

Sie probiert es auch gar nicht erst aus. Sie sägt doch nicht an dem Ast, auf dem sie gerade sitzt.

Marion: »Das ist komisch, wenn ich mit nem anderen Typen zusammen bin, da könnt ich das auch nicht, auch wenn ich den anderen Typen sagenhaft dufte finde. Für mich wäre das ein Fremdgehen, irgendwie hätte ich da immer das Gefühl, als wenn ich meinem Freund weh tun würde irgendwie.«[10]

Ihre eigene Identitätslosigkeit scheint den Mädchen bewußt zu sein. Schlimmer noch, sie haben erfahren, daß sie nur so, nämlich identitätslos akzeptiert werden. Als »Maske«[11] liegen sie besser »im Rennen«, Kopf an Kopf mit anderen Masken. Seine Stärke holt sich der Freund über das Gefälle zu seiner Freundin. Wie soll er sonst groß rauskommen? ›Mann

sein‹ heißt doch, »mit den Bräuten umgehen zu können«. Demnach, je mehr Bräute, um so mehr Mann. Dafür eignen sich Masken vorzüglich.
Mädchen, die in Ansätzen eine eigene Identität entwickelt haben, können sich nur schwer an den Mann bringen. Wenn seine Freundin eine eigene Meinung hat, wird es –schon rein äußerlich – für den Freund schwerer zu dominieren. Da sieht man schnell wie ein ›Durchschnittstyp‹ aus, und das macht keinen »starken Eindruck«. Um diese Mädchen kümmern sich die Supertypen, die das Kämpfen gewohnt sind, die ›manns-genug‹ sind, ihre Gegenwehr zu brechen und sie »zur Strecke zu bringen«. Am besten in Situationen, in denen es aufs Reden nicht so ankommt. Dafür gibt es ganz spezielle Orte, das sind die Discotheken.
Es gibt kaum andere Räume für Jugendliche, die ebenso konsumfreundlich und kommunikationsfeindlich organisiert sind wie die Discotheken. Beim näheren Hinsehen fällt auf, daß sie alle nach dem gleichen Prinzip funktionieren. Überlaute Musik behindert jegliches Reden. In den überhöhten Eintrittspreisen sind Getränkebons enthalten, so können sich die Jugendlichen nicht ohne zu konsumieren in dem düsteren Licht verdrücken.
Berlins ›Big Eden‹[12] hat den besonderen Verkaufs-Gag, daß Mädchen ohne männliche Begleitung kostenlosen Einlaß haben. Das ist eine eindeutige Kalkulation. Mädchen, die in der Regel über weniger Geld verfügen als Jungen, kommen mit ihren Freundinnen in Scharen. Auf sie macht mann natürlich den besten Eindruck, wenn er ihnen erstmal einen ausgibt. Da man sich sowieso nur brüllend verständigen kann, ist diese Geste am eindeutigsten. So sind die ›ohne-Eintritt-Mädchen‹ ein echtes Geschenk vom Big Eden an seine männlichen Gäste und sich selbst.
Je lauter der Discjockey aufdreht, um so mehr herrscht schweigende Einsamkeit. Auf der Tanzfläche (quadrophonisch beschallt), im Blitzen der ›Flashlights‹, gibt es ›Brautschau‹. Die ›Plasticworld‹ funktioniert, die Schule und die miesen Chefs sind vergessen. Auch die GI's stehen schon um die Tanzfläche rum. Vielleicht lernt frau heute den ›gutaussehenden Typ mit dem tollen Charakter‹ kennen. Dafür läßt sie sich auch mal in den Hintern kneifen, und der farbige Typ, der immer mit dem Discjockey redet, sieht auch schon hin. Black ist doch beautiful, das wäre doch mal was. An der Seite von einem Typ im Afro-look macht frau doch einen unheimlich starken Eindruck. Da sind die meisten Typen aus ihrem Stadtteil Milchbubis gegen.
Im Sound gibt es obendrein noch ein Bordkino. Das macht müde Männer munter. Da laufen non stop Karatefilme, in denen ständig um pflanzenartige, vor sich hin blühende weibliche Wesen mit halbfreien Brüsten gekämpft wird. Sie kämpfen meist gegen alleinstehende, gefährliche, weibliche Konkurrentinnen (Hexen), die dann irgendwann von den Karatehelden nach ›Hexenjägerart‹ ermordet werden. Das Kino ist von Männern beherrscht.

Wo sollen die Mädchen sich *da* auch wiederfinden! Im Sound gab es lange Zeit eine ›besondere Alternative‹ für Mädchen – den »Abtanzraum«. Das war ein kleiner Nebenraum, gleich beim Bordkino, der am Boden, an der Decke und an den Wänden mit Spiegeln ausgekleidet war. Nur Lautsprecher und Scheinwerfer waren in die Ecken montiert. Die Bräute auf ihren hohen »Töppen« (Stiefel) bestiegen diesen Abtanzraum mit der berühmten Lässigkeit der ganz Einsamen. Von den Spiegeln zurückgeworfen konnten sie hundertfach ihre Bewegungen und Masken überprüfen. Die ganz ›Selbstbewußten‹ schlossen dabei sogar die Augen. Nachdem sie eine Zeitlang entsprechend den aktuellen Tanzbewegungen ›abgetanzt‹ hatten, staksten sie wieder hinaus, um ein paar Minuten sicherer als vorher. Die Mädchen müssen nicht nur ihre Objektrolle akzeptieren, sie müssen sie auch aktiv kultivieren. Im Abtanzraum machen sie sich zur Marionette und ziehen dazu an ihren eigenen Fäden.
Parallel dazu kamen von nebenan die kleinen Bruce Lees[13] mit Karatefäusten in der Hosentasche aus dem Kinoraum. Ein herrliches Leben – nur nicht so werden, wie die Alte ist.

Über die (Un)möglichkeiten, neue Wege zu finden

Wichtig an der Discothek ist für sie die Illusion, ausbrechen zu können aus den bekannten Abhängigkeiten.
Aus der Erfahrung unserer Arbeit mit Mädchen wissen wir, daß dies nicht bloß abstrakte Wünsche, sondern ihre wirklichen Interessen sind. Wir haben uns gefragt, wie wir die Mädchen unterstützen können auf ihrer Suche nach neuen Perspektiven.
Für uns, und für alle Frauen, die mit Mädchen unter feministischen Aspekten arbeiten, ist die Auseinandersetzung mit Problemen der geschlechtsspezifischen Erziehung notwendig.
Wir haben erfahren – nicht zuletzt an uns selbst –, wie gut diese Konditionierung funktioniert. Denn wir haben selbst perfekt gelernt, uns nach den weiblichen Rollenanforderungen zu verhalten, sie als gesellschaftliche Norm zu akzeptieren, uns also in unserer Rolle so normal zu fühlen wie die Mädchen, mit denen wir es hier zu tun haben, im ›Abtanzraum‹.
Vielleicht war bei uns der einzige Unterschied, daß es für uns andere Normen gab, wie unsere Maske auszusehen hatte. Auch wir wollten raus aus der uns andressierten weiblichen Rolle. Alleine konnten wir uns nicht genügend wehren, das haben wir Frauen schnell erfahren. Denn da greifen die verrücktmachenden Institutionen (Familie, Schule . . .) und Individuen (Freund, Chef . . .) hart und eindeutig durch.
»Uns werden unsere Fähigkeiten von Kind auf abgewürgt, wir haben schon immer Berufsver-

bot. Uns wird die Identität geklaut, von früh auf lernen wir, eine Identität nur über einen Mann zu bestimmen. Unser Körper ist permanentes Freiwild, für Blicke, zum Betatschen, für Bemerkungen. Die Straße ist unser Feindesland. Wir trauen uns nachts alleine nicht auf die Straße. Für uns ist immer ›Ausgangssperre‹, was für Männer der Erklärung eines ›Ausnahmezustandes‹ bedarf, denn die Gewalt, die uns trifft, hat nicht das Privileg, als Gewalt angesehen zu werden.«[14]

Unsere Arbeit, mit feministischem Ansatz, stieß im Rahmen der Pädagogik auf Widerstände. Nicht nur von Institutionen diszipliniert, sondern auch von vielen männlichen Kollegen mißtrauisch beobachtet, haben wir gelernt, unsere Interessen durchzusetzen. Wir arbeiten auf, was wir als Mädchen nicht durften und konnten, und versuchen, einen für Frauen sinnvollen Arbeitsansatz gegen alle gesellschaftlichen Schwierigkeiten zu finden. Als wir anfingen, mit Mädchen zu arbeiten, ihre Erfahrungen und Probleme kennengelernt haben, konnten wir uns an viele Sachen erinnern, die bei uns ähnlich gelaufen sind. Wir finden uns in der Arbeit wieder, sie macht uns Spaß, wir sehen immer mehr Parallelen zwischen ihrer und unserer Lebensrealität. Auf der Ebene von gegenseitigen Lernprozessen kann die Arbeit nicht aufgesetzt pädagogisch sein.

Am Anfang hatten wir vor allem das Problem, wie wir uns den Mädchen vermitteln können. Einerseits wollten wir das, was wir gelernt haben, weitergeben, andererseits wollten wir mit ihnen ihre Situation analysieren, ohne aufgesetzt pädagogisch und damit realitätsfern vorzugehen. Vielleicht ist unsere Wahrnehmungsebene zu eng gewesen, um Ansätze ihrer Gegenwehr direkt zu erkennen. Auf jeden Fall haben wir uns gefragt, wohin geht ihr ganzer Frust aus den eben beschriebenen Situationen? Sind die Mädchen überhaupt wütend und kann diese Wut kämpferisches Potential sein? Oder sind sie bereits von Kopf bis Fuß auf Konkurrenz gegenüber Frauen eingestellt? Aber wieso akzeptieren sie uns dann? Sie haben doch alle Konflikte mit Freunden, der Sexualität usw., sind ihre Ansätze der Gegenwehr vielleicht die vielpraktizierte sexuelle Verweigerung?

Also, da haben wir die Mädchen einfach gefragt. Wir problematisierten ihr Verhalten in bestimmten Situationen (zum Beispiel nach einem gemeinsamen Discothekenbesuch) und erfuhren, daß sie ein sehr starkes Bedürfnis hatten, zuerst auf der Ebene von Selbsterfahrung, über ihre Situation zu reden. Allen war klar, daß sie versuchten, möglichst einigermaßen zu funktionieren, im Bett und am Arbeitsplatz und überall da, wo sie meinten, funktionieren zu müssen. Aber alle sehen, daß sie ein kämpferisches und vielleicht situationsveränderndes Verhalten den Typen gegenüber nicht packen, da sie die beschützende und Sozialprestige vermittelnde Beziehung nicht gefährden wollen. Es sind klar verständliche Gründe, denn was wäre ihre Alternative?

Daraus wurde uns klar, daß es wichtig ist, die Jungen am Anfang in die

Arbeit miteinzubeziehen. Denn was hat es für einen Sinn, wenn die Mädchen sich in der Mädchengruppe ausheulen, anschließend von ihren Freunden für die Teilnahme an der Gruppe verprügelt werden und ihnen noch Worte und Kräfte fehlen, sich alleine zur Wehr zu setzen. In der gemischten Gruppe gelang es den Mädchen, in ihren Auseinandersetzungen viel weiter zu gehen, da sie für die Verhaltensweisen ihres Freundes bereits sensibilisiert waren. So konnten wir ein Stück Beziehungsrealität in die Gruppe tragen und die Mädchen, in der direkten Konfrontation mit ihrem Freund, besser stärken.
Um die subtileren Probleme transparent zu machen, verwandten wir Techniken wie Rollenspiele, Theater, Planspiele usw. Wir spielten mit vertauschten Geschlechtsrollen.
Aufgrund der Erfahrungen in der Gruppe entwickelte sich bei den Mädchen mehr und mehr das Bedürfnis, ohne ihre Freunde reden zu wollen.

»Wenn mein Macker dabei ist, muß ich immer aufpassen, was ich sage, ob ihm das auch paßt. Und er weiß dann immer, was ich denke, und er braucht ja auch nicht alles zu wissen.«[15]
»Ich hab gerade auch keinen Freund, aber ich finde das Scheiße, wenn die Typen immer dabei sind und immer laut rumquatschen und uns nicht ausreden lassen . . . Und wenn wir jetzt noch mit denen zusammen in Urlaub fahren, dann wollen die immer wieder sagen, was gemacht wird, und dann trauen wir uns wieder nicht, was anderes zu machen, als die wollen.«[16]

Unter sich konnten sie miteinander angstfreier, offener und konstruktiver sprechen. Später zogen wir daraus die Konsequenz, die Gruppe in Mädchen und Jungen zu teilen, womit im Prinzip nur die Jungen nicht einverstanden waren, was verständlich ist, wenn frau bedenkt, wie sehr die Jungen Mädchen zur Stärkung und Profilierung ihres Images nötig haben. In verschiedenen Berliner Jugendheimen gab es aggressive Störaktionen von Jungen, nachdem Mächen eine eigene Gruppe gebildet hatten und einen Raum für sich beanspruchten. Es wurden Fenster eingeworfen, Sicherungen ausgeschraubt und Türen beschädigt. Durch Androhen von Prügel wurden die Mädchen in solche Angst versetzt, daß sie den Gruppentermin ›freiwillig‹ vertagten. Das Interesse der Mädchen an einer eigenen Gruppe wurde dadurch intensiver. Wir haben sie in ihrem Bedürfnis bestärkt.
Die Bildung von Jungengruppen kann und sollte nicht die Aufgabe von Frauen sein. Das Problematisieren von männlichem Rollenverhalten muß Arbeit von Männern sein, die darüber, genau wie wir in Mädchengruppen, auch ihr eigenes Verhalten reflektieren müssen.

Mit welchen Perspektivvorstellungen kann frau Mädchengruppenarbeit machen?
Eine Alternative und/oder Perspektive ist, Mädchen in die autonome Frauenbewegung zu integrieren, indem sie versuchen, sich *als Gruppe* mit gleichen oder ähnlichen Problematiken einzubringen. Denn als Einzelne

können sie sich unter den vielen Frauen, die meist älter sind und primär Interesse am Erfahrungsaustausch mit Frauen in ähnlichen Lebenssituationen haben, nicht wiederfinden. Sie bekommen eine Fülle von Informationen, neue Ideen, aber solange sie alleine dastehen, können sie damit wenig anfangen, sind eher verwirrt.
Ihre Bedürfnisse können aufgefangen werden durch Frauen, die ein Interesse haben, sich mit den Problemen von Mädchen auseinanderzusetzen – nur hängt es weitgehend vom Zufall ab, ob sich diese Frauen gerade finden lassen. Zu schnell kommt dann die große Frustration und wieder das Gefühl, alleine und einsam auf dem an sich ganz richtigen Weg der Gegenwehr gescheitert zu sein.
Grundsätzlich ist es aber in der Zusammenarbeit mit Mädchengruppen wichtig, sich dort mit ihnen auseinanderzusetzen, wo sie wohnen, arbeiten, tanzen gehen . . .; sie in ihrem Lebenszusammenhang zu unterstützen und dabei die Erfahrung zu machen, wer sie sind, was sie von ihrem Freund wollen und was nicht.
Mädchen sind aufgrund jahrelanger Konditionierung (als Kind zunächst asexuell, in der Pubertät müssen sie möglichst schnell heterosexuell werden) notwendig auf Jungen fixiert, so daß es völlig falsch wäre, ihre Lebensrealität total in Frage zu stellen. Sie suchen aber alle nach einer eigenen Identität, dabei können wir sie unterstützen.
Die daraus resultierenden Wege müssen die ›Bräute‹ und ›Masken‹ und wie sie alle heißen schon selber finden.

Anmerkungen

1 ›Sound‹, laut Werbung Europas modernste Discothek, trotz vieler Razzien und vorübergehender Schließungen seit Jahren bekannter Treffpunkt für Berlins Jugendsubkultur. Nebenbei Drogenumschlagplatz, und da bis fünf Uhr morgens geöffnet, beliebter Aufenthaltsort für Treber ohne Unterkunft.
2 *Bravo*, Jugendzeitschrift, wöchentliche Auflage eine Million, Leserkreis ca. drei bis vier Millionen Jugendliche zwischen 12 und 17 Jahren.
3 ›Abraxas‹, eine der bekannteren Berliner Rockergruppen.
4 SFB-Sendung *Wir um zwanzig*, »Probleme und Portraits von Rockern aus Kreuzberg« (1976).
5 SFB-Sendung *Wir um zwanzig*, »Love« Jugendsexualität von Cristina Perincioli und Vera Gaserow. Gespräche mit Jugendlichen des ›Schüler und Jungarbeiterzentrums‹ Berlin, Belzigerstraße.
Ausführliche Materialien der Sendung können angefordert werden bei Cristina Perincioli, Bürknerstraße 6, 1 Berlin 44.
6 SFB-Sendung *Wir um zwanzig*, »Love« a.a.O.
7 SFB-Sendung *Wir um zwanzig*, »Love« a.a.O.
8 SFB-Sendung *Wir um zwanzig*, »Love« a.a.O.

9 SFB-Sendung *Wir um zwanzig*, »Love« a.a.O.
10 SFB-Sendung *Wir um zwanzig*, »Love« a.a.O.
11 ›Maske‹, ein von Jungen geprägter Begriff für Mädchen, die ihre »Fassade besonders poliert« haben. Sie haben sich durch überstarke Schminke, entsprechende Gestik und Kleidung, den Ansprüchen der von ihnen bevorzugten Scene total angepaßt – Farbe im Gesicht muß die Farblosigkeit ihrer Persönlichkeit ersetzen.
12 ›Big Eden‹, Discothek am Berliner Kurfürstendamm, wird u. a. stark von amerikanischen Soldaten frequentiert.
13 ›Bruce Lee‹, ein am Herzinfarkt gestorbener Kino-Karateheld – der Mythos vom unbesiegbaren Mann (»Bruce Lee lebt«).
14 *Frauenjahrbuch '76*, Verlag Frauenoffensive, München 1976, Seite 71 (Artikel: Feministische Tendenzen).
15 Aus Gesprächen mit Heimmädchen (eigene Aufzeichnungen).
16 Aus Gesprächen mit Heimmädchen a.a.O.

Literatur für die Arbeit mit Mädchen

Autorenkollektiv, *Sexualität ist mehr*, Unterrichtsreihe, Jugenddienst Verlag, Wuppertal 1976

Autorenkollektiv, *Grenzen der Sexualpädagogik*, Karin Kramer Verlag, Berlin 1973 – vor allem der erste Teil

Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht*, Rowohlt Verlag, Reinbek 1968 – besonders das zweite Buch »Gelebte Erfahrung«

Elena Gianini Belotti, *Was geschieht mit kleinen Mädchen*, Verlag Frauenoffensive, München 1975

Josef Dehler, *Jungarbeiterinnen*, Raith Verlag, Starnberg 1974 – gründliche Analyse der Lebens- und Arbeitsbedingungen, allerdings für feministische Arbeit ungeeignet

Shulamith Firestone, *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution*, Fischer Verlag, Frankfurt/M 1975 – vor allem das Kapitel »Nieder mit der Kindheit«

Frauenjahrbuch 1976, Frauenoffensive Verlag, München 1976

Frankfurter Frauen-Info, Dezember-Nummer – vor allem der Artikel »Die Probleme zwischen Mädchen und Jungen und was man dagegen machen kann«

Werner Geifrig, *Bravo, girl!* Weismann Verlag, München 1975

Henni Pauli, *Mariechen wirft den ersten Stein*, Weismann Verlag, München 1975 – das Buch will Möglichkeiten aufzeigen, wie Mädchen aus dem vorgezeichneten Weg ausbrechen können, bringt allerdings keine neuen Ansätze

Alice Schwarzer, *Der »kleine Unterschied« und seine großen Folgen*, Fischer Verlag, Frankfurt/M 1975 – vor allem das Kapitel »Die Funktion der Sexualität bei der Unterdrückung von Frauen«

Mary Jane Sherfey, *Die Potenz der Frau*, Verlag Neue Presse, Wien 1975

Volkmar Sigusch u. a., *Jugendsexualität*, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1973

Heide Wyss, *Das rosarote Mädchenbuch*, Fischer Verlag, Frankfurt/M 1976 – eine kaum zu verarbeitende Menge von Informationen und Fakten

rororo aktuell

Die größte politische Taschenbuchreihe der Bundesrepublik.
Herausgegeben von Freimut Duve.

Hernán Valdés
Auch wenn es nur einer wäre ... Tagebuch aus einem chilenischen KZ (4064 / 5,80 DM)

Arbeitsgruppe Dritte Welt Bern
Exportinteressen gegen Muttermilch. Tötet Nestlé Babies? (4065 / 4,80 DM)

Freimut Duve (Hg.)
Technologiepolitik in Lateinamerika. aktuell-Magazin 6 (4066 / 7,80 DM)

Mohamed Sid-Ahmed
Nach vier Kriegen im Nahen Osten. Thesen zu einer offensiven Friedenspolitik (4062 / 5,80 DM)

Volker Friedrich / Adam Hehn / Rolf Rosenbrock
Neunmal teurer als Gold. Die Arzneimittelversorgung in der Bundesrepublik (4067 / 9,80 DM)

Atommüll oder Der Abschied von einem teuren Traum. Arbeitsgruppe »Wiederaufbereitung« (WAA) an der Universität Bremen (4117 / 5,80 DM)

Jürgen Fuchs
Gedächtnisprotokolle. Mit Liedern von Gerulf Pannach und einem Vorwort von Wolf Biermann (4122 / 4,80 DM)

Ulfried Kleinert
Seelsorger oder Bewacher? Pfarrer als Opfer der Gegenreform im Strafvollzug (4116 / 5,80 DM)

Johano Strasser
Die Zukunft der Demokratie. Grenzen des Wachstums – Grenzen der Freiheit? (4118 / 4,80 DM)

André Gorz
Ökologie und Politik. Beiträge zur Wachstumskrise (4120 / 5,80 DM)

Freimut Duve (Hg.)
Brokdorf / Unterelbe / Kernenergie. aktuell-Magazin 7 (4121/DM 7,80)

aktuell rororo

Neu in der Reihe Hanser

charles Bukowski Fuck Machine

9.80 DM

Außerdem erscheinen:

H. Bender/M. Krüger (Hg.), Was alles hat Platz in einem Gedicht? Ca. 14.80 DM.
Dietmar Kamper (Hg.), Über die Wünsche. Ca. 18 – DM.
C. F. von Weizsäcker/B.L. van der Waerden, Werner Heisenberg. 8.80 DM.
Hayo Matthiesen, Bildung tut not. Ca. 12.80 DM.
Herbert Marcuse, Die Permanenz der Kunst. 8.80 DM.
Wolfgang Frühwald (Hg.), Eichendorff-Chronik. Ca. 14.80 DM.
Reihe Film 11: Joseph Losey. Ca. 14.80 DM.
Reihe Film 12: Pier Paolo Pasolini. Ca. 15.80 DM.

Karin Reschke
Power Frauen! Eine Ansprache

Mann, hab ich eine Wut im Uterus. Frauenbücher wohin das Auge schaut, als würde sich die Welt plötzlich nach einer anderen Sonne drehen. Frauenbuchläden fein säuberlich sortiert, mit Titeln, die uns heiß machen sollen, auch mit neuen Frauenzeitschriften. Nicht mehr gefragt ist, das Beste aus seinem Typ zu machen, sondern, wie werd ich Feministin? Gesellschaft umkrempeln, aber nicht die ganze, sondern nur die andere Hälfte, das schwache Geschlecht. Sie sollen stark werden und an sich selbst wachsen, die Frauen. Je mehr sie sich erkennen, um so mehr ist die Männerseite in Gefahr. Dreht euch nicht um, die Feministinnen gehn um!
Und dabei seid ihr trocken, Frauen, wie Strohfutter. Kaum ein Text, der euch so an die Nieren geht, daß ihr schreit. Ihr setzt euch ordentlich zusammen in Arbeitsgruppen und geht die Texte durch wie Briefmarken. Dabei könnte es euch doch alle fuchsen, wenn Alice Schwarzer mit dem Sex aufräumt wie die Hausfrau ihre drei Zimmer, Küche und Bad. Auf, auf, Frauen, seid gegen das Bumsen, dann werdet ihr frei sein, Vögelchen mit neuen, frischen Flügeln und einer Liebe, die durch die feineren Körpergefilde der Frauen geht, die wächst und gedeiht, wie früher die Frucht im Leib!
Alice schafft nicht nur einen Unterschied und große Folgen, sie schafft mit einem Schlag Tausende. Plötzlich sind Frauen neue Wesen. Aber ihre alten Verhältnisse bleiben bestehen, obwohl sie im Kopfe bereits abgeschafft sind. Dreizehn Protokolle und eine Schwarzer, die das alles deichselt. Auf Sex gehts los.
Von Frau A., 33 Jahre, Hausfrau und Putzfrau, fünf Kinder, Ehemann Hilfsarbeiter, hatte die Psychologin der Familienberatungsstelle völlig falsche Vorstellungen. Frau A. lebte nach ihrer Meinung in einem sexuellen Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Mann. Alice hingegen findet eine »total frigide« Frau vor, bei der sich nichts mehr tut, und die dann sagt: »Im Grunde kann ich mich nicht über ihn beschweren. Er hilft mit im Haushalt und alles. Aber wenn ich nochmal zu entscheiden hätte, würde ich mir Kinder anschaffen, ohne zu heiraten.« Sie schließt es nicht aus, in so einem Fall mit einem Mann zusammenzuleben, aber heiraten, nie mehr. »Dann hat der Partner einen nämlich nicht so in der Tasche, kann einen nicht so verletzen.« Verletzt ist sie worden, schon in zarter Kindheit, von ihrem

Vater, der sie vergewaltigte, eine grausige Tatsache, aber trotz aller Traumata glaubt Frau A. an die große Liebe. Mit dem Widerspruch leben, das ist es, was stimmt bei Frau A.. Liebe haben, Kinder dazu, aber die Ehe nicht unbedingt. Und was tut Alice? Sie kitzelt ihr das beschissene Leben, sprich den Antisex von den Lippen, Bekenntnisse, die die Leserin hellhörig machen sollen, mich aufrütteln sollen, den Mann, die Männer unter die Lupe zu nehmen. Alle wollen nur das eine; hat meine Mutter schon gesagt und mir Freunde verboten, aber was half's, irgendwann packt's jede; Frau A. mit ihren fünf Kindern, mich mit meinen zwei. Neben dem Sex steht auch gleich das Elend der Arbeiterin oder, wie im Falle von Frau A., das Elend der Putzfrau, die sich eigentlich hocharbeiten möchte. Es will mir nicht in den Kopf, daß der sexuelle Status die Ausgangsposition für das proletarische Elend der Frau an sich ist. Wenn es doch so einfach wäre, mit diesem Interview bei den Frauen, die es angeht, eine Art Klassensexbewußtsein zu wecken. Alice hat einen Zwang, heterosexuelle Beziehungen anzuprangern, und läßt es die armen betroffenen Frauen dann auch tun. Die Wahrheiten, die in den Protokollen stecken, nämlich die ökonomische Abhängigkeit der Frauen, ihre Ängste vor Veränderungen, werden irgendwie von Alices Thesen überrollt. Frauen, wenn ihr in Zukunft auf die Penetration verzichtet, oder sie verbietet, geht's euch nicht mehr ans Eingemachte. Dann könnt ihr ruhig schlafen, euch mit anderen Frauen zusammentun, eure vorhandenen Kinder großziehen und glücklich werden. Ich glaube einfach nicht, daß der Sex alle Frauen so klapprig gemacht hat. Der Beziehungsterror wird in allen dreizehn Protokollen durchgehalten, egal woher die Frauen kommen, wohin sie gehen, das hat mich stutzig gemacht. Und dann bei sehr vielen Begegnungen zwischen Alice und ihren Frauen die leicht konspirative Interviewsituation. Frauen treffen sich heimlich in anderen Wohnungen mit Alice und fangen zögernd an zu sprechen, bei laufendem Tonband. Ich will mich nicht daran hochziehen, aber die Aussagen bekommen von daher zum Teil ihren besonderen Akzent gegen Sex. Ich stell mir halt vor, wie das bei mir gelaufen wäre. Sicher hätte ich in Gegenwart von Alice über kurz oder lang auch von meinen Männerbeziehungen geredet, vielleicht sogar geleugnet, daß mir die Liebe Spaß macht, daß ich mich bei aller Unterdrückung der Frauen durch Ehe, Haushalt, Kinder aber immer wieder nach dem Mann umdrehe, mit ihm zu tun haben will, mich mit ihm reiben, verändern, meinetwegen auch kämpfen will. Aber verzichten? Wäre mir das über die Lippen gekommen? Bei Frau A. bleibt die Frage offen, sie ist nach dem Gespräch mit Alice zusammengeklappt, wie schon so oft in den letzten Jahren, durch Überbelastung; doch sie rappelt sich dann wieder auf mit Hilfe von Medikamenten.

Dafür macht uns Alice dann klipp und klar, wie das mit Frau A. im Grunde gelaufen ist, der typische Lebensweg der Frau aus dem Proletariat, nur daß

Unterdrückung und Ausbeutung viel offener sind und krasser als bei der gutbürgerlichen Frau. Klischee Nummer eins. Dann der Vater, der das kleine Mädchen nicht nur für sich arbeiten läßt, sondern sie zum Sex zwingt, worauf es Schuldgefühle bekommt, weil die Umwelt sie ihm eintrichtert, und am Ende noch besorgt ist, daß sein Vater ins Kittchen wandert dafür. Die Geschichte klingt mir zu einfach aufgeschlüsselt. Mir sind Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern nicht damit geklärt, daß man den einen den schwarzen Peter zuspielt, dem bösen Vater, und den anderen ihre Sklavenabhängigkeit. Zwischen Vater und Tochter ist noch mehr gelaufen als der schreckliche Inzest. Ich könnte mir auch vorstellen, daß beide eine Wahnsinnsangst voreinander hatten; Frau A. sagt: »Er hat sich auf mich geschmissen wie ein Tier«. Natürlich werden alle Instinkte gegen den Vergewaltiger mobilisiert, ich drehe durch, aber ich schau nicht mehr durch. Dazwischen hockt nämlich die Angst, die es unmöglich macht, einen allgemeinen Strick der Verachtung zu knüpfen für diesen Mann. Das ahnt auch Frau A. trotz der katastrophalen Folgen, Diskriminierung, zur Nutte stempeln, Schuldgefühle, aber Hoffnungen. Alices Schwarzweißschema läßt Hoffnungen jedoch nicht mehr zu. Ich kriege so ein Gefühl, als würde sie die Männer am liebsten alle einbuchten und die Frauen für immer vom Sex fernhalten. Mir schwankt der Boden unter den Füßen, wenn ich daran denke, daß Liebe eine der Gewalten ist, die Menschen zerstört, und die anderen Gewalten, nämlich abhängige Arbeit, Ehe, Kinder, Familie, nurmehr Folgen dieser verhängnisvollen Liebe sind. Dabei glaube ich, daß es umgekehrt ist, daß Arbeit, herrschende Familienideologie und die daraus entstandene Doppelmoral auf Beziehungen einwirken.

Power Frauen, die Firestone gibt uns Saures. Macht doch mal die Augen auf, wenn ihr sie gerade verschlingt, oder fällt euch das Verschlingen schwer? Wir sind die Sklaven der Gesellschaft, die Neger, die unterste Klasse Menschen, die es seit Jahrtausenden gibt. Wir sind die Verfolgten des Faschismus, Rassismus und Sexismus, wir kriegen keine Luft mehr, eine Kralle hackt der anderen Kralle die Kraft ab, aber wie die Töchter des Lichts greifen wir abgeschwächt mit rot lackierten Nägeln durch die vermännlichte Erdkruste in den Schoß der Planetin, denn die sexuelle Revolution ist angebrochen. Womans Liberation Movement ist eine ehrenwerte Frauenbefreiungskompanie in den USA, in der Shulamith Firestone erfolgreich um die Sache der Frau gekämpft hat.
Der neue Feminismus in den Staaten kriegt heiße Füße, die Fesseln der Sklaverei sind gelöst, Frauen bestimmen, wie Gesellschaft sich weiterhin entwickelt. Nach Shulamith wird der neue Feminismus »als bedeutendste Revolution der Geschichte« in die Geschichte eingehen. »Sein Ziel ist der Umsturz der ältesten und rigidesten Klassen/Kastengesellschaft, die es

gibt, einer geschlechtsspezifischen Klassengesellschaft, die sich in Jahrtausenden konsolidiert hat und den archetypischen Männer- und Frauenrollen eine ungerechtfertigte Legitimität, einen scheinbaren Ewigkeitsanspruch verliehen hat.« So nachzulesen in ihrem Buch *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution*. Der neue Mensch entspricht nicht mehr dem Urbild, der Urform des Menschen (archetypisch), der neue Mensch wird frei sein vom Rollenzwang, Arbeitszwang, Gebärzwang. Wird, wird, wird! Er ist es nicht. Frauen leben nach wie vor archetypisch, sind Hausfrauen, Mütter, Ehefrauen, mit emanzipatorischen Ansätzen. Männer gehen zur Arbeit, kriegen Lohn, machen ihren Frauen Kinder und haben Angst vor Rationalisierung im Betrieb, Arbeitslosigkeit, Fortschritt der menschenlosen Technokratien. Frauen schmieden derzeit keine Waffen für eine feministische Revolution. Shulamith aber ist auf dem Marsch durch alle Klassen. Im Kopf. Das klingt nicht schlecht, aber mein Bauch redet mir was anderes ein. Feministische Revolution als Ersatz für Klassenkämpfe. Was mit den Arbeitern bisher nicht geklappt hat, müssen die Frauen allein übernehmen. Ein Mordsanspruch. Rührt euch doch! Und die Frauen hier? Die Frauen hocken zusammen in ihren Frauengruppen und proben die Leseerfahrung mit diesem Buch. Ihre Thesen sind interessant, sagen die einen, und die anderen sagen gar nichts. Die Feministinnen wollen Shulamiths Thesen politisch verstanden wissen, und diskutieren den Kampf gegen die Männer. Ich sitze dazwischen und bin fasziniert von der Regungslosigkeit. Die eigenen Probleme mit Männern, Frauen, Kindern und Selbstgefühlen kommen nie auf den Tisch. Die Teilnahmslosigkeit der Frauen macht dieses Utopia erst recht unwirklich. Wie gehen Frauen damit um, laut Shulamith, ganz neue Menschen zu sein? Gar nicht. Will es ihnen nicht in den Kopf? Da stehts doch schwarz auf weiß, daß wir Frauen es in der Hand haben, an den Fundamenten des männerbeherrschten Systems zu rütteln. Wir werden die geschlechtsspezifischen Klassenmerkmale beseitigen, Kinder in der Retorte austragen, nur noch unseren eigenen Bedürfnissen entsprechend leben und arbeiten, Sex wird zu einer veralteten Gewalt zwischen den Geschlechtern herabstilisiert und abgeschafft sein. Die Welt von 1977? Der Sozialismus als Übergangsphase zu einem neuen Stil? Oder wie es bei Shulamith heißt, zu einem neuen »kybernetischen Kommunismus«? Was ist das? Kybernetik, ein technischer Begriff, der Steuerungs- und Regelvorgänge im Computerleben verklausuliert. Werden wir kybernetische Kinder haben, beziehungslos und schwerelos im Raum schweben, die Produktionsmittel in der Tasche, wie ein Butterbrot? Fragen, Fragen an alle Frauen! In ihrem Kapitel »Nieder mit der Kindheit« wird schon im Titel unsere Gegenwart abgetrieben. Wohin mit der perversen Situation der Kinder im 20. Jahrhundert? Dominiert von Industrie und Kapital sind wir die kleine krepelnde Masse großer und kleiner Kinder, die nie etwas anderes gesehen

haben als dies Zeitalter. »Der Kern der Unterdrückung der Frau ist ihre Rolle als Gebärerin und Erzieherin der Kinder.« Genau das wissen wir, und dagegen versuchen wir uns bereits zu wehren. Kinderkriegen ist kein Kinderspiel mehr, seit wir wissen, was zwischen Mutter und Kind psychodynamisch abläuft, daß die Nabelschnur nach der Entbindung mit Liebe wieder zusammengeklebt wird, auf immer sozusagen. Shulamith schreibt auf, wie es zum Begriff Kindheit historisch kommen konnte, daß es im Mittelalter Kinder nicht gegeben hat, nur kleine Erwachsene, die sich lediglich durch die Größe von ihren Eltern unterschieden, die voll integriert waren in Familie und Sippe. Menschen haben sich damals innerhalb ihrer Sippe bestimmt, sie haben in dem Sinne keine Schule gekannt, weil es keine Schule gab, sie konnten sich auch eine Kindheit gar nicht leisten, weil die Lebenserwartung der Menschen im Durchschnitt mit dem dreißigsten Lebensjahr beendet war. Und heute? Heute sind Mutter und Kind die emotionale Einheit, die immer dann getrennt wird, wenn gesellschaftliche Interessen gewahrt werden müssen. Durch Schule, Arbeit, Erwachsenenleben. Shulamith verherrlicht die homogenen Familienzustände des Mittelalters, und verdammt das Mittelalter gleichzeitig, weil die politischen Rebellen dieser Zeit, die weiblichen, nämlich Hexen, aufs Schafott gehen mußten. Sollen wir uns angesichts der Firestoneschen These, Mutter und Kind hätten die gleichen Unterdrückungsmerkmale, unsere Kindheit abschminken? Wie wollt ihr es halten, Frauen, wenn ihr mit euren Kindern in einen Topf geworfen werdet? Wollt ihr den Topf umwerfen, eure Kinder packen und ins Utopia ziehen, oder könnt ihr mit den Widersprüchen, die alle angehen, Mutter, Vater, Kind, leben? Vielleicht Wohngemeinschaften gründen, und repressive Verhaltensweisen erkennen und gemeinsam verändern? Wenn Frauen sich alternativ dazu äußern könnten, wäre ich froh. Dieses Kapitel bringt mich in die beschissene Lage zu glauben, daß wir schon klein gemacht wurden, noch ehe wir uns geregt haben, Kindfrauen sind, und wir gleichzeitig erwachsen gezüchtet worden sind, bevor wir groß waren. Immer dazwischen, Söhne, Väter, Freunde eingeschlossen. Ich fühle mich in die Irre geführt, wenn man mir sagt, nur weil ich Mutter bin, gehöre ich einer anderen Klasse an als mein Sohn, Mann und Freund. Zwischen meinem Kopf und meinen Handlungen liegt immer der Teil der Welt, in dem ich lebe, mich bestimme und bestimmt werde, mich gegen Vorurteile, Unterdrückung und Ausbeutung wehre, dabei aber an einem Strick ziehe mit Mann, Kindern, Freunden und Freundinnen.

Eine Moritat
Wer hat den Seziertisch im Frauenbuchlabor aufgestellt?
Die Großen, die Überfraun.
Wer?
Na, Germaine, Shulamith, Alice, Betty, vielleicht auch Simone.

Was bedeutet das?
Es soll die Frau aus der Frau geschnitten werden, die Puppe aus der Puppe, das haarlose Idol, das kleine passive Mädchen, das schon weiß, daß das Frauenschicksal Selbstaufgabe, Selbstverstümmelung bedeutet, der weibliche Eunuch, kurz der Weiblichkeitswahn muß unters Messer!
Und die Frau?
Die Frau wird dann wieder zusammengenäht, wenn das alles raus ist, neu instruiert, perfektioniert, ausgestattet mit der Ästhetik unserer atemberaubenden Kultur. Die Feministin des zweiten Jahrtausends kann nur durch Operation, Kastration und Abnabelung von unseren überkommenen Machtverhältnissen und Traditionen ihre Mission erfüllen.
Nieder mit den Fraun!

Beim Thema Gewalt zwischen Mann und Frau kriegt ihr Muffensausen. Diese Problematik betrifft alle in irgendeiner Form. Ihr habt plötzlich Stimmen, erzählt von Frauen in eurem Haus, die geschlagen werden, die aber fast nie darüber reden, Schläge hinnehmen, als hätten sie sie verdient. Sich schuldig fühlen, glauben, sie würden ihre Männer mit ihrem Verhalten provozieren, zu schlagen, »aber sonst ist er ein lieber Kerl, und sexuell klappt es auch zwischen uns«.
Gewalt ist ein heißes Eisen in der Frauenbewegung. Nichts, was bislang mehr tabuisiert war als Zusammenschlagen, Mißhandeln, bis hin zu Verstümmelung und Mord. Was wissen wir schon von Frauen, die geprügelt die Wohnungstür hinter sich zumachen, was von ihren Männern, die uns freundlich grüßen, wenn wir ihnen begegnen, und bei denen alles drunter und drüber geht, im Suff z. B., weil die Alte nicht spurt. Wir wissen nichts von ihnen. Wenn wir merken, daß die Frau in der Wohnung unter uns zusammengeschlagen wird, weil wir ihre Schreie hören, trauen wir uns nicht, etwas dagegen zu unternehmen. Die Polizei, die zu rufen wäre, fühlt sich nicht zuständig, einen »Ehestreit zu schlichten«. Wir reagieren wie taube Nüsse, wenn es um die angebliche Intimsphäre von Leuten geht. »Da misch ich mich nicht ein, das geht mich nichts an.« Hinter der Wohnungstür ist die Welt zu Ende, daß da die Hölle anfängt für unsagbar viele Frauen, nehmen wir als Nachricht hin, ohne uns groß zu rühren. Sarah Haffner hat gerade ein Buch über *Gewalt in der Ehe* herausgebracht, in dem geschlagene Frauen, Mißhandelte zu Wort kommen. Eine Frau berichtet:

»Einmal bin ich zur Polizei gerannt, als er mich ganz furchtbar zugerichtet hatte. Die haben mich ins Krankenhaus gebracht, man mußte mich sofort am Auge operieren. Dann hat er mir eine Schnapsflasche auf den Kopf gehauen, so daß ich ein Riesenloch im Kopf hatte, und einmal hat er mich auch auf der Straße geprügelt und auch getreten.«

Diese Frau ist immer wieder abgehauen, und immer wieder zurückgegangen, weil er »ganz klein mit Hut und Kreppsohle« angekommen ist und sie geholt hat mit dem Versprechen, es nie wieder zu tun. So geht es durch viele Interviews immer weiter in die Haue rein, in die Unterdrückung durch physische Gewalt. Selbst wenn Frauen sich mal losgeeist haben, irgendwo Arbeit gefunden haben, sich langsam von diesem Horror erholen, taucht

»er« wieder auf, um sie zurückzuholen, an den heimischen Herd, wo sie hingehört. Und die Frauen fügen sich, glauben, daß alles so sein muß, und geben sich oft noch die meiste Schuld an diesen Zuständen. Es ist kaum auszuhalten, was ich da lese, und ich spüre erst ein wenig Erleichterung, als es um die Frauenhausinitiative geht. Sarah Haffner schreibt in ihrem Vorwort, daß »Frauenmißhandlung gerade jetzt, zumindest von Teilen der Öffentlichkeit, als schwerwiegende gesellschaftliche Erscheinung erkannt wird«. Aber das Schlimme ist, daß sich die Öffentlichkeit für kaum zuständig hält, mißhandelten Frauen zu raten, zu helfen. Die Ämter schieben sich gegenseitig die Kompetenzen zu, und bieten fast nie Alternativen an. Die Ärzte überweisen in schweren Fällen ins Krankenhaus, die Pfarrer reden den Opfern gut zu, die Staatsanwaltschaft schaltet sich kaum ein, wischt Klagen auf Scheidung wegen Mißhandlung mit Vordrucken vom Tisch, und die Anwälte verlangen von den Frauen erst mal einen Riesenvorschuß. Vereinzelte Hilfsmaßnahmen sind selten. Frauenhäuser und damit Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf dieses Problem sind der allererste Schritt. In der BRD und West-Berlin gibt es seit kurzer Zeit zwei Frauenhäuser. Wie wir aus der Zeitung erfahren können, sind sie bereits überfüllt. Was können wir tun, um Frauen zu schützen, zu helfen? Es ist einleuchtend, daß Gewalt in der Ehe nicht von heute auf morgen abgeschafft wird, indem wir in den Frauengruppen und Frauenhäusern immer neue Möglichkeiten ersinnen, den geprügelten Frauen zu helfen. Gewalt wird so lange Gewalt bleiben, bis sich das Prinzip der Ehe, nämlich die Herrschaft über die Frau und die Kinder, verändert hat, und verändern können wir, wenn wir gegen die veralteten patriarchalen Strukturen kämpfen. Kämpfen heißt, das Problem der Gewalt mit aller Gewalt in die Öffentlichkeit treiben, dem Gesetzgeber auf den Füßen herumtrampeln, die Behörden zwingen einzugreifen. Nicht nur mit Geld für Frauenhäuser, sondern mit Maßnahmen gegen Gewalttätigkeit. Im Grundgesetz Artikel 2 ist das Recht auf körperliche Unversehrtheit jedes Menschen verbrieft. Das kann doch nicht nur auf dem Papier stehen bleiben, wie ein Denkmal, das ein Gesetz selber schützt. Nur weil die Frau in der Regel vom Mann wirtschaftlich abhängt, ist sie doch in ihrem Begehren, vom Staat geschützt zu werden, gleichberechtigt. Oder hört die Gleichberechtigung der Frau an der Wohnungstür auf?

In den Frauengruppen wird immer wieder diskutiert, dieses Problem ohne Männer anzugehen, ohne Männer stark zu werden, gegen sie. Ich finde das widersinnig. Wie können wir Gewalt gegen Frauen diskutieren, wenn die »potentiellen Verursacher« dieser Gewalt draußen bleiben, wenn sie die Kraft der Frauen, dagegen zu kämpfen, nicht spüren und nicht erfahren, was in den Frauen schon zerbrochen ist durch sie. Und dann die Kinder, sollen sie auf ihre Väter oder männlichen Bezugspersonen im Positiven

verzichten, weil Gewalt in der Ehe sich auch gegen sie richtet? Sarah Haffner:

»Ich bin entschieden dafür, daß nach einer Anlaufzeit auch männliche Erzieher an der Kinderbetreuung in Frauenhäusern beteiligt sind . . . Sie alle brauchen dringend männliche Zuwendung . . .«

Das autonome Gefühl, das Frauen innerhalb ihrer Gruppen entwickeln, endet doch auch meistens an der Wohnungstür, dann nämlich, wenn sie mit ihren Männern wieder zusammen sind und die Annäherung an sie immer schwerer wird, wenn nicht gar unmöglich.
Aber Frauen, wenn ihr euch eure Männer vom Leib halten müßt, schreit nicht mehr leise, brüllt so laut ihr könnt, und laßt das Übel nicht an der Wurzel verkümmern, indem ihr euren Rücken krumm macht.

Ich frage euch Frauen, ob Arbeit auch eine Art von Gewalt ist, die aus Gewohnheit ertragen wird. Arbeit? Ihr lacht. Alle müssen arbeiten. Ja, natürlich müssen alle arbeiten, aber was sie arbeiten, ist doch wichtig. Worauf willst du denn damit hinaus? Alle sind durch Arbeit von sich entfremdet, wenn es anders wäre, hätten wir ja Shulamith' Utopia erreicht. Ich meine nicht die Kopfarbeit, die ihr macht, studieren oder im Büro arbeiten, ich meine die Handarbeit, raus aus dem Kopf und dem Gefühl in die Fabrik. Aha, die Kopfarbeiterin und die Alibisolidarität mit der Proletarierin. Ihr Frauen wehrt das ab, wendet euch eurer Gelassenheit zu, fangt an mit Stricknadeln zu klappern, blendet euch aus. Arbeit in der Fabrik könnt ihr nicht einschätzen, wollt ihr nicht bereden, weil ihr keine Arbeiterinnen seid. Das ist einerseits verständlich, andererseits, wie wollen die Frauengruppen Frauen in der Fabrik erreichen, wenn sie sich nicht mit ihrer Arbeit und ihrem Leben auseinandersetzen? Wie sich Arbeit tagtäglich abspielt in den Gedanken und Gefühlen von Frauen, die sie machen müssen, das weiß ich nicht, da kenn ich mich nicht aus.

»Die Gedanken und die Ausdrucksfähigkeit der Arbeiterinnen werden verstümmelt bei dieser Akkordarbeit, bei Stückzahlen von 400 bis 5000 Stück täglich, und das jahrelang, jahrzehntelang.«

Das schreibt Marianne Herzog in ihrem Bericht *Von der Hand in den Mund. Frauen im Akkord.* Aber wieso ungelernt? Weil ungelernte Arbeiterinnen billige Arbeitskräfte sind. Sie haben keine Chance, sich weiterzubilden, voranzukommen. Das ist doch Quatsch, sagt eine andere Frau, jede hat in diesem Staat die Chance, sich weiterzubilden, wenn sie will. Marianne hat das aber anders erfahren, sage ich. Sie war gezwungen, schnell Geld zu verdienen, um überleben zu können. Sie weiß, daß Frauen auf Zeit auf bestimmte Arbeiten festgelegt werden, daß sie Akkord machen müssen, »5-12 Einzelteile in der Minute«, schweißen, falzen, nieten, für den Lebensunterhalt. Der Akkord, die Stückzahl bestimmen ihr Leben, und nicht die

berufliche Weiterentwicklung, die persönliche Entfaltung. Marianne hat das so ausgedrückt:

»Ungelernt täglich im Akkord arbeiten. Das ist für mich so: einer Frau, die lesen und schreiben kann, nur 8 Buchstaben vom Alphabet zu geben: eine Arbeiterin, die Dreherin, Werkzeugmacherin, Tischlerin sein kann, zwingen, jede Minute 5 bis 20 Einzelteile zu montieren, zu stanzen, zu falzen, zu schweißen.«

Sie sagt auch, daß die Frauen in der BRD fachlich überhaupt nichts lernen können, und demzufolge auch keinen Arbeitserfolg haben. Und dann geht der Stopper durch die Hallen, um die Stückzahlen zu erhöhen. die jede Frau macht, schon in rasender Eile macht, und das heißt, noch mehr Einzelteile in der Minute montieren, damit das Geld stimmt. Frage, wie halten die Frauen das überhaupt aus, und warum wehren sie sich nicht gegen diese Arbeit? Wehren können sie sich nicht, weil sie auf das Geld angewiesen sind und damit abhängig werden von der Fabrik. Jeder Pfennig ist eingeplant, jeder Handgriff das Salz in der Suppe. Das ist Schwarzmalerei, wirft eine Frau ein, die haben doch auch Köpfchen und können was gegen die Ausbeutung unternehmen. Natürlich haben sie Köpfchen, aber das wird zum Akkord benötigt, oder wie Marianne schreibt:

»Der Erfindungsreichtum der Arbeiterinnen, unsere Neugier und Kraft, Lernfähigkeit, Wut, Sehnsucht, Liebe und Mut. Das alles fließt mit in den Akkord.«

Ich finde, Mariannes Buch ist ein sehr wichtiges Frauenbuch, vielleicht das wichtigste im Moment überhaupt. Wir erfahren, was Frauen leisten können, angefangen vom morgendlichen Aufstehen um fünf Uhr, Kinder versorgen, in den Kindergarten bringen, zur Arbeit hetzen, die Augen auf die Hände gerichtet, nicht nach innen, da wo Herz und Gefühl schlagen, was sie in ihren Pausen tun, worüber sie reden, was sie sich wünschen, und wie kaputt sie sind, wenn so ein Arbeitstag vorbei ist, sie wieder nach Hause jagen, einkaufen gehen, wieder Kinder versorgen, den Mann und dann todmüde ins Bett sinken, um dann um fünf wieder von vorn anzufangen, jahraus, jahrein.

Marianne: »Arbeitsbedingungen, Lebensbedingungen . . . Als ungelernte Arbeiterin, als Hilfsarbeiterin arbeiten, das bedeutet eine lebenslange berufliche Diskriminierung, die sich auf alle Lebensbereiche ausbreitet.«

Mich hat der Bericht von Marianne sehr aufgeregt, weil ich spüre, daß die Kluft zwischen Knochenarbeit – von der Hand in den Mund, vom Kopf in den Bauch – und der Forderung der frauenbewegten Frauen nach Selbstbestimmung nicht mit guten Worten oder Parolen zu überbrücken ist. Was Frauen tun können, um über die schleichende Gewalt solcher Arbeit an die Frauen heranzukommen, die sie machen müssen, steht in den Sternen.

Frau und Mann in der Gesellschaft

Ernest Bornemann Das Patriarchat
Ursprung und Zukunft unseres Gesellschafts systems. 671 Seiten, Leinen DM 39,80

Germaine Greer Der weibliche Eunuch
Aufruf zur Befreiung der Frau.
Aus dem Englischen von Marianne Dommermuth.
359 Seiten, Leinen DM 24,–

Signe Hammer Töchter und Mütter
Über die Schwierigkeiten einer Beziehung.
Aus dem Amerikanischen von Monika Zapf.
208 Seiten, brosch. DM 18,–

Gudrun Körner
Mit 30 muß man wissen, was man will
Gespräche mit Frauen.
142 Seiten, brosch. DM 16,80

Alice Schwarzer
Der „kleine Unterschied" und seine großen Folgen
Frauen über sich. Beginn einer Befreiung. 246 Seiten mit zahlreichen Abb., brosch. DM 14,80

S. Fischer

Amanda/Helene/Mara/Pia/Ulla
Schwester wohin geht die Reise?
Skizzen eines wundersamen Aufenthalts

Gemächlich holpert mein alter 2 CV über die Landstraße. Großstädte, Fabriken, Autobahnen liegen seit ein paar Stunden hinter mir. Statt dessen Dörfer, kleine Städte – wie lange war ich schon nicht mehr auf dem Land? Ich pfeife vergnügt vor mich hin. Sommer, Wind, Sonne, Urlaub – unbekanntes Reiseziel. Mal sehen, was kommt. Flaches Land vielleicht mit viel Weite . . . Feldern . . . Bäumen . . . und dem Wind einer nahen Küste . . . mein Erstaunen darüber, jetzt immer noch, wieviel Spaß es macht, allein zu verreisen.

Wie sie mich alle angeguckt haben: was, du willst ganz allein . . . irgendwohin . . .? ja aber . . .!

Nichts aber. Ich bin schon unterwegs. Das Zittern im Magen nach den ersten hundert Kilometern. Weg. Einfach weg. Fantastisch!

Nachmittagssonne. Ich muß mich nach einer Unterkunft für die Nacht umsehen. Vielleicht im nächsten Dorf. Ich werde langsam müde. War eine lange Fahrt bis hierher . . . He, was ist denn das? Gas geben! Nichts, kein Antrieb. So ein Mist. Das Auto steht. Ich drücke den Anlasser, der geht, aber der Wagen fährt nicht. Panne. Also was ist denn jetzt schon wieder! Diese Geier in der Werkstatt hau ich noch mal zu Kleinholz!

Was nun? Verdammt, da muß ich halt warten, bis mich jemand abschleppt zur nächsten Werkstatt. Mist!

Ich sitze auf der Böschung und zähle im Takt der Warnblinkanlage die Sekunden. Tack, tack, tack . . . so was Blödes . . . Viel Verkehr ist hier auch nicht gerade . . . Da kommt ein Auto angebraust. Ob es hält? Ach, bestimmt nicht! Doch! Und vier Frauen steigen aus!

– Hallo, hast du 'ne Panne?

Ich murmele was von Benzinpumpe, Werkstatt und so . . .

– Laß mal sehen! . . . Anlasser betätigen . . . Haube aufmachen . . . Haube zu . . .

Ich bin ziemlich verdutzt.

– Sollen wir dich bis ins Dorf abschleppen? Hier kannst du ja nicht bleiben.

– Fahr mal den Bulli vor!

Eine holt ein Seil aus dem Auto, befestigt es an der Ente und am Bulli, der eine undefinierbare Mischung aus Transporter und Personenwagen ist.

– Wir haben eine Werkstatt im Dorf!
– Komm, setz dich in die Ente.
– Alles klar! Ich fahr hinten mit!
Vorsichtig fährt der Bulli an.
– Was für ein Auto habt ihr?
– Das ist die bisher tollste Konstruktion von Lucie. Ich kann dir sagen, die Typen vom TÜV haben solche Augen gemacht, aber . . . ist zugelassen, und fährt!
Ja, so fing es an. Wie genau ich mich an die Einzelheiten erinnere!

– Da vorn ist schon unser Dorf.
– Unser Dorf . . .?? Der Bulli hält gleich am Dorfeingang. Die Frauen steigen aus.
– Komm, jetzt trinken wir erst einmal Tee.
Ich gehe mit einer der Frauen in ein Haus, in eine große Küche, in der ein paar Frauen an einem runden Tisch sitzen.
– Das ist Christel, stellt sie mich vor, sie hatte Pech mit ihrer Ente.
– Setz dich doch . . .
– Lucie, kannst du sie dir mal ansehen?
– Mach ich, nachher. Sie gähnt.
– Wo kommst du denn her?
Ich erzähle, daß ich endlich mal wieder Urlaub mache, zum erstenmal allein und jetzt das mit dem Auto. Immer passiert irgendwas.
Eine Frau gießt mir Tee ein.
– Das bringen wir schon in Ordnung, eine Ente?
– Schon wieder 'ne Ente!
Die Frauen lachen los . . .
– Letzte Woche hatten wir auch schon 'ne Ente hier, eine weiße Ente, also mit Flügeln. Astrid wollte unbedingt einen Entenbraten machen, so ganz toll, weißt du, chinesisch. Und dann war aber das Problem, wer schlachtet die Ente!?
– Na, morgen kannst du dir das Exemplar auf dem Teich ansehen.
Ich gehe mit Lucie zur Werkstatt.
– Machst du mal das Seil los?
Seil los? Ja, wie denn das Seil los, ich stehe ziemlich hilflos, gucke mir dieses Seil an, losmachen, ja, also das Seil losmachen.
– Kann ich nicht.
Lucie legt sich unter den Kühler.
– Sieh mal hier, die Strippe da durchziehen, hier, siehst du.
Wir schieben das Auto in die Werkstatt, Stück nach rechts, gleich über die Grube.
– Aber jetzt mache ich das nicht mehr. Du kannst mir morgen erzählen,

wie das passiert ist. Ich habe heute den ganzen Tag mit Heidi am Hühnerstall gearbeitet, weißt du, in so einem Dorf geht nacheinander alles kaputt, mußten wir ausbessern. Die meisten Häuser hier sind ziemlich alt, und mit den neuen fangen wir gerade an.
– Ihr baut Häuser? Das interessiert mich, ich bin nämlich Bauzeichnerin.
– Da mußt du dich unbedingt mit den Frauen von der Baugruppe zusammensetzen. Wir haben letzte Woche mit ihnen einen Entwurf für ein Ökohaus, also Ökologie-Haus besprochen. Es soll durch Sonnenkollektoren beheizt werden und statt der üblichen viereckigen Grundfläche rund oder oval gebaut sein . . . also eine organische Form haben. Weniger Flure, dafür mehr Wohnräume, bessere Isolierung der Wände, Treppen an Wärmewänden zum Herumsitzen und das Baumaterial aus der Umgebung, Holz und Sand . . . laß dir mal die Pläne zeigen.
Lucie macht das Tor zu. Wir gehen zurück in das Haus, über dem Eingang steht: Bella donna.
– Du hast bestimmt auch Hunger. Um sieben gibt es Essen. Inzwischen kannst du dich ja ein bißchen umsehen.
Bißchen umsehen. Ökohaus, ovale Grundfläche, Seil los . . . Ich gehe durchs Haus, sehe in kleine verwinkelte Zimmer, einige sind leer, aus anderen kommt Musik, Lachen, Stimmen, vor einer Tür ein Schild: muß lernen. Eine Stimme hinter mir:
– Da sitzt Mara drin, muß sich auf ihr Examen vorbereiten und ist ziemlich unansprechbar. Was die auch für einen Quatsch lernen muß! Weißt du, für die Schule, sie macht Lehrerexamen. Komm doch zu uns rüber.
Ich komme. Quatsch lernen, Schule und so. In ein Zimmer. Setze mich in einen alten Liegestuhl, Liegestuhl mitten im Zimmer, den nimmt man doch für 'n Garten. Wieso Quatsch lernen? Das muß doch ganz interessant sein, stelle ich mir vor.
An einer Wand hängen viele Bilder, kleine Zeichnungen, Aquarelle, Ölbilder.
– Habt ihr die selbst gemacht?
– Die sind von Eva, aus ihrem Traumatelier, zwei Häuser weiter, da haben wir den Boden ausgebaut, ist ganz toll geworden. Dieses Bild hat Amanda gemalt, hat nie vorher einen Pinsel in der Hand gehabt.
– Ja, mein Erstlingsbild. Die Idee hatte ich schon unheimlich lange, aber ich dachte immer, ich könnte nicht malen, und überhaupt so Handwerkliches.
Ja, überhaupt so Handwerkliches, mach mal das Seil los, das Seil losmachen . . .
Das Essen ist fertig . . . essen!

Um den runden Tisch setzen sich neun Frauen, noch einen Stuhl!

Vera kommt aus der Stadt: Lange packe ich das nicht mehr, Mensch, acht Stunden, diese idiotische Zeiteinteilung. Noch zwei Monate, dann kann ich erstmal ein halbes Jahr leben. Ein blödsinniger Schlauch diese Arbeit, und dann dieses unnütze Zeug, Spielzeugfabrik, Wegwerfspielzeug, darfste nicht anfassen, geht gleich kaputt, alles Zeug aus Plastik, hab noch nie ein Kind damit spielen sehen.
Hilde kommt rein: Hab ich einen Hunger. Immer wenn ich in der Apotheke arbeite, esse ich doppelt soviel wie sonst. Oh, diese Pharmazie!
– Arbeitest du in einer Apotheke?
– Ja, aber ich kann es bald nicht mehr verantworten. Was ich auch abgebe, alles hat schädliche Nebenwirkungen, aber auch alles, bis auf die homöopathischen Sachen, aber die werden ja kaum verschrieben. Hauptsache die Pharmaziekonzerne machen ihre Milliardenprofite! Und die Leute kriegen lebenslange Lähmungen, Frauen bringen verkrüppelte Kinder zur Welt . . . da könnte ich dir noch hundert Beispiele bringen.
– Aber du verdienst doch ganz gut!
– Der Chef wird aber langsam sauer, weil ich immer so nörgele. Wer weiß, wie lange ich da noch bleiben kann . . . Arzneimittel Konsumartikel . . . patriarchalisch-kapitalistisches Gesundheitswesen . . . dabei ist an Gesundheit doch nur der Kranke interessiert . . . ansonsten verdienen doch alle an der Krankheit, die Ärzte, die Konzerne, die Apotheken . . . Und wie sie verdienen . . . Und ich natürlich auch. Aber so geht's einfach nicht weiter. Hoffentlich können wir bald mit unserem Gesundheitsprojekt anfangen.
– Eva, kommst du gleich mit rüber? Der Kurs fängt doch um acht an.
– Die beiden geben einen Töpferkurs für Frauen aus der Umgebung, bringt ein bißchen Geld und macht den Frauen viel Spaß.
– Also, wohnen denn hier nur Frauen?
– Nur Frauen.
– Im ganzen Dorf?
– Im ganzen Dorf.
Nur Frauen . . . im ganzen Dorf . . . ich verschlucke mich fast, auf was für Ideen die heute so kommen, ein Frauendorf.
– Hört mal, die Berta hat ein Riesenbrot gebacken, schmeckt fantastisch, hat sie seit langem mal wieder gemacht.
– Ach, unsere Berta.
– Berta ist die Dorfälteste.
– Ihr dutzt euch hier wohl alle?
– Wenn du müde bist, kannst du oben schlafen, an Maras Zimmer vorbei, rechts die Treppe hoch.

Nur Frauen, ein Frauendorf, Handwerkliches, Ökohaus, Gesundheitsprojekt, das Seil losmachen, das Seil losmachen . . . Als ich endlich schlaftrun-

ken im Bett liege, geht die Tür auf und ein kleines Mädchen kommt leise auf mein Bett zu.
– Darf ich bei dir schlafen? Du hast so schöne rote Haare. Ist die Farbe ganz echt?
– Ja, ja . . .
– Das habe ich mir gedacht. Du bist doch die Christel. Ich bin die Naomi. Und ich bin jetzt auch ganz müde.

– Weißt du, ich muß gleich zu meiner Ente, die ist schon so groß, guck mal, so groß!
– Hast du was Schönes geträumt?
Ich bin noch gar nicht richtig wach, da ist Naomi schon weg, schön geträumt, Traum, Wirklichkeit, Traumwirklichkeit.
Ulla kommt in die Küche, wirbelt um den Tisch. Sie gibt allen einen Kuß, steht grinsend, die Hände in den Taschen ihrer Latzhose.
– Bin ich froh, daß endlich das lay-out für die Zeitung fertig ist! Heute morgen habe ich mit der Holzwerkstatt angefangen . . . Die Wände müssen neu verputzt werden, brökelt alles ab.
Sie setzt sich zu uns.
– Reichst du mir mal das Brot rüber?
– Deshalb ist es auch immer so feucht gewesen, im Keller. Meinst du, daß du es allein schaffst?
– Wieso allein? Ich denke, du wolltest mir helfen?
– Na, und der Leseunterricht?
– Und die Aufhebung der Trennung von Kopf- und Handarbeit?
– Ich hab doch auch noch das Examen, und außerdem, in diesem Fall stimmt das auch gar nicht . . . Was heißt hier Kopfarbeit? Warst du schon mal mit, wenn die Kinder ihre Forschungsreisen unternehmen? Das Lesenlernen ist ein Abenteuer, es kribbelt mir selbst unter der Haut, was sich da für Welten auftun. Dabei merke ich erst richtig, was das für ein entsinnlichter Drill war damals in der Schule: Ma-ma putzt die Kü-che. Kasperl är-gert den Leh-rer . . . Gesammelter Schwachsinn zum Abgewöhnen! Und unterfordert die Kinder total . . . Als ob sie doof wären. »Förderung der Unterschichtkinder« . . . pipapo . . . Aber unsere Kinder sind ja noch neugierig und begreifen das, was sie interessiert, unheimlich komplex . . . Wenn wir das auch könnten . . .!
– Na ja, aber ich konnte den ganzen Winter über nicht richtig arbeiten. Ich brauche jetzt die Werkstatt, ich sprudele langsam über vor Ideen.
– Guck mal, aus Ullas Kopf sprudeln lauter Ideen!
– Steht dir wirklich gut, Ulla!. . .
– Sagt mal, wer kann mir denn bei der Ente helfen? Ich habe vorhin mal nachgesehen, wahrscheinlich muß die Benzinpumpe repariert werden.

– Ja, kann ich dir denn vielleicht nützlich sein, ich weiß ja nicht!?
– Na, ist doch klar, daß du dabei bist, du hast doch noch keine Ahnung vom Autoreparieren!. . . Und Silvia, wie ist es mit dir?
– Ich muß mir jetzt erst den Kopf waschen!
– Ja, ja, die Aufhebung der Trennung von Kopf- und Handarbeit . . . schöne Utopie . . .

Schöne Utopie gehe ich die Dorfstraße entlang und schlendere an den farbigen Häusern vorbei, jedes Haus hat einen Namen, in einem Garten steht eine alte Frau mit einer Hacke.
– Ich habe schon gehört, daß du da bist, Tag! Ist so'n schönes Wetter heute. Hast du Lust, mir ein bißchen zu helfen?
Berta hat eine graue Schusterschürze umgebunden. Da stehen Gummistiefel und eine Hacke, da, im Eingang zum Schuppen.
– Hast du auch ein Stück von dem Brot probiert? Es ist ein uraltes Rezept. Die jungen Frauen animieren mich dauernd, wieder nach meinen alten Rezepten zu kochen. Sie können heute sowas gar nicht mehr, es gibt ja alles fertig zu kaufen . . . Ich wußte gar nicht, daß so viele Kenntnisse zum Kochen und Backen gehören, für uns damals war's doch selbstverständlich, daß die Mädchen das alles konnten . . .
– Sind Sie schon lange hier im Dorf?
– Du kannst ruhig du zu mir sagen, ich heiße Berta . . . Ich bin jetzt fast ein halbes Jahr hier, das war ja so, daß ich sehr krank war, ich war im Krankenhaus, und die haben alle gedacht, die Oma, die macht's nicht mehr lange, und in der Zeit hat meine Älteste meine Wohnung aufgelöst. Die Kleine kam dann von einer Reise zurück und hat mir das erzählt von der Wohnung und hat mir dann gesagt, macht doch nichts, Mutter, komm doch zu uns ins Dorf, die freuen sich. Sie hat mich dann öfter besucht und auch mal Freundinnen mitgebracht, und die haben auch gesagt, komm doch zu uns ins Dorf . . . Und das habe ich dann auch gemacht. Ich hätte sonst ins Altersheim gemußt, meine Älteste mit ihrer Familie, die haben ja nur drei Zimmer und wo sollte ich denn da bleiben? Ne, da draußen ist kein Platz für uns Alte . . .
– Meine Mutter, die ist auch im Altersheim, aber sie sagt, ihr gefällt's. Ich besuche sie manchmal am Wochenende.
– Ja, wenn deine Mutter sagt, ihr gefällt's, dann lügt sie, oder sie kennt einfach nichts anderes, aber ich glaube, da macht sie dir was vor, damit du kein schlechtes Gewissen haben mußt . . . Ne, daß sich da ein Mensch wohlfühlt, das glaube ich einfach nicht . . . Sieh mal, hier ist immer was los, da kommen die Frauen zu mir und fragen, Berta, wie macht man dies, Berta, wie macht man das, und dann zeige ich ihnen alles, was ich so kann. Das habe ich ja gar nicht gewußt, was ich alles kann. Ich habe immer

gedacht, die jungen Leute, die sind so gescheit, so in tel lek tu ell, wie sie immer so daherreden. Und alles, was wir Alten machen, das würde sie gar nicht interessieren. Weil, die wissen alles aus Büchern. Aber das stimmt gar nicht, sag das mal deiner Mutter! Wie alt ist denn deine Mutter?
– Meine Mutter? Na, so siebzig.
– Sie könnte doch auch hier wohnen, hier ziehen fast jeden Monat neue Frauen dazu und das wäre doch schön, wenn es auch ältere tun würden, also ich würde mich jedenfalls freuen . . . Paß doch auf, du ziehst ja die neuen Pflanzen raus! Ach Kind, das mußte aber nicht machen, guck doch mal hin!
– Christel, ich geh jetzt an die Ente!
– Du, die Lucie braucht dich wohl! Wenn du nochmal vorbeikommst, zeige ich dir, wie du mit der Hacke umgehen mußt, die Erde wird nämlich nur gelockert, dann passiert auch den Pflanzen nichts

Seil losmachen, Autos reparieren, Boden lockern, Häuser bauen, was ich alles nicht kann! Immer habe ich mich darauf verlassen, daß mein Freund alles so was macht, tapezieren zum Beispiel, und ich mußte hinterher den Dreck wegmachen . . . Und dann meine Minderwertigkeitsgefühle, die ich immer spürte, wenn ich ihm zeigen wollte, daß ich mindestens ebenso gut wie er argumentieren kann . . .
– Christel? Komm doch ein bißchen her! Ach, ist das schön, einfach mal in der Sonne zu liegen.
– Karina, du bist es . . .
– Der gestrige Tag geht mir nicht aus dem Kopf . . . Manchmal ist es schon sehr schwierig . . .
– Was war denn eigentlich los, mit dir und Ricarda?
– Wir haben uns schon seit längerer Zeit in der Wolle, weil Ricarda Ansprüche hat, mit denen ich nichts anfangen kann. Ich denke oft, ich sei zu dumm, weil ich mich mit vielen Sachen nicht so ausgiebig beschäftigt habe wie sie . . . Und ich kann auch nicht so gut reden wie Ricarda und oft weiß ich auch noch gar nicht so genau . . . Dann fange ich irgendwas an, was andere Frauen machen, werde mittendrin unentschlossen, unsicher, halte die anderen auf . . . Es ist mir schon klar, daß es sie aggressiv macht . . . aber . . . wenn ich nicht einfach mal mitmache, dann finde ich doch nie heraus, wo ich . . . Und gestern bin ich halt irre wütend geworden, habe die Ricarda angebrüllt, sie sei elitär und sie solle sich doch gleich zur Vorsitzenden ihres vornehmen literarischen Feministinnendebattierclubs ernennen lassen . . . Das hast du ja gehört . . . Ja, und die Ricarda hat zurückgebrüllt, sie hätte die Nase voll von Frauen, die immer nur rumsitzen und meckern und selbst nichts machen und nur immer konsumieren wollen . . .

– Ich habe richtig Angst bekommen. Zuerst war es so gemütlich . . . Eure Sauna ist wirklich toll geworden! . . . Und es fing so ruhig an. Dann euer Krach, die Zweiparteienbildung, und dieser schreckliche Ernst, wo ihr doch sonst immer so lustig seid!
– Trotzdem habe ich die Ricarda gern, und sie mag mich im Grunde auch, glaube ich, aber diese Kräche . . .
– Nach der Wasserschlacht im kalten Becken seid ihr euch ja auch wieder um den Hals gefallen . . . Da habe ich gar nichts mehr verstanden, ich dachte, ihr sprecht jetzt nie wieder miteinander . . .
– Ja, früher, da wären wir auch alle sauer abgedampft . . .
– Trefft ihr euch oft im Badehaus, um über Bücher zu sprechen?
– Wie es sich so ergibt. Übermorgen sind wir im Atelier, da ist es auch urgemütlich. Bin mal gespannt, ob wirklich alle die *Mauserungen* noch mal gelesen haben. Kennst du das Buch? Es ist so ein Standardwerk aus den Anfängen der Frauenbewegung.
– Ne, kenne ich nicht.
– Aber der Konflikt mit Ricarda hat auch noch andere Ursachen. Sie kann sehr schwer Kritik vertragen und dann sucht sie sich eine von uns raus, die sie fertigredet, anstatt ihre Wortgewandtheit konstruktiv einzusetzen, so daß andere von ihr lernen können, sie weiß nämlich wirklich viel . . . Aber inzwischen können wir auch darüber reden und irgendwie weiß sie das ja auch selbst . . . Ja, unsere schöne Utopie . . .
– Schöne Utopie, habe ich doch schon mal gehört!?
Wir müssen lachen . . .
– Mir gefällt es unheimlich gut bei euch . . .!

– Ich möchte mir Evas Atelier ansehen, ihr habt so davon geschwärmt, kann ich einfach hingehen? Wo ist es denn?
– Es ist das Weinrankenhaus, hinter dem Badehaus, geh ruhig hin, die Eva sagt dir schon, wenn du sie störst . . .
Das Badehaus. Mir fallen Bilder von Badehäusern ein in der Türkei . . .
Im Atelier sind Eva und Pia.
– Störe ich?
– Nein, komm rein. Ich versuche gerade die Pia zu zeichnen, wie sie sich selbst verdoppelt . . . ein Portrait . . . aber kein Portrait . . . naturalistisch . . . surrealistisch . . .
– Hallo, ist Pia hier?
– Ach, Göttin Mara, was gibt's denn?
– Ich muß mit Pia besprechen, wie wir morgen zum Buchladen fahren.
– Aber stör sie nicht, sie muß stillsitzen.
– Es geht darum, ob wir früh aufstehen und mit den Fahrrädern fahren oder im Bett verfaulen und die Luft mit dem Auto verpesten.

– Es ist doch klar, daß wir das Auto nehmen . . .
– Stillsitzen . . .!
– Ja, Moment, weil wir genug Zeit zum Frühstücken brauchen . . . Müssen wir eben früher aufstehen. Wir können ja nicht gesund mit dem Fahrrad fahren und ungesund das Frühstück herunterschlingen oder gesund frühstücken wollen und das Gemüse für mittags mit Blei aus den Auspuffgasen anpusten . . . Aber wir schaffens ja nicht, früher aufzustehen . . .
– Du selbst ja auch nicht und wenn, dann bist du müde und frühstückst um so länger.
– Könnt ihr das nicht später besprechen, wie soll ich denn zeichnen, wenn Pia . . .
– Dann müssen wir eben die Buchladenzeiten verschieben, sonst können wir ja gleich wieder mit Sprayflaschen die Ozonschicht . . . tsch . . . tsch . . .
– Und unser Geld in Aktien beim Kernkraftwerk anlegen . . . Du hast ja recht, Mara, aber schätz doch deine Schlafgewohnheiten richtig ein, morgen sind die Buchladenzeiten jedenfalls noch nicht verschoben . . . Laß uns nachher weiterreden . . .

– Aber das ist doch wichtig . . . ich geh ja schon . . . Liebe Eva, ich hoffe, durch diese Störung bin ich nicht auf ewig in deine Ungnade gefallen, da würde ich mich aus dem Fenster stürzen, sterben würde ich, du weißt, wie sehr ich deine Bilder liebe, ohne dein Atelier . . . Überhaupt, liebste Eva, hätte ich bei meinem Studium jegliche Lust an der Kunst verloren, wenn du nicht zu uns gekommen wärst, und dann hätten wir jetzt hier . . . ein armseliges Leben . . . ohne Kunst . . . ohne . . .
– Jetzt reichts, Mara, wir wollen jetzt deine Geschichten nicht, hör auf!
– Diese Frau macht mich noch wahnsinnig.
– O ja, wahnsinnig. Ich mache gern Frauen wahnsinnig. Ich liebe wahnsinnige Frauen.
– Raus jetzt endlich!
– Ich verlasse diesen Raum mit Trauer und Wehmut.
Die Tür knallt, Mara kichert auf der Treppe . . .

Frauendorf, Auspuffgase . . . Schlaf . . . Frühstück . . . Kunst . . . sehr verwirrend alles. Diese neuen Situationen, Werkstatt, Garten, Atelier . . . Mir kommt es vor, als wanderte ich durch ein Theater von Probenraum zu Probenraum und in jedem Raum spielen sie ein anderes Stück, aber es sind immer dieselben Schauspielerinnen . . .
Ich wache auf. Langsam . . . nicht zu schnell wach werden . . . Der Traum . . . welcher Traum . . .? Ein schöner Traum . . . was war das

bloß . . .? Ich habe von einer . . . ich habe von . . . Naomi . . . Amandas Tochter . . . geträumt . . . oder . . . nein doch . . . von Naomi . . . oder von Amanda . . .? Habe ich von Amanda geträumt?
– Amanda, komm mal schnell!
Das ist Ullas Stimme.
– Was ist, ich komme!
– Die Schreibtische sind da!
Treppengepolter. Geschrei. Gelächter. Das Haus bebt. Einen Krach machen die Frauen!
In dem Zimmer, das auf die breite Holzveranda herausgeht, stehen zwei alte Büroschreibtische mit großen Arbeitsflächen . . . Ich komme näher . . . Amanda und Ulla sitzen auf der Fensterbank . . .
– Endlich zwei Schreibtische! Die Frauen in der Stadt haben beim Trödler noch zwei Schreibtische gefunden! Jetzt können wir richtig loslegen mit der Zeitungsarbeit, immer alles griffbereit, kein Herumgesuche mehr, und hier machen wir schöne breite Regale und eine anständige Arbeitslampe muß auch her und diese alte Funzel schmeiß ich gleich . . .
– Also weißt du Ulla, die Birne könntest du ja wenigstens . . .
– Sei nicht so streng, Amanda, wir haben's doch . . .
– Klar, wir sind nämlich reich, Christel, furchtbar reich, wenn wir erst . . .
– Also, das ist 'ne lange Geschichte, erzählen wir dir später mal.
Amanda rutscht von der Fensterbank.
– Ach Ulla, bin ich froh.
Ich stehe sprachlos. Die Frau in meinem Traum . . . es war sie. Ich weiß es auf einmal ganz genau, es war Amanda. Und jetzt küßt sie Ulla und Ulla legt ihre Arme . . . Jetzt gehe ich wohl besser raus? Ein komisches Gefühl habe ich. Ach, so ist das, die Ulla und die Amanda sind . . . die haben . . . Enttäuschung oder was ist mit mir? Eifersucht? Habe ich mich in Amanda . . .? Ich stehe wie angewurzelt. Meine Gedanken wirbeln in meinem Kopf. Ich bin ja völlig durcheinander. Und die beiden küssen sich immer noch!
– Hey, Christel!
Ulla und Amanda kommen auf mich zu. O, nein, das halte ich nicht aus! Zu spät. Ich hätte früher weglaufen müssen.
– Du siehst aus, als hättest du eine Vision. Willst du uns sagen . . .?
Amanda legt die Hand auf meine Schulter und flüstert langgedehnt und geheimnisvoll:
– Visionen . . . Imaginationen . . . sind kostbarer . . . als Gold . . . und Diamanten . . . Ich kenne überhaupt nichts . . . was so kostbar . . . ist . . . wie die Visionen . . . und die Imaginationen . . . die Regenbogenträume . . . und buntschillernden . . . Sehnsüchte . . . vor allem . . . wenn sie von Frauen kommen . . . weibliche Visionäre soll man nicht stören . . .

Ulla kichert, prustet los.
– Brrr, und du wolltest unseren Alltag entkitschen . . .!
– Später Ulla, später, wenn wir unsere Geschichte entkitscht haben . . .
– Eure Geschichte?
Schon wieder was Neues? Das ist wirklich ein spannendes Theater hier. Dauernd neue Stücke! Und ich bin schon mittendrin. Bin ich schon mittendrin? Oder schaue ich zu? Bin ich Zuschauerin? Konsumentin? Oder Statistin? Darstellerin? Mitwirkende? Gehöre ich zu ihnen? Will ich, möchte ich das? Zu ihnen gehören? So sein, so werden wie sie? So offen, so lebendig, so . . .
– Also wir schreiben eine Geschichte über unser Leben hier im Frauendorf. Fürs *Steuerbuch*, kennst du sicherlich auch. Es handelt diesmal nur von Frauen. Sehr progressiv. Die neue Welle, weißt du, die Männerverlage machen das jetzt sozusagen reihum. Immer mal eine Nummer nur über Frauen. Verkauft sich gut, na klar, die alten Kamellen von Haupt- und Nebenwiderspruch . . . Marxismus-Feminismus . . . Basis-Überbau . . . Theorie-Praxis . . . interessiert ja keinen mehr. Damit locken sie doch niemanden mehr hinterm Ofen hervor. Ne, was jetzt zieht ist . . . Subjektivität . . . Sinnlichkeit . . . Zärtlichkeit . . . alternative Lebensformen . . . neue Verkehrsformen . . . und das bringt, ja wer wohl? Die neue Frauenbewegung! Siehst du ja auch an uns!
Also das ist stark! Die sind ganz schön übermütig. Siehst du an uns . . . Ein Selbstbewußtsein haben die Frauen . . .! Wenn das mal gut geht!

Die Frauen, die an der Frauendorf-Geschichte schreiben, haben sich auf der Holzveranda versammelt. Nacheinander lesen sie ihre Entwürfe vor . . . Ihr Lachen ist bestimmt durchs halbe Dorf zu hören!
Was denen aber auch alles einfällt! Ich dachte immer, eine Geschichte schreiben . . . da setzt sich jemand hin . . . und schreibt . . . aber hier schreibt jede, die mitmacht, und dann fügen sie die einzelnen Teile aneinander und heraus kommt eine komplette Geschichte!
– Macht ihr das immer so?
– Na, meistens jedenfalls, hat sich durch die Zeitungsarbeit so ergeben, da sind inzwischen die wenigsten Artikel noch Ergebnisse von Denkprozessen im stillen Kämmerlein . . . Macht ja auch viel mehr Spaß so . . .
– Wer kann mir denn noch schnell beim Zeitungsversand helfen?
– Ach ne, Silvia, wir sind doch hier gerade so schön . . .
– Aber wir haben diesmal unheimlich Verspätung . . . Erst war die Druckmaschine tagelang kaputt, dann streikte die Schneidemaschine . . . und das lay-out, na bis das fertig war . . .
– Hör jetzt auf damit, Silvia, diese Geschichte muß nächste Woche fertig sein, Redaktionsschluß . . .

– Ach ja, unsere verbindliche Unverbindlichkeit, kriegen wir wohl nie hin, was? . . . Also mit diesen Arbeitsformen, ist mir wirklich zu anstrengend auf die Dauer . . . Und außerdem ärgert es mich auch, daß offensichtlich die handwerklichen und büromäßigen Sachen, weil nicht intellektuell, auch minder bewertet und lässiger gehandhabt werden . . . Ja, wenn's ums Schreiben geht, sind immer alle supergenau, aber der fummelige Kleinkram . . . Wenn das so weitergeht, können wir bald wieder das Spezialistinnentum einführen . . . oder gleich eine Sekretärin einstellen . . .
Spezialistinnentum abschaffen? Fummeliger Kleinkram? Arbeitsformen? Verbindliche Unverbindlichkeit? Alles selbst machen? Was die aber auch alles machen!

Ich sitze bei Eva, wir haben zusammen Tee getrunken. Auf das große Atelierfenster fällt Regen. Ich bin schläfrig und gleichzeitig aufgeregt. Ob ich ihr von meinem Traum erzähle? Ach, lieber nicht. Später vielleicht, später . . .!
– Es ist schön, hier bei dir. Kannst du eigentlich von deinen Bildern leben? Ich meine, verkaufst du . . .?
– Nein, leider nicht genug, zwischendurch arbeite ich, irgendwelche Jobs . . . und außerdem werden wir hier unterstützt von größeren Frauenprojekten in den Städten, ohne das ginge es auch nicht. Dafür kommen dann die Frauen aus den Städten zu uns und machen hier Urlaub, Kongresse, Tagungen . . .
– Wenn mir das jemand vor meiner Reise erzählt hätte, ich hätte es nicht geglaubt . . . Und jetzt kommt mir alles schon selbstverständlich vor . . .
– Ja, so geht es vielen Frauen, die zum erstenmal bei uns sind . . .
– Und was machen die, wenn ihr Urlaub zu Ende ist?
– Das ist ganz verschieden. Manchmal bleiben sie gleich hier und manchmal fahren sie halt wieder weg . . .
– In ihre alte Umgebung?
– Ja, weißt du, nicht jede Frau kann einfach so alles hinter sich abbrechen und neu anfangen, da gibt es Berufe . . . Freunde . . . Ehemänner . . . Aber wenn sie auch nicht bleiben, sie kommen immer mal wieder her, schreiben Briefe, wollen wissen, was wir so machen . . . Und manchmal stehen sie nach drei Tagen plötzlich auf dem Marktplatz, haben es in ihrer Umgebung nicht mehr ausgehalten, so wie Helene neulich . . . sie ist erst seit kurzem bei uns . . .
– Also, ich weiß nicht, ob ich das könnte . . . Obwohl, die Frauen aus der Öko-Baugruppe haben gesagt, ich könnte . . .
– Du mußt es dir noch ein bißchen überlegen, glaube ich, mußt den richtigen Moment abwarten, nichts überstürzen . . . Das ist ziemlich wichtig. Wann ist denn dein Urlaub zu Ende?

– In ein paar Tagen schon, das ist es ja.
. . . Wieder zurück ins Büro? Zu meinem Freund? Zu den Bekannten? Es liegt alles so weit weg. Aber wenn ich erstmal wieder dort bin, ist es vielleicht doch . . .
– Ich mache jetzt erstmal einen Gang durch den Regen, ich muß nachdenken . . .
– Ist in Ordnung, Christel, aber ich wollte dir noch sagen . . . Ich würde mich freuen, wenn du zu uns ins Dorf kämst . . . Ich meine für länger . . . Wenn du dir alles gründlich überlegt hast . . .

Regen . . . Landregen . . . Land . . . Regen . . . Dorf . . . Leben . . . Frauen . . . Leben . . . Würde mich freuen . . . Eva . . . Sie würde sich freuen . . . Und wer sagt mir jetzt, was ich machen soll?

Kursbuch-Aufsätze zum Thema »Frauen« 1970 bis 1976

Marianne Herzog, »Akkordarbeiterinnen bei AEG/Telefunken«, in: *Kursbuch 21*, 1970
Peter Schneider, »Die Frauen bei Bosch«, in: *Kursbuch 21*, 1970
Elinor Langer, »Täglicher Kapitalismus. Die Frauen in der New Yorker Telefongesellschaft«, in: *Kursbuch 22*, 1970
Shulamith Firestone, »Nieder mit der Kindheit«, in: *Kursbuch 34*, 1973
Simone de Beauvoir, »Über den Kampf für die Befreiung der Frau«. Interview mit Alice Schwarzer, in: *Kursbuch 35*, 1974
Simone de Beauvoir/Jean-Paul Sartre, »Über unsere Beziehung«, in: *Kursbuch 35*, 1974
Anna/Laura/Louise/Mary/Wera, »Die Sache der Frauen«, in: *Kursbuch 35*, 1974
Lissi Steffen, »Meine Schwierigkeiten mit Genossen. Auszüge aus dem Tagebuch 1972/73«, in: *Kursbuch 37*, 1974
Anja Jović, »Ich war getrennt von mir selbst . . .« in: *Kursbuch 37*, 1974
Red Collective, »Jenseits der Familie. Bericht über eine Dreierbeziehung – ein sexualpolitisches Experiment«, in: *Kursbuch 37*, 1974
Franziska Graf, »Lernziel Wohnen. Bericht über eine Wohngemeinschaft«, in: *Kursbuch 37*, 1974
»Stück für Stück. Gespräche mit einer Produktionsarbeiterin und Betriebsrätin und einem Techniker«, in: *Kursbuch 38*, 1974
Rosemarie Kamp/Julie Merten, »Grund-Schulung«, in: *Kursbuch 40*, 1975
Anna Berger, »Sozialklempner oder Anwalt der Betroffenen? Bericht einer Sozialarbeiterin«, in: *Kursbuch 40*, 1975
Karin Reschke, »Anschaffen und Aufräumen . . .«, in: *Kursbuch 41*, 1975
Marianne Herzog, »Als Akkordarbeiterin in der Metallindustrie«, in: *Kursbuch 43*, 1976
Jenny Liebreich, »Ein bißchen über dem Strich«, in: *Kursbuch 44*, 1976
Karin Reschke, »Liebe macht blind«, in: *Kursbuch 45*, 1976
Anja Jović, »Die ›alte‹, die ›neue‹ Welt«, in: *Kursbuch 45*, 1976

Marina Moeller-Gambaroff, geboren 1944, besuchte in Berlin eine Schauspielschule, studierte Theaterwissenschaften, Slavistik, Psychologie und arbeitet heute als Psychoanalytikerin (DPV) in einer psychotherapeutischen Praxisgemeinschaft in Gießen. Interessenschwerpunkte: Soziale Schicht und psychische Störung; Rolle der Frau; Paardynamik.
Beate Klöckner, geboren 1950, absolvierte eine Buchhändlerlehre und studiert seit 1975 Germanistik in Frankfurt. 1975 erschien ihr Buch *Anna oder leben heißt sterben* in der edition suhrkamp.
Karin Reschke hat in *Kursbuch 41* den Artikel »Anschaffen und Aufräumen« und in *Kursbuch 45* »Liebe macht blind« geschrieben.
Marlis Gerhardt, geboren 1940, studierte Philosophie und Literaturgeschichte in München und Stuttgart. Seit 1968 arbeitet sie in der Kulturredaktion des Süddeutschen Rundfunks.
Gisela von Wysocki, geboren 1940, hat in Frankfurt Philosophie studiert. Seit sieben Jahren ist sie in der Frauenbewegung aktiv und arbeitet seit einiger Zeit als freie Autorin in Frankfurt. Die Skizze über Marieluise Fleißer, die sie in ihren Artikel aufgenommen hat, ist bereits abgedruckt in *Frauenoffensive, Journal Nr. 5*, München 1976.
Ele Schöfthaler, geboren 1952, studierte Soziologie. Zur Zeit arbeitet sie über die radikal-bürgerliche Frauenbewegung um 1900. Seit Bestehen ist sie Redaktionsmitglied der *Berliner Frauenzeitung Courage*.
Barbare Duden, geboren 1942, studierte Geschichte und arbeitet z. Zt. über Familienstrukturen in Deutschland Ende des 18. Jahrhunderts. Sie ist Redaktionsmitglied der *Berliner Frauenzeitung Courage*.
Monika Savier, geboren 1952, und *Carola Wildt*, geboren 1950, sind Sozialpädagoginnen. Sie machen in Berlin Jugendarbeit mit Mädchen und sind beide aktiv in der Frauenbewegung.
Amanda/Helene/Mara/Pia/Ulla sind Pseudonyme. Namen und Adressen der Autorinnen sind der Redaktion bekannt. Die Autorinnen haben uns gebeten, folgende Bemerkung abzudrucken:
»Diese Geschichte entstand im Zusammenhang mit einem Wochenendseminar unseres Frauenzentrums, bei dem wir über feministische Utopien gesprochen haben. Wir hätten es besser gefunden, wenn unsere Geschichte in einem reinen Frauenprojekt erschienen wäre. Für unseren Gruppenprozeß ist es jedoch wichtig, daß diese Geschichte jetzt und nicht erst evtl. zu einem späteren Zeitpunkt erscheint, weil dies der Aktualität der Veränderung unserer Bewußtseinsprozesse entspricht, die einer möglichst breiten Frauenöffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen.«

Kursbuch 48 Zehn Jahre danach Juni 1977

Der Beginn der studentischen Protestbewegung in Deutschland wird auf den 2. Juni 1967 datiert: während eines Schah-Besuchs wird in Berlin der Student Benno Ohnesorg von einem Polizisten erschossen. – Wie sieht es zehn Jahre danach aus? Kursbuch 48 wird nicht umhin können, ein paar peinliche Fragen zu stellen. Aber der Blick soll nicht zurückschweifen, sondern nach vorn gerichtet sein. Glauben wir noch immer daran, daß die Revolution demnächst auf der Tagesordnung steht, oder welche Perspektive gibt es heute? Woran gilt es festzuhalten, wessen sich zu entledigen, wenn wir weder uns selbst aufgeben noch den Kopf in den Sand stecken wollen vor dem, was sich in den letzten Jahren verändert hat? Und wie ist diese veränderte Situation zu beurteilen? Wer ist das zukünftige Subjekt von Veränderungen, wer hat heute Interesse, sich zu wehren, und warum, und was ist daran neu?

Wagenbach!

Von und über Frauen

Frauenhäuser. Gewalt in der Ehe und was Frauen dagegen tun.
Herausgegeben von Sarah Haffner.
WAT 25. 224 Seiten DM 10.–

Maria-Antonietta Macciocchi
Jungfrauen, Mütter und ein Führer
Frauen im Faschismus.
Politik 73. 112 Seiten. DM 7.50

Peter Brückner, Ulrike Meinhof und die deutschen Verhältnisse
Ein politischer Lebenslauf.
WAT 29. 192 Seiten. DM 8.50

Elke Erb, Einer schreit: Nicht!
Geschichten und Gedichte. 80 Seiten. DM 7.80

Ingeborg Bachmann
Ein Ort für Zufälle
Bericht aus Berlin. 72 Seiten. DM 6.80

Horst Kurnitzky
Triebstruktur des Geldes
Zur Theorie der Weiblichkeit
Politik 52. 176 Seiten. DM 8.50

Ulrike Marie Meinhof
Bambule. Fürsorge – Sorge für wen?
Politik 24. 112 Seiten. DM 7.50

Literatur

Tintenfisch 9
Jahrbuch: Deutsche Literatur
Herausg. Michael Krüger. 128 Seiten DM 7.80

131 expressionistische Gedichte
Herausgegeben von Peter Rühmkorf. Mit Kommentaren u. Daten. WAT 18. 160 Seiten. DM 7.50

80 Barockgedichte
Mit einer Einführung von Herbert Heckmann und Daten. WAT 27. 128 Seiten. DM 6.50

Theater und Maschine

Heinar Kipphardt
Leben des schizophrenen Dichters Alexander M.
Ein Film. Mit Bildern. 96 Seiten DM 9.80

Grand Guignol: Das Vergnügen tausend Tode zu sterben
Frankreichs blutiges Theater. Von Caroline Neubaur und Karin Kersten. WAT 17. 128 Seiten. DM 6.50

Der Automaten-Mensch
E.T.A. Hoffmanns Erzählung vom Sandmann. Mit Bildern aus Alltag und Wahnsinn. Von Lienhard Wawrzyn. WAT 24. 160 Seiten. DM 7.50

Franz Kafka.
In der Strafkolonie
Eine Geschichte aus dem Jahr 1914. Mit Materialien aus der Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt, Chronik, Anmerkungen v. Klaus Wagenbach. WAT 1. 96 Seiten. DM 4.–

Regionalismus

Tintenfisch 10
Thema: Regionalismus
Herausgegeben von Lars Gustafson. 5 Thesen zum Regionalismus v. Robert Jungk, ein Dossier, zahlr. Bestandsaufnahmen. 128 Seiten. DM 9.80

Lieber heute aktiv als morgen radioaktiv
Wyhler Bauern erzählen: Warum Kernkraftwerke schädlich sind. Wie man eine Bürgerinitiative macht und sich dabei verändert. Herausgegeben von Nina Gladitz. Politik 65. 176 Seiten. DM 9.50

„Jean"
Elsaß: Kolonie in Europa
Ein Bericht aus elsässischer Sicht. Lieder, Berichte, Bilder. Politik 74. 128 Seiten. DM 8.50

Zwiebel

heißt unser Verlagsalmanach. Schreiben Sie uns eine Postkarte – wir schicken Ihnen als sofortige Lebenshilfe gratis eine Zwiebel: Verlag Klaus Wagenbach 1000 Berlin 30, Bamberger Straße 6

Wolf Biermann

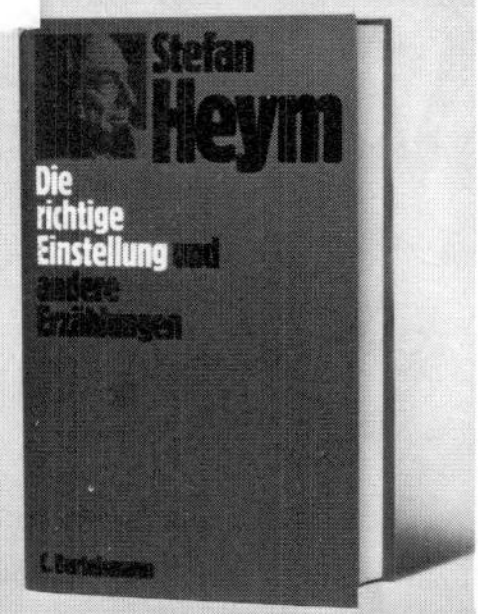
Das geht sein' sozialistischen Gang

Am 13. Nov.'76 sein Konzert in der Kölner Sporthalle vor 7000 begeisterten Zuhörern.

CBS 88224 DOPPELALBUM/
DOPPELMUSICASSETTE

Im Februar '77 ein Doppelalbum, das Wolf Biermann aus dem Mitschnitt des Kölner Konzerts selbst zusammengestellt hat.

CBS The Family of Music



Stefan Heym zeigt sich in diesen 14 Erzählungen und Kurzgeschichten von verschiedenen Seiten: knapp und direkt, novellistisch, ermittelnd, nicht ohne Humor, manchmal mit kriminalistischem Hintergrund.
272 Seiten/Ln. 28.– DM

C. Bertelsmann

Max Miller

Zur Logik der frühkindlichen Sprachentwicklung

Empirische Untersuchungen und Theoriediskussion.
Konzepte der Humanwissenschaften.
512 Seiten. Kart. 38,- DM.

Max Miller legt hier den ersten umfassenden Ansatz über frühkindliche Sprachentwicklung vor. Die nahezu ausschließliche Aufmerksamkeit, die klassische Psycholinguisten den syntaktischen und semantischen Strukturen widmeten, wird durch eine gründliche empirische Erhebung abgesichert.

Aus dem Inhalt: Einleitung/Beschreibung des Projektes: Kognitive und soziale Determinanten des Spracherwerbs/Eine quantitative Analyse der frühen Sprachentwicklung von Meike und Simone/Probleme transformationeller Analysen der frühen Kindersprache/Aspekte der frühen Sprachentwicklung von Meike und Simone/Folgerungen für eine Logik der frühen Sprachentwicklung/Appendix (Textstellen)/Literatur

Klett

77-738

6-

warum 1977 plötzlich so viele Leute Kursbuch 33 kaufen?*

21 Kapitalismus in der Bundesrepublik
Arbeiterfragebogen 1880/1970/ Zur politischen Ökonomie Deutschlands (1932)/Die Wirtschaftspolitik der SPD/Die Frauen bei Bosch und AEG/Telefunken/Dreieck Bonn-Lisboa-Johannesburg.

23 Übergänge zum Sozialismus
Zur Analyse neuer Gesellschaftsformen/Übergangsbestimmungen aus 130 Jahren/Der russische Weg zum Sozialismus/Das politische Testament von E.S. Varga/Entfremdung, Herrschaft, Produzentendemokratie/Bericht aus einem chinesischen Dorf.

24 Schule, Schulung, Unterricht
Ein Plädoyer für die Abschaffung der Schule/Kritik der kompensatorischen Erziehung/Bericht über eine Berliner Volksschule/Die Schulsysteme der DDR und der BRD/Ratschläge zweier Deutschlehrer an ihre Schüler.

26 Die Klassenkämpfe in Italien
Können wir aus italienischen Klassenkämpfen lernen/Die ökonomischen Widersprüche im Nachkriegs-Italien/Die politische Geschichte Italiens seit 1945/Die KPI – Aufbau und Führungsmethoden/Die Gewerkschaften und die Fiat-Kämpfe.

27 Planen Bauen Wohnen
„Schöner Wohnen", Protokoll aus dem märkischen Viertel/Wohnungspolitik. Leitfaden durchs kalkulierte Chaos/Bürgerinitiativen und Planungsbeteiligung/Wohnungskampf, Hausbesetzung, Wohnkollektiv/Die Entwicklung des Bauwesens in der DDR.

28 Das Elend mit der Psyche I Psychiatrie
Psychische Verelendung und die Politik der Psychiatrie/Der „Wahn und der Fall" – Schizophrenie/Der Reformismus/Therapie als gesellschaftliche Praxis/Patientenselbstorganisation (SPK) und Staatsapparat.

29 Das Elend mit der Psyche II Psychoanalyse
Psychoanalyse als Herrschaftswissenschaft?/Auf der Couch (und dahinter)/Die Benutzung einer bürgerlichen Wissenschaft/Psychoanalyse, Kapitalmystifikation und Ideologie/Ödipus – ein bürgerlicher Komplex?

30 Der Sozialismus als Staatsmacht: Ein Dilemma und fünf Berichte
Unsere Schwierigkeiten mit den sozialistischen Ländern/Fünf Reiseberichte: DDR, CSSR, Volksrepublik Nordkorea, Cuba/ Revolutions-Tourismus/Die Pyramide der Unterdrückung

31 Staatsgewalt und Reformismus
Ist der spätkapitalistische Staat faschistisch?/Staatsgewalt, Reformismus und die Politik der Linken/ Klassenkampf und Repression/ Staat und Ökonomie/Der Staat des unterentwickelten Kapitalismus

32 Folter in der BRD – Zur Situation der Politischen Gefangenen
Isolation: die programmierte Folter/Gegen die Ächtung des politischen Gegners/Imperialismus: Provokation und Repression/ Kulturdenkmäler des Imperialismus

33 Ökologie und Politik oder die Zukunft der Industrialisierung
Zur Kritik der politischen Ökologie/ Die technokratische Ökologie/Die Bevölkerungsbombe ist ein Rockefeller-Baby/USA: Der öko-industrielle Komplex/BRD: Profitschmutz und Umweltschutz

*

34 Kinder
Nieder mit der Kindheit!/Kinderkultur/Spielen und Spielzeug/ Kind und Buch/Aus dem Stegreif. Soziodramatische Spiele mit Arbeiterkindern/Die Schule im Leben der Arbeiterkinder/Arbeiterkinder und Solidarität

35 Verkehrsformen 1 Frauen Männer Linke
Über die Schwierigkeiten ihrer Emanzipation/Objektiver Faktor Subjektivität/Die Sache der Frauen/ Gibt es eine Emanzipation der Männer?/Wegwerfbeziehungen/ Abenteuer des falschen Bewußtseins

36 Geld
Drei Ansichten vom Geld/Leitfaden zur politischen Ökonomie des Geldes/Die Zerstörung des Geldes/ Permanente Inflation/Zur Funktion und Macht der Banken/Die Linken und das Geld

37 Verkehrsformen II Emanzipation in der Gruppe
Schwierigkeiten mit Genossen/ „Ich war getrennt von mir selbst"/ „Warum ist Solidarität so schwierig?"/Die Homosexualität in uns/ Jenseits der Familie. Ein sexualpolitisches Experiment.

38 Lohnarbeit
Erfahrungen eines chilenischen Arbeiters in der BRD/Stück für Stück. Gespräche mit deutschen Arbeitern/Am Band. Aufzeichnungen eines Vertrauensmanns/Italien: „Neuer Syndikalismus"/Stücklohn in Ungarn

39 Provinz
Gespräch über Ungleichzeitigkeit/ Neuland – Leben in der Provinz/ Halbstark in Peine/Der Nachbar und das Allgemeine. Lehrlinge in der Provinz/„Provinz" als politisches Problem

40 Beruf: Langer oder kurzer Marsch?
Rede und Gegenrede/Berichte von Lehrern, Sozialarbeitern, Krankenhausärzten, Juristen/Vom Wirken des Juristen auf die Gesellschaft

41 Alltag
Unser Alltag: Nachruf zu Lebzeiten/ In Gefahr und größter Not bringt der Mittelweg den Tod/Alltags-Zeit. Über die unauffälligste Form sozialen Zwangs/Befreiung vom Alltag?

42 Unsere Bourgeoisie
Eure Elite/Bürgerliche Attrappen/ Unsere Bourgeoisie – Beschreibung einer Lücke/Der Aufstieg – Die Krise – Die Macht ohne Herrlichkeit/Das unheimliche Heim/ Abgrenzungsübungen eines Aufsteigers/Kapitalfraktionen

43 Arbeitsorganisation – Ende des Taylorismus?
Taylorismus – ein Mittelklassentraum?/Die Wirklichkeit der kapitalistischen Arbeit (Frauenakkord, Großraumbüro)/Lenin und Taylor, Taylor in der DDR/Wie arbeiten die Chinesen?

44 Unsere Unterwelt
Milieus: Frankfurt, St. Pauli, Fulda . . ./Professionen und Karrieren: Eierdiebe, Loddel, Zocker, Dealer, Bosse/Auf dem Strich, über dem Strich/Die Logik der Kriminalisierung: Zur Dialektik von Konformität und Kriminalität

45 Wir Kleinbürger
Die schwankende Klasse, die verhinderte Klasse/Die Unaufhaltsamkeit des Kleinbürgertums/Selbstanfechtung zwecks Selbsterhaltung/Die allgegenwärtigen Überbauarbeiter. Wofür er schafft, wovon er träumt

46 Volksfront für Europa?
Volksfront: Geschichte und Theorie/Modelle für die Zukunft Europas/Italien: der Historische Kompromiß/Frankreich ist nicht Chile/ Portugal heute/Volksfront vom Osten gesehen/Was sagt die NATO?

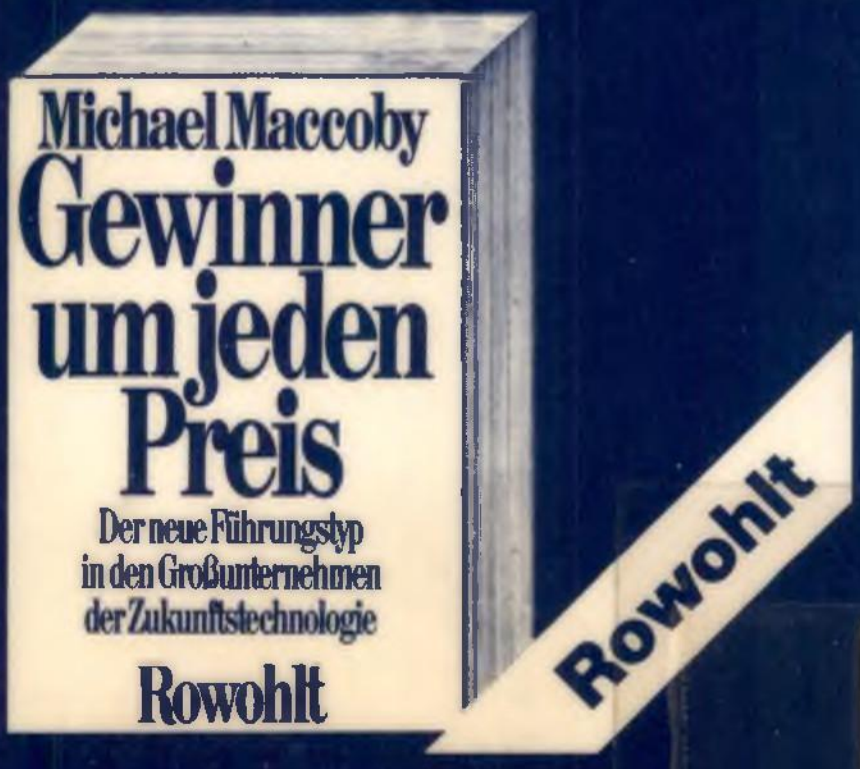
*** weil einige Kursbücher ihrer Zeit voraus sind und viele Leute zu spät abonnieren**

Bezugsbedingungen
Erscheinungsweise: 4 mal jährlich
Umfang pro Heft: 192 Seiten
Preis ab Heft 39: 8 Mark
Im Abonnement: 6 Mark
Preis Heft 21-38: 7 Mark
Im Abonnement: 5 Mark
Kursbuch 1-20, 22, 25 sind restlos vergriffen

Zwei politische Sachbücher:

Die Bundesrepublik steht der künftigen technologischen Krise unvorbereitet gegenüber. Diese Krise wird im wesentlichen zwei Aspekte immer deutlicher hervortreten lassen: die ökologischen Grenzen und die technologisch bedingte Arbeitslosigkeit. Frank Haenschke wendet sich dagegen, daß die Politik von scheinrationalen Sachzwängen diktiert wird. Sie muß dagegen von ethischen und moralischen, an Grundwerten orientierten Kategorien beurteilt werden.

Brosch. **DM 16,80**

Ein neuer Menschentyp hat sich der größten Unternehmungen Amerikas bemächtigt: der perfekte Organisator des Spieltriebs der Menschen. Der Autor beschreibt in dieser sozialwissenschaftlichen Untersuchung, welcher Techniken sich diese Manager bedienen, um eine stets siegreiche Mannschaft aufzubauen.

Geb. **DM 29,80**